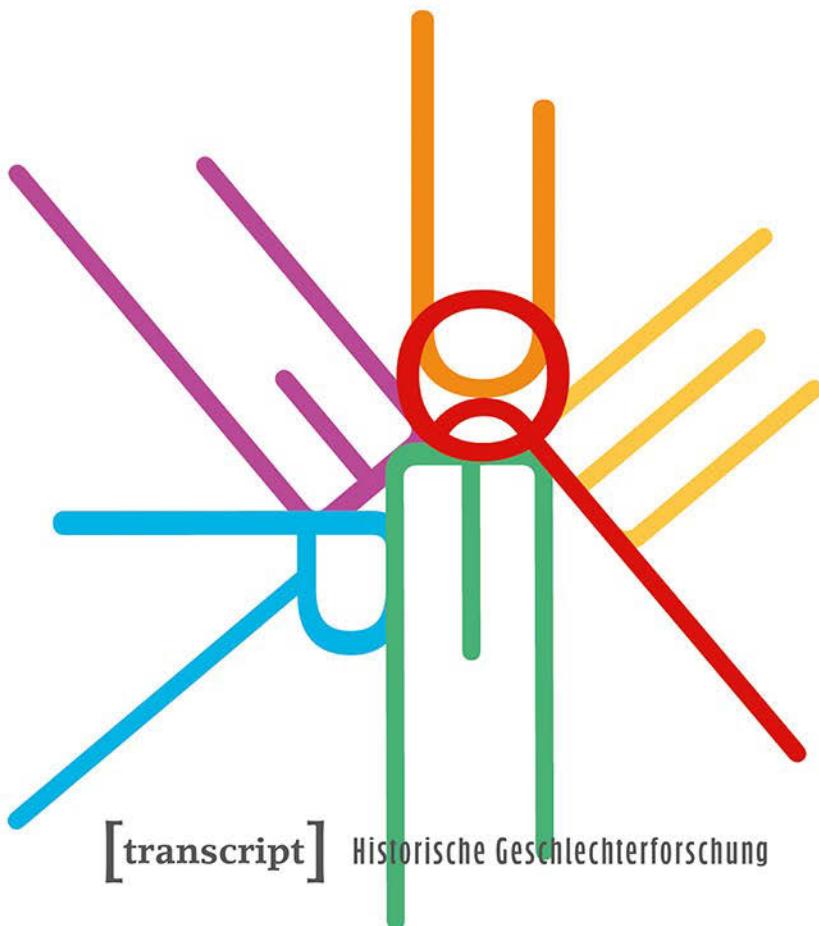


Benno Gammerl,
Martin Lücke,
Andrea Rottmann (Hg.)

HANDBUCH QUEERE ZEITGESCHICHTEN II DIFFERENZEN



Benno Gammerl, Martin Lücke, Andrea Rottmann (Hg.)
Handbuch Queere Zeitgeschichten II

Historische Geschlechterforschung | Band 16

Editorial

Die historische Geschlechterforschung begann mit dem Bestreben, die meist vernachlässigten Beiträge von Frauen* zur Geschichte zu erforschen und ihre Stimmen hörbar zu machen. Heute ist die historische Geschlechterforschung ein weitestes Forschungsfeld, das Themen wie die Geschichte der Geschlechterverhältnisse, die Geschichte der Frauenbewegungen, Männlichkeitsdiskurse und die Geschichte der Lebenswirklichkeit, Verfolgung und Entrechtung sowie der Kämpfe von LGBT-QI*-Personen beleuchtet. Die Reihe **Historische Geschlechterforschung** bietet einen Identifikations- und Diskussionsort, um diese Themen in der interdisziplinären Forschungslandschaft zu verankern und ihnen zu größerer Sichtbarkeit zu verhelfen.

Benno Gammerl (Dr. phil.) ist Historiker. Seit 2021 arbeitet er als Professor für Geschlechter- und Sexualitätengeschichte am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz.

Martin Lücke (Dr. phil.) ist Historiker und Geschichtsdidaktiker. Seit 2010 ist er Professor für Didaktik der Geschichte an der Freien Universität Berlin und u.a. Teilprojektleiter in der DFG-Forschungsgruppe »Recht – Geschlecht – Kollektivität«. Er promovierte 2008 an der Universität Bielefeld mit einer Arbeit zur Geschichte der männlichen Prostitution.

Andrea Rottmann (PhD) ist Historikerin und Kulturwissenschaftlerin. Sie forscht als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt »Menschenrechte, queere Geschlechter und Sexualitäten seit den 1970er Jahren« an der Freien Universität Berlin.

Benno Gammerl, Martin Lücke, Andrea Rottmann (Hg.)

Handbuch Queere Zeitgeschichten II

Differenzen

[transcript]

Diese Veröffentlichung wurde zum Teil von der Open Access Förderung der Freien Universität Berlin gefördert. Das Netzwerk Queere Zeitgeschichten wird von der Deutschen Forschungsgesellschaft gefördert.

Funded by



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-Non-Commercial 4.0 Lizenz (BY-NC). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium ausschliesslich für nicht-kommerzielle Zwecke.

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/>

Um Genehmigungen für die Wiederverwendung zu kommerziellen Zwecken einzuholen, wenden Sie sich bitte an rights@transcript-publishing.com

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2024 im transcript Verlag, Bielefeld

© Benno Gammerl, Martin Lücke, Andrea Rottmann (Hg.)

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Umschlagabbildung: Logo Netzwerk Queere Zeitgeschichten im deutschsprachigen Europa

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

<https://doi.org/10.14361/9783839472354>

Print-ISBN: 978-3-8376-7235-0

PDF-ISBN: 978-3-8394-7235-4

Buchreihen-ISSN: 2627-1907

Buchreihen-eISSN: 2703-0512

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Danksagung	9
------------------	---

Teil 1: Einleitungen

Zwischenstand: Zwei Jahre Netzwerk Queere Zeitgeschichten

Netzwerk Queere Zeitgeschichten im deutschsprachigen Europa	13
---	----

Differenzen

Alterität, Konflikt und Diversität in der queeren Zeitgeschichte

Die Teilnehmenden des Workshops >Differenzen< aus dem Netzwerk Queere

<i>Zeitgeschichten im deutschsprachigen Europa</i>	23
--	----

Teil 2: Beiträge

Beziehungsweisen, queer-lesbische (1950–1970)

Elena Marie Mayeres und Katja Patzel-Mattern	47
--	----

Grenzen der Gleichheit

Differenzen und Konflikte in der schweizerischen Schwulenbewegung (1960–1990)

Martin Lengwiler und Daniel Zürcher	59
---	----

Heteronormative Regulierung von Trans*geschlechtlichkeit in der DDR

Differenzieren und Kontrollieren

Ulrike Klöppel	71
----------------------	----

Krüppellesben	
Aktivismus und Subjektivierungen von Lesben mit Behinderungen in den 1980er und 90er Jahren	
Elisa Heinrich	87
Migrantische Zugehörigkeiten in digitalen Zeiten	
Yener Bayramoğlu	101
Rassismus und Anti-Rassismus	
Christopher Ewing.....	109
Symbole und Subjektivierung	
Sébastien Tremblay	125
Unsichtbarkeit lesbischer Liebe im deutschsprachigen Raum seit 1945	
Kirsten Plötz und Corinne Rufli.....	137

Teil 3: Quellen

Briefkorrespondenz aus den USA mit verschiedenen »black and white lesbian couples«, aus der Sammlung Adeline Jastrzemski, Spinnboden Lesbenarchiv Berlin (1976-1978)	
Lara Ledwa	153
Dokumentarfilm »... viel zuviel verschwiegen« (1992)	
Maria Bühner	157
Fotografien von Liva Tresch im »Barfüsser« in Zürich (1963-1973)	
Corinne Rufli	167
Fürsorgeerziehungssache der Kinder Voss (1943)	
Katja Patzel-Mattern	173
Bewegungszeitschrift »Lesbische Transen - ich bin eine von ihnen« (1991)	
Maria Bühner	179

Oral-History-Interview mit einem 43-Jährigen, eine schwule Jugendgruppe (2008)	
<i>Benno Gammerl</i>	187
Geschichtsfilm »Schicksalsjahre« (2011)	
<i>Elena Marie Mayeres</i>	195
Widerspruch des Roland S. gegen den Bescheid des Polizeipräsidenten in Berlin, (1959)	
<i>Andrea Rottmann</i>	201
Bibliographie	211
Autor*innen	239

Danksagung

Die Herausgeber*innen danken insbesondere Jonah Reimann, Andrea Ladányi und Greta Hülsmann ganz herzlich für ihre engagierte Mitarbeit.

Ohne euch gäbe es weder Netzwerk noch Handbuch.

Teil 1: Einleitungen

Zwischenstand: Zwei Jahre Netzwerk Queere Zeitgeschichten

Netzwerk Queere Zeitgeschichten im deutschsprachigen Europa

Seit über zwei Jahren arbeiten über dreißig Wissenschaftler*innen aus unterschiedlichen Ländern gemeinsam im Netzwerk »Queere Zeitgeschichten im deutschsprachigen Europa«. Die meisten sind Historiker*innen, aber zu uns gehören auch Kolleg*innen aus der Theaterwissenschaft, der Soziologie, der Kulturwissenschaft, den Gender Studies und weiteren Disziplinen. Uns eint unser Interesse an queerhistorischen Fragestellungen und unser Wunsch, diese sichtbarer werden zu lassen, die Themen und Methoden der queeren Geschichte für Forschung und Lehre zugänglich zu machen und das Fach besser in der Wissenschaft zu verankern. Denn wir sind überzeugt, dass historisches Wissen über Sexualität und Geschlecht wichtig ist, um ein umfassendes Verständnis der Vergangenheit und der Gegenwart gewinnen und Vorstellungen von Zukunft entwickeln zu können. Deswegen verfassen wir gemeinsam dieses Handbuch, das Forschende, Lehrende und Lernende genauso wie ganz-einfach-Interessierte ansprechen soll, und bemühen uns um größtmögliche Zugänglichkeit. Die Bände erscheinen digital kostenfrei (Open Access in CC-BY-NC-Lizenz). Für alle Abbildungen haben wir Bildbeschreibungen verfasst, damit sie auch für blinde, seheingeschränkte oder andere Leser*innen, die das Buch mithilfe von Unterstützungstechnologie lesen, wahrnehmbar sind. In dieser Hinsicht ist unser Handbuch auch für den transcript Verlag ein Pilotprojekt. Die für die Barrierefreiheit ebenfalls notwendigen Tags oder Markierungen, die der Vorlesesoftware sagen, was sie in welcher Reihenfolge vorlesen soll und was nicht, will der Verlag im Lauf des Jahres 2024 in seine Setzsoftware einbauen.¹ Ab 2025 ist die Barrierefreiheit von E-Books in der EU gesetzlich vorgeschrieben.

¹ Email von Mirjam Galley, Lektorin transcript Verlag, an Andrea Rottmann, 04.01.2024.

Seit dem Start unseres Netzwerks im Herbst 2021 haben wir zwei Präsenzworkshops in Berlin durchgeführt: im Juni 2022 zum Thema »Räume«, im Juli 2023 zum Thema »Differenzen«. Die Präsenzworkshops sind das Herz unserer gemeinsamen Arbeit. Hier diskutieren wir die Entwürfe für die Beiträge der jeweiligen Handbuch-Bände, die mehrere Monate im Voraus in einem Online-Workshop festgelegt und verteilt wurden. Den Räume-Workshop 2022 begleitete als Gast Geograph*in Jack Jen Giesecking aus den USA, zum Differenzen-Workshop besuchte uns überraschend Madeleine Marti, Pionierin der lesbischen Geschichte aus der Schweiz. Im Herbst 2023 präsentierte das Netzwerk ein eigenes Panel auf der Jahreskonferenz der German Studies Association in Montréal, Kanada: drei der Autor*innen des Räume-Bandes, Kevin Heiniger (Basel), Noah Munier (Stuttgart) und Eike Wittrock (Wien) stellten ihre Forschung vor, Craig Griffiths (Manchester) kommentierte und Andrea Rottmann (Berlin) moderierte. Darüber hinaus trugen weitere mit dem Netzwerk assoziierte Kolleg*innen auf anderen Panels zur »queeren Geschichte der Menschenrechte, zur historischen Entwicklung homophober Hasskriminalität, zur interdisziplinären Lektüre queerer Quellen, zur Ehrung des verstorbenen queeren Historikers Robert Tobin und zur Auslöschung und Wiederkehr queeren Begehrens in der jüdischen Holocaust-Geschichte vor.² Einen Monat später feierten wir in Berlin und online das Erscheinen des ersten Handbuch-Bandes zu »Räumen« der queeren Zeitgeschichte. Dr. Mirjam Galley, unsere Projektmanagerin beim transcript Verlag, und Kolleg*innen aus der Ethnologie, der Geschichte, der Geografie und der Soziologie trugen mit kurzen Statements zu einer interdisziplinären Würdigung unseres Gemeinschaftswerkes bei. So setzt sich das Netzwerk fort, schaffen wir neue Kontakte über disziplinäre und nationale Grenzen hinweg, und versuchen auch den Graben zwischen universitär verankerten und freiberufllich arbeitenden Wissenschaftler*innen zu überbrücken.

Arbeiten in einer Zeit multipler Krisen

Unsere Arbeit findet in einer Zeit multipler Krisen statt. Während wir den Antrag für das Netzwerk stellten, brach die Corona-Pandemie aus. Mehrere Kolleg*innen konnten aufgrund von Krankheit nicht wie geplant am ersten Band

² Craig Griffiths, »Bericht von der CSA 2023«, 05.12.2023, <https://www.queere-zeitgeschichten.net/aktuelles/GSA-Report-2023.html>, (Zugriff am 20. Dezember 2023).

des Handbuchs mitarbeiten. Überhaupt haben Krankheit, Tod und Trauer unser Netzwerk von Beginn an begleitet, auf persönlicher und politischer Ebene. 2023 verstarb unser Kollege Adrian de Silva, Pionier der Trans und Queer Studies, nachdem er trotz schwerer Krankheit seinen gemeinsam mit Muriel Lorenz verfassten Beitrag zu »Virtuellen Räumen« für Band 1 noch fertiggestellt hatte.³ Zwei der Koordinator*innen des Netzwerks verloren 2022 kurz vor bzw. kurz nach dem ersten Workshop des Netzwerks ihre Väter. Neben diesen persönlichen Verlusten sind wir mit den Nachrichten von Tod und Zerstörung in den Kriegen in der Ukraine, im Nahen Osten und anderswo konfrontiert.

An vielen Orten der Welt ist die Demokratie in der Krise, insbesondere auch in Europa, wo Rechtspopulist*innen und Faschist*innen Wahlen gewonnen, etwa Giorgia Meloni 2022 in Italien oder Geert Wilders 2023 in den Niederlanden. In Deutschland hat die AfD 2023 die erste Landrats- und die erste Bürgermeisterwahl gewonnen, in zwei Landesverbänden, die vom Verfassungsschutz als gesichert rechtsextremistisch eingestuft werden.⁴ Die Distanzierung der demokratischen Parteien von der AfD droht dabei immer weiter abzunehmen: in Thüringen nutzten CDU und FDP bereits mehrfach Stimmen der AfD-Fraktion, um Gesetze gegen die Regierungsparteien durch das Parlament zu bringen.⁵ Auf Bundesebene hat es zwar bisher keine offene Kooperation gegeben. Aber hier ist es der AfD gelungen, etwa bei den Themen Asyl und Zuwanderung mit ihren Positionen den politischen und medialen Diskurs maßgeblich zu prägen. Und auch beim Thema der geschlechtlichen und sexuellen Vielfalt sind rechte Positionen 2023/2024 stärker als je zuvor im politischen Mainstream angekommen. Ein Verbot des »Genderns«, also der Verwendung einer geschlechtergerechten und -inklusiven Sprache, steht im Koalitionsvertrag der hessischen CDU/SPD-Koalition und gilt seit dem 1. April 2024 in Bayern für Verwaltung, Schulen und Hochschulen.⁶ Das »Gendern«

3 <https://www.fg-gender.de/zum-tod-von-dr-adrian-de-silva/>

4 Markus Balser, »Höckes AfD ist ›erwiesen rechtsextrem‹«. *Süddeutsche*, 23.11.2021, (Zugriff am 20. Dezember 2023), <https://www.sueddeutsche.de/politik/afd-verfassungsschutz-rechtsextremismus-1.5471538>; »AfD in Sachsen als gesichert rechtsextremistisch eingestuft«, *zeit.de*, 08.12.2023, (Zugriff am 20. Dezember 2023), <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2023-12/afd-in-sachsen-als-gesichert-rechtsextrem-eingestuft>.

5 »Thüringen: CDU und FDP nutzen AfD-Stimmen«, *zdf.de*, 08.12.2023, (Zugriff am 20. Dezember 2023), <https://www.zdf.de/nachrichten/politik/thueringen-cdu-afd-fdp-waldgesetz-brandmauer-100.html>.

6 »Rhein und Faeser besiegen schwarz-rote Koalition für Hessen«, *hessenschau.de*, 18.12.2023, (Zugriff am 20. Dezember 2023), <https://www.hessenschau.de/politik/>

bzw. »Gender« steht hier als Chiffre für geschlechtliche und sexuelle Vielfalt. Diese zu bekämpfen ist ein zentrales Ziel von Rechtspopulist*innen weltweit, deren Kampfbegriffe der »Gender-Ideologie«, oft in Kombination mit einer »LGBT-Ideologie«, sich als extrem erfolgreich herausgestellt haben.⁷ Rechtspopulistische und transphobe Narrative haben in Deutschland auch die Debatte um das Selbstbestimmungsgesetz geprägt, das das vom Bundesverfassungsgericht in mehreren Entscheidungen als verfassungswidrig eingestufte Transsexuellengesetz von 1980 ersetzen wird, und haben fäulerweise Eingang in den Gesetzentwurf der Bundesregierung gefunden, der am 12.04.2024 verabschiedet wurde.⁸

Auch die wissenschaftliche Forschung zu Geschlecht und Sexualität, die im Fach Gender Studies geleistet wird, wird in Deutschland seit einigen Jahren angegriffen. »Erkennbar sind Versuche, die wissenschaftliche Qualität der Geschlechterforschung grundsätzlich in Zweifel zu ziehen, sie zu delegitimieren oder ihr den Status als wissenschaftliches Forschungsfeld abzusprechen«, befand der Wissenschaftsrat 2023 in seinen *Empfehlungen zur Weiterentwicklung der Geschlechterforschung in Deutschland*.⁹ Der Bericht hält gleichzeitig fest: »Ein emanzipatorisch-aufklärerisches Ziel zu verfolgen, steht aber keineswegs im Widerspruch zum Status als Wissenschaft im Sinne einer methodisch kontrollierten und intersubjektiv nachprüfbaren Erkenntnissuche.«¹⁰ In der Geschichtswissenschaft ist die Geschlechtergeschichte, in deren Rahmen queerhistorische Forschung oft stattfindet, kaum über Professuren institutionalisiert.

⁷ koalitionsvertrag-unterzeichnet-cdu-und-spd-besiegeln-koalition-fuer-hessen-v2, unterzeichnung-koalitionsvertrag-spd-cdu-hessen-100.html. Petr Jerabek. »Bayern beschließt Verbot von Gendersprache«. Bayrischer Rundfunk, 19.03.2024. [https://www.br.de/nachrichten/bayern/bayern-beschliesst-verbot-von-gendersprache,U7T9VzC,\(Zugriff am 27.03.2024\).](https://www.br.de/nachrichten/bayern/bayern-beschliesst-verbot-von-gendersprache,U7T9VzC,(Zugriff am 27.03.2024).)

⁸ Agnieszka Graff/Elzbieta Korolczuk, *Anti-Gender Politics in the Populist Moment*, (London/New York: Routledge, 2022).

⁹ »Stellungnahme des Bundesverband Trans* zum Gesetzentwurf der Bundesregierung: Entwurf eines Gesetzes über die Selbstbestimmung in Bezug auf den Geschlechtseintrag und zur Änderung weiterer Vorschriften«. 15.11.2023. [https://www.bundesverband-trans.de/wp-content/uploads/2023/11/2023_11_15_BVT_Stellungnahme_SBGG_KabinettSENTWURF.pdf,\(Zugriff am 27. März 2024\).](https://www.bundesverband-trans.de/wp-content/uploads/2023/11/2023_11_15_BVT_Stellungnahme_SBGG_KabinettSENTWURF.pdf,(Zugriff am 27. März 2024).)

¹⁰ Wissenschaftsrat (Hg.): *Empfehlungen zur Weiterentwicklung der Geschlechterforschung in Deutschland*. Köln: Juli 2023, [https://doi.org/10.57674/9z3k-1y81,\(Zugriff am 22. Januar 2024\).](https://doi.org/10.57674/9z3k-1y81,(Zugriff am 22. Januar 2024).)

¹⁰ Wissenschaftsrat, *Empfehlungen*, 25–26.

siert.¹¹ Ende 2022 kämpften Studierende und Lehrende an der Universität Jena um den Erhalt des dortigen Lehrstuhls für Geschlechtergeschichte, der aber voraussichtlich trotz medienwirksamer Proteste nach der Emeritierung der aktuellen Lehrstuhlinhaberin abgeschafft werden wird.¹² Der Wissenschaftsrat befand, »[g]erade angesichts der Bedeutung des Forschungsfeldes und des Interesses seitens der Studierenden [sei] es kritisch zu bewerten, wenn Geschlechterdenominationen bei Neubesetzungen von Professuren nicht erhalten bleiben.«¹³

Neben diesen bedrohlichen Entwicklungen sind viele von uns, die im Netzwerk zusammenarbeiten, von der anhaltenden Krise der wissenschaftlichen Arbeitsbedingungen betroffen. Wer in der Wissenschaft beschäftigt ist, leidet entweder unter großer Unsicherheit, weil in Deutschland 92 % der wissenschaftlichen Stellen befristet sind, Forschende aber laut Wissenschaftszeitvertragsgesetz nur maximal 12 Jahre in Befristung angestellt sein dürfen – sechs vor und sechs nach der Promotion.¹⁴ Wer eine Professur erreichen kann, hat zwar eine sichere Stelle, leidet aber unter Überlastung, weil von den wenigen Professor*innen die Bewältigung eines doppelten und dreifachen Arbeitspensums erwartet wird. Die Situation ist in Österreich und der Schweiz, in Italien, Großbritannien, Kanada und den USA, wo die Mitglieder des Netzwerks vertreten sind, gesetzlich anders geregelt, gestaltet sich aber nicht weniger prekär. Unsicherheit und Prekarität beschreiben auch die Arbeitsbedingungen derjenigen von uns, die außeruniversitär forschen.

-
- 11 Laut dem Portal »Datensammlungen Geschlechterforschung« des Margherita-von-Brentano-Zentrums an der FU Berlin existiert überhaupt nur eine Professur mit Teil-denumeration im Fach Geschichte, die zudem vakant sei, und zwar an der Universität Magdeburg. <https://mvbz.org/genderprofessuren>, (Zugriff am 22. Januar 2024). In Österreich ist die Situation besser: Dort hat Levke Harders an der Universität Innsbruck eine Professur für Geschlechtergeschichte inne, in Wien und Graz gibt es jeweils Teil-denumerationen.
- 12 »Geschlechtergeschichte an der Uni Jena erhalten!«, 26.07.2023, <https://www.fsv.uni-jena.de/fakultaet/institute-lehrstuhle/institut-fuer-soziologie/institut/genderkommission/aktuelles/geschlechtergeschichte-retten-fsu>, (Zugriff am 22. Januar 2024).
- 13 Wissenschaftsrat, *Empfehlungen*, S. 43.
- 14 Siehe die Informationen des Netzwerks für gute Arbeit in der Wissenschaft, z.B. »Nur noch 92 % – Kommentar des NGAWISS zum Buwin 2021«, 17.03.2022, <https://mittelbau.net/nur-noch-92-kommentar-des-ngawiss-zum-buwin-2021/>, (Zugriff am 22. Januar 2024).

Neue Sichtbarkeit queerer Lebensweisen und queerhistorischer Forschung

Neben dem politischen Rechtsruck und den Angriffen auf queere und feministische Politiken und Wissenschaft gibt es aber auch eine neue, größere Sichtbarkeit queerer Lebensweisen und starkes Interesse an queerer Forschung. Erstere zeigt sich unter anderem in der Vielzahl von CSDs und Pride-Paraden, die an kleinen und großen Orten im deutschsprachigen Raum stattfanden, von Aurich über Dessau-Roßlau, Hanau und Heide, Goslar und Graz, Kaufbeuren, Liechtenstein, Steyr, St. Pölten und St. Gallen, Torgau und Trier bis Zittau und Zug.¹⁵ Historische queere Lebensweisen erfuhren 2023 in Deutschland auf höchster bundespolitischer Ebene eine Würdigung, als der Deutsche Bundestag seine Gedenkstunde für die Opfer des Nationalsozialismus zum ersten Mal denjenigen widmete, die »aufgrund ihrer sexuellen Orientierung bzw. geschlechtlichen Identität [...] verfolgt wurden.«¹⁶ Im November 2023 eröffnete Bundestagspräsidentin Bärbel Bas im Bundestag die Ausstellung »gefährdet leben. Queere Menschen 1933–1945«, die anschließend als Wanderausstellung auf Tour ging.¹⁷ An beiden Veranstaltungen waren Mitglieder des Netzwerks beteiligt.¹⁸

¹⁵ CSD Deutschland e.V., Termine 2023, https://csd-deutschland.de/wp-content/uploads/2023/04/2023-04-04_CSD-DE_Termine-2023.pdf, (Zugriff am 22. März 2024).

¹⁶ Pressestelle Deutscher Bundestag, »Bundestag gedenkt am 27. Januar der Opfer des Nationalsozialismus: Verfolgte sexuelle Minderheiten im Mittelpunkt der Gedenkstunde«. 06.01.2023, <https://www.bundestag.de/presse/pressemittelungen/2023/pm-230106-27-januar-928580>, (Zugriff am 22. März 2024).

¹⁷ Pressestelle Deutscher Bundestag, »Bundestagspräsidentin Bas eröffnet Ausstellung ›gefährdet leben. Queere Menschen 1933–1945‹. 27.11.2023. <https://www.bundestag.de/presse/pressemittelungen/2023/pm-231127-ausstellung-979972>, (Zugriff am 22. März 2024).

¹⁸ Martin Lücke hielt am Vorabend der Holocaust-Gedenkstunde im Anhörungssaal im Marie-Elisabeth-Lüders-Haus einen Vortrag über die Geschichte der Verfolgung von queeren Menschen. Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, »Gedenken bedeutet handeln!« <https://www.stiftung-denkmal.de/aktuelles/gedenken bedeutet-handeln/>, aufgerufen am 22.03.2024. Der Vortrag ist inzwischen publiziert: Martin Lücke/Anna Katharina Mangold, Verfolgung, Widerstand und Selbstbestimmung. Zur Geschichte und Gegenwart queerer Menschen in Deutschland, Göttingen: Wallstein, 2023. Zum Kurationsteam der Ausstellung gehörten mit Karl-Heinz Steinle und Andreas Pretzel zwei Kollegen aus dem Netzwerk. Carsten Bauhaus, »Nicht nur Opferperspektiven: LGBTIQ* im Nationalsozialismus«, Siegessäule

Auch wissenschaftlich war 2023 ein Jahr queerer Sichtbarkeit, nicht nur in der Geschichte. Bei Suhrkamp erschienen in Herausgeberschaft von Mike Laufenberg und Ben Trott Schlüsseltexte der Queer Studies, viele davon zum ersten Mal ins Deutsche übertragen. Die Veröffentlichung ermöglicht der deutschsprachigen Forschung und Lehre den Anschluss an wichtige Debatten und Erkenntnisse der letzten Jahrzehnte, insbesondere von Queer of Color-Denker*innen.¹⁹ Laufenbergs bereits 2022 erschienene *Queere Theorien zur Einführung* wurden 2023 neu aufgelegt, ein Zeichen für anhaltendes Interesse an der Analyse von Sexualitäts- und Geschlechternormen und ihrer intersektionalen Verwobenheit mit anderen Differenzkategorien wie Rasse, Klasse und Behinderung.²⁰

To be seen: das gelang 2023 auch queerhistorischen Publikationen, am eindrücklichsten vielleicht dem gleichnamigen Katalog der Ausstellung »To be seen. Queer Lives 1900–1950« im NS-Dokumentationszentrum München, der zudem zweisprachig auf Deutsch und Englisch erschien und so ein hiesiges wie internationales Publikum ansprach.²¹ Aber auch Benno Gammerls *Queer. Eine deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis heute*, die erste Überblicksdarstellung queerer Geschichte in Deutschland seit 1871, erfuhr große Aufmerksamkeit.²² Als weitere deutschsprachige Publikationen zur queeren Zeitgeschichte sind Teresa Tammers *Warne Brüder im Kalten Krieg. Die DDR-Schwulenbewegung und das geteilte Deutschland in den 1970er und 1980er Jahren* und der von Michael Mayer und Michael Schwartz herausgegebenen Sammelband *Verfolgung – Diskriminierung – Emanzipation. Homosexualität(en) in Deutschland und Europa 1945 bis 2000* zu nennen, darüber hinaus das von Ulrike Klöppel, Benno Gammerl und Andrea Rottmann verantwortete Dossier *Queere Zeitgeschichte auf zeitgeschichte.online*.²³ Relevant für die queere Zeitgeschichte ist auch die Übersetzung

le, 29.11.2023, <https://www.siegesaeule.de/magazin/nicht-nur-opferperspektiven-lgbtiq-im-nationalsozialismus/>, (Zugriff am 22. März 2024).

- 19 Mike Laufenberg/Ben Trott (Hg.), *Queer Studies. Schlüsseltexte*, (Berlin: Suhrkamp, 2023).
- 20 Mike Laufenberg, *Queere Theorien zur Einführung*, 2. Auflage, Hamburg: Junius 2023.
- 21 Karolina Kühn/Mirjam Zadoff (Hg.), *To Be Seen. Queer Lives 1900–1950*, (München: Hirmer, 2023).
- 22 Benno Gammerl, *Queer. Eine deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis heute*, München: Hanser, 2023.
- 23 Teresa Tammer, *Warne Brüder im Kalten Krieg. Die DDR-Schwulenbewegung und das geteilte Deutschland in den 1970er und 1980er Jahren*, (München/Wien: De Gruyter Oldenbourg

von Tiffany Florvils Buch über schwarzen Feminismus in Deutschland, das 2023 als *Black Germany. Schwarz, deutsch, feministisch – die Geschichte einer Bewegung* erschien und die wichtige Rolle lesbischer und queerer Frauen in der afrodeutschen Bewegung herausstellt.²⁴

Wie auch Florvils Buch zeigt, entsteht wichtige Forschung zur queeren Zeitgeschichte des deutschsprachigen Europas weiterhin in der englischsprachigen Geschichtswissenschaft und den German Studies. 2023 erschienen dort Jennifer Evans' *The Queer Art of History: Queer Kinship after Fascism*, Andrea Rottmanns *Queer Lives Across the Wall: Desire and Danger in Divided Berlin, 1945–1970* und Christopher Ewings *The Color of Desire. The Queer Politics of Race in the Federal Republic of Germany after 1970*.²⁵ Ebenfalls auf Englisch veröffentlichte Sébastien Tremblay Ende 2023 sein Buch *A Badge of Injury: The Pink Triangle As Global Symbol of Memory*, das jedoch an einer deutschen Universität entstand.²⁶ Mit Zavier Nuns Artikel »Against anticipation, or, camp reading as reparative to the trans feminine past: A microhistory in Nazi-Era Vienna« ist der deutschsprachige Raum auch im *Special Issue: Historicising Trans Pasts* von *Gender & History* vom März 2024 vertreten.²⁷

Erfreulicherweise wird diese Blüte zeithistorischer queerer Forschung auch wissenschaftlich honoriert. So gewann Craig Griffiths 2021 für *The Ambivalence of Gay Liberation. Male Homosexual Politics in 1970s West Germany* den Preis für wissenschaftliche Erstlingswerke des kanadischen Waterloo Centre

2023); Michael Mayer/Michael Schwartz (Hg.), *Verfolgung – Diskriminierung – Emanzipation. Homosexualität(en) in Deutschland und Europa 1945 bis 2000* (= Schriftenreihe der Vierteljahrsshefte für Zeitgeschichte, Bd. 126), (München/Wien: De Gruyter Oldenbourg 2023); Ulrike Klöppel, Benno Gammerl, Andrea Rottmann (Hg.), *Dossier Queere Zeitgeschichte*, zeitgeschichte.online, 27.06.2023, <https://zeitgeschichte-online.de/nod/e/66233>. (Zugriff am 25. März 2024).

24 Tiffany N. Florvil, *Black Germany. Schwarz, deutsch, feministisch – die Geschichte einer Bewegung*, (Berlin: Ch. Links Verlag, 2023).

25 Jennifer Evans, *The Queer Art of History: Queer Kinship after Fascism*, (Durham/London: Duke University Press, 2023); Andrea Rottmann, *Queer Lives Across the Wall: Desire and Danger in Divided Berlin, 1945–1970*, (Toronto: University of Toronto Press, 2023); Christopher Ewing, *The Color of Desire. The Queer Politics of Race in the Federal Republic of Germany after 1970*, (Ithaca/London: Cornell University Press, 2024).

26 Sébastien Tremblay, *A Badge of Injury. The Pink Triangle As Global Symbol of Memory*, (Basel/Berlin/Boston: De Gruyter, 2023).

27 Zavier Nunn, »Against anticipation, or, camp reading as reparative to the trans feminine past: A microhistory in Nazi-Era Vienna«, in *Gender & History*, Vol 36, No. 1, März 2024, 191–207.

for German Studies, 2023 ging der Barclay Book Prize der German Studies Association an Samuel Huneke für sein Buch *States of Liberation: Gay Men between Dictatorship and Democracy in Cold War Germany*. Dass queere zeithistorische Forschung inzwischen auch in Deutschland Anerkennung findet, zeigt die Verleihung des Konrad-Adenauer-Forschungspreises der Alexander-von-Humboldt-Stiftung 2023 an Jennifer V. Evans als »ausgewiesene Expertin im Bereich der europäischen Queer History«.²⁸

Die Situation des Forschungsfeldes kann also als ambivalent beschrieben werden: der enormen Produktivität und den Erfolgen stehen Angriffe auf die wissenschaftliche Arbeit und queere Lebensweisen sowie prekäre Arbeitsverhältnisse gegenüber. Ob die erwähnten Auszeichnungen Anzeichen einer nachhaltigen Institutionalisierung sind oder nur wohlfeile Token der Anerkennung, ist noch nicht abzusehen.

Ausschlüsse und Ungleichgewichte in der queeren Geschichte des deutschsprachigen Europas

Unser Netzwerk und das Forschungsfeld sind in struktureller und epistemologischer Hinsicht von Ausschlüssen und Ungleichgewichten gekennzeichnet. Was unsere personelle Zusammensetzung angeht, ist das Netzwerk in Bezug auf Geschlecht zwar divers, und in geografischer Hinsicht gibt es trotz eines starken Übergewichts von in Deutschland situierten Forschenden auch eine signifikante Präsenz von Kolleg*innen aus Österreich, der Schweiz, Großbritannien und den USA und einzelne Mitglieder aus Italien, Kanada und Luxemburg. Auch in diesem queeren Netzwerk identifizieren sich jedoch die meisten als cisgeschlechtlich, wir sind fast alle weiß und nicht von sichtbarer Behinderung betroffen. Das Netzwerk bildet damit strukturelle Ausschlüsse unserer Gesellschaften, insbesondere aber des Wissenschaftsbetriebs ab und reproduziert sie auch. Dazu mag auch die regionale Eingrenzung unserer Arbeit auf das deutschsprachige Europa zu einer besonders weißen Forschendenstruktur beigetragen haben; diese wäre bei einem transatlantischen oder den globalen Süden miteinbeziehenden Fokus vermutlich weniger homogen gewesen.

²⁸ »Konrad Adenauer-Forschungspreis 2023 für Expertin der Queer History.« Alexander von Humboldt Stiftung. 12.05.2023. <https://www.humboldt-foundation.de/entdecken/newsroom/aktuelles/konrad-adenauer-forschungspreis-2023>, (Zugriff am 26. März 2024).

In epistemologischer Hinsicht haben wir uns zum Ziel gesetzt – und das ist Gegenstand der thematischen Einleitung dieses Bands – queere Zeitgeschichten intersektional zu erforschen, also zu untersuchen, wie unterschiedliche Formen von Diskriminierung miteinander verflochten waren: wie Sexualität und Geschlecht, die »Grundkategorien« queerer Geschichte, mit Klasse, Migrationsgeschichte, Rassifizierung, DisAbility und weiteren Differenzkategorien zusammengewirkt haben. Dazu gehört die Frage, inwiefern queere Subjekte und Politiken Ausschlüsse (re-)produziert haben, ob und wie die Emanzipation der einen auf Kosten der fortgesetzten Marginalisierung der anderen geschah. Im Schreiben dieser Geschichten gilt es dann, einen Umgang mit rassistischer Sprache oder auch mit rassistischen, sexistischen, homo- und transfeindlichen Bildern in unseren Quellen zu finden, der diese Ausgrenzungen und Herabsetzungen nicht perpetuiert – eine Frage, die in den Diskussionen unserer Workshops immer wieder aufgetaucht ist.

Die Beiträge der drei Bände unseres Handbuchs versuchen auf unterschiedliche Art und Weise, eine diverse und intersektionale queere Zeitgeschichte zu schreiben. Die Abschlussstagung unseres Netzwerks, die unter dem Titel »*Queer Contemporary Histories. International and Intersectional Perspectives*« im Juli 2024 in Berlin stattfindet, wird dazu weitere Anregungen hervorbringen, den Blick jenseits des deutschsprachigen Europas weiten und Raum für kontroverse und lustvolle Diskussionen bieten. Davon werden Sie, liebe Leser*innen, im dritten Band des Handbuchs erfahren.

Differenzen

Alterität, Konflikt und Diversität in der queeren Zeitgeschichte

*Die Teilnehmenden des Workshops ›Differenzen‹ aus dem Netzwerk Queere
Zeitgeschichten im deutschsprachigen Europa*

Bereits der Titel dieses zweiten Bandes unseres Handbuchs verweist auf einen ganz entscheidenden Perspektivwechsel: Bei der Betrachtung der queeren Zeitgeschichte kommt es nicht zuerst darauf an, heutige Selbstentwürfe und Identitäten in der Vergangenheit wiederzufinden, sozusagen auf der Suche nach den Wurzeln von lesbischen, schwulen oder trans* Communities. Spannend sind vielmehr die Differenzen, die Reibungen, Widersprüche und Auseinandersetzungen, die die queere Zeitgeschichte im deutschsprachigen Europa prägen. Gängiger Weise wird Queerness heutzutage als ein Identitätsmarker verstanden. Dementsprechend gibt es Menschen, die sich als queer begreifen, und alle Anderen lassen sich irgendwie als heterosexuell oder ›cis-het‘ zusammenfassen.¹ In Wirklichkeit ist das Gerangel der Identifikationen und Abgrenzungen komplizierter. Unter dem Regenschirm queer entfaltet sich das LSBTI* Spektrum, spielen Selbstverortungen als lesbisch, schwul, bisexuell, trans* und inter* eine wichtige Rolle. A-, Ambi- und Pansexualität ließen sich anfügen und es gibt auch nicht-binäre sowie gender-fluide

1 Diese Kombination von Cis-Geschlechtlichkeit und Heterosexualität begegnet auch in Formulierungen wie Cis-Hetero-Patriarchat oder Cis-Hetero-Normativität, vgl. Friederike Beier, »Für einen materialistischen Queerfeminismus als Theorie und Praxis gegen Patriarchat, Heterosexismus und Kapitalismus«, in *Materialistischer Queerfeminismus. Theorien zu Geschlecht und Sexualität im Kapitalismus*, Hg. Dies. (Münster: Unrast, 2023), 7–20, 11; Jessie K., »Zu heteronormativen Denkmustern in queeren Kontexten. Für eine queere Begegnung der Körper – Teil I«, in *philosophike-blog*, 23. April 2023, <https://philosophike.de/2023/04/zu-heteronormativen-denkmustern-in-queeren-kontexten-fuer-eine-queere-begegnung-der-koerper-teil-i> (Zugriff am 4. Februar 2024).

Personen. Diese Vielfalt sollte aber nicht zu der Annahme verleiten, dass sozusagen auf der heterosexuellen Gegenseite eintönige Uniformität vorherrsche. Keineswegs folgen die Lebensentwürfe von Menschen, die heterosexuell sind oder sich so begreifen, durchgängig den Normen von monogamer Ehe und Papa-Mama-Kleinfamilie; auch das zeigen die Beiträge zu diesem Band. Noch entscheidender ist jedoch, dass das, was auf den ersten Blick den Eindruck eines regenbogenbunten Spiels der Identitäten erwecken mag, sich immer verknüpft mit gewaltförmigen Ausgrenzungen und machtvollen Hierarchisierungen. Diese aufzuzeigen, kritisch zu hinterfragen und politisch zu adressieren, gehört zu den wichtigsten Aufgaben queerer Geschichte.

In der Machtkritik, die ›queer‹ als Adjektiv und ›queeren‹ als Verb ermöglichen, liegt für die Autor*innen dieses Bandes ihr wesentliches Potential. Bei der Frage, in welchen Begriffen man über die Menschen und Lebensweisen sprechen sollte, deren Geschichte hier zur Debatte steht, gehen die Meinungen dann weit auseinander. In den lebhaften Diskussionen bei der Vorbereitung dieses Bandes betonten einige die Vorteile von Akronymen wie LGBTQIA, weil sie unterschiedliche Erfahrungen und Selbstentwürfe gruppieren, also Differenzierung ermöglichen, anstatt teils sehr verschiedene Perspektiven in einen Topf zu werfen. Andere waren dagegen der Ansicht, es sei gerade einer der Vorteile von ›queer‹, dass es eine allzu stabile und fein-säuberliche Aufteilung von vermeintlich klar voneinander abgrenzbaren Positionen unterlaufe. So gesehen verdeutlicht ›queer‹, wie vergeblich es wäre, ein Regal mit zahlreichen Fächern für mögliche geschlechtliche und sexuelle Identitäten zu zimmern, in die die Einzelnen sich dann einsortieren könnten. So funktionieren Fragebögen, aber nicht die soziale Wirklichkeit.

Wieder andere bemängelten in unseren Debatten, dass ›queer‹ als Sammelbegriff über die ungleiche Verteilung von Sichtbarkeit hinwegräuschen, bestimmte Teile des Spektrums vielleicht sogar erneut unsichtbar machen könnte. Die Beiträge von Kirsten Plötz und Corinne Rufli zur lesbischen Visibilität und von Ulrike Klöppel zur mangelnden zeithistorischen Aufmerksamkeit für Fragen der Transgeschlechtlichkeit beschäftigen sich eingehender mit diesen Punkten.² Auch darüber, ob ›trans*‹ Perspektiven markiert, die in theoretischer Hinsicht über das hinausweisen, was ›queer‹ meint, haben wir

² Vgl. u.a. Ulrike Klöppel, »Residuum der Queer History. Inter* als Restsymptom der Trennung von Geschlechter- und Sexualitätsgeschichte«, in *Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung*, Hg. Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Bielefeld: transcript, 2014), 105–114.

kontrovers diskutiert.³ Unterscheiden sich queer- und trans*-historische Zugänge voneinander? Und wenn ja, wo liegen die Differenzen, und wie könnten sich die beiden Ansätze aufeinander beziehen? Angesichts der jahrelangen Vernachlässigung der Geschichte von trans* Personen und Bewegungen ist es zweifellos wichtig, sie begrifflich gezielt zu thematisieren. Aber die Frage nach dem Verhältnis von trans* und queerer Geschichte lässt sich zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht eindeutig beantworten.

In den LSBTI* Communities begreifen sich manche affirmativ als ›queer‹, während andere das Adjektiv explizit ablehnen. Im Englischen hängt das mit der Erfahrung von Gewalt und Zurückweisung zusammen, die mit dem lange Zeit besonders verächtlichen Schimpfwort ›queer‹ verknüpft sind.⁴ Im Deutschen ist es dagegen für manche oder viele ein fremdsprachiger Begriff, der mit ihrer eigenen Lebensgeschichte wenig zu tun hat. In deutschsprachigen Quellen taucht ›queer‹ über weite Strecken nicht auf. Das Wort interveniert also quasi anachronistisch in die Vergangenheit.⁵ Das schmälert jedoch nicht sein analytisches Potential. Wie geläufig die Rede von Queerness ist, hängt auch vom akademischen, aktivistischen oder alltäglichen Milieu ab, in dem man sich bewegt. Zudem haben sich in der Schweiz, in Österreich und in Deutschland unterschiedliche Ausdrucksweisen etabliert. Deswegen variiert die Begrifflichkeit in den verschiedenen Beiträgen, wobei sie sich alle der Relevanz von queer-kritischen Perspektiven verschreiben. Vorneweg unternimmt diese Einleitung den Versuch, die einzelnen Themen und Ansätze mit breiteren Debatten zu verknüpfen. Dabei gerät zunächst das Verhältnis von Identität und Differenz, Alteritätsproduktion als Selbstvergewisserung sowie als Ausgrenzung in den Blick. Der zweite Teil diskutiert intersektionale Positionen und die Möglichkeit von Allianzen, die cis-heterosexistische, rassistische, klassistische sowie andere Gräben überbrücken. Der dritte Teil widmet sich schließlich der Frage der Machtkritik und den Chancen und Herausforderungen, die das Schreiben queerer Zeitgeschichten im deutschsprachigen Europa in dieser Hinsicht mit sich bringt.

-
- 3 Vgl. dazu u.a. Keegan, Cael M. Keegan, »Getting Disciplined: What's Trans* About Queer Studies Now?« *Journal of Homosexuality* 67, Nr. 3 (2020): 384–97; Kadji Amin, »Whither Trans Studies?« *TSQ: Transgender Studies Quarterly* 10, Nr. 1 (2023): 54–58.
- 4 Justin Bengry, »Can and should we queer the past?« in *What is History, Now? How the Past and the Present Speak to Each Other*, Hg. Helen Carr und Suzannah Lipscomb (London: Weidenfeld & Nicolson, 2021), 48–65.
- 5 Sylvie Steinberg, »Vormoderne Geschlechtsidentitäten in Frage stellen?« *L'Homme* 42 (2023), Nr. 2: 101–118.

Identität und Differenz

Geschlechtliche und sexuelle Differenzen gehören in der Moderne zusammen mit rassifizierten und klassenspezifischen Unterschieden zum Kernbestand derjenigen sozialen Felder, auf denen kollektive und individuelle Identitäten hergestellt und ausgehandelt werden.⁶ Die Differenz von Eigenem und Fremden, von Selbst und Anderen wird in philosophischen, phänomenologischen, psychoanalytischen, poststrukturalistischen, wissenschaftssoziologischen, postkolonialen und weiteren Diskursen thematisiert.⁷ In der Produktion solcher Unterscheidungen mischen sich Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse mit Imaginationen und Repräsentationen von Alterität, die ›das Eigene‹ oft als überlegen begreifen sowie ›die Anderen‹ als verwerflich, schwächlich und unzulänglich stereotypisieren. Identifikation und Zugehörigkeit innerhalb einer Gruppe gehen einher mit Distanzierung von ›den Anderen‹, Vertrautheit mit Fremdheit, Zuneigung mit Ablehnung. Diese Dynamiken analysiert Yener Bayramoğlu in seinem Beitrag mit Blick auf soziale Medien und queer-migrantische Zugehörigkeiten. Auch in anderen Kontexten bestimmen sie die Konstitution geschlechtlicher und sexueller Identitäten, auf kollektiver wie auf individueller Ebene. Frau-Sein, Mann-Sein, Nichtbinär-Sein, Bi-, Homo- oder Heterosexuell-Sein sind wesentliche Aspekte der Selbstverortung und des Subjekt-Werdens der Einzelnen.

Gerade aus historischer Sicht gilt es zu betonen, dass diese Positionierungen keine quasi unverrückbar-angeborenen biologischen Gegebenheiten dar-

6 Mit Blick auf Geschlecht und Sexualität vgl. u.a. Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, übersetzt von Katharina Menke (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1991 [amerik. Original 1990]); Eve Kosofsky Sedgwick, *Epistemology of the Closet* (Berkeley: University of California Press, 1990); Mike Laufenberg, »Queer Theory. Identitäts- und machtkritische Perspektiven auf Sexualität und Geschlecht«, in *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, Hg. Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Wiesbaden: Springer, 2018), 331–340.

7 Aus philosophiehistorischer Perspektive vgl. u.a. Karen Gloy, *Alterität. Das Verhältnis von Ich und dem Anderen*, (Paderborn: Brill, 2019); Gilles Deleuze, *Differenz und Wiederholung*, übersetzt von Joseph Vogl (München: Wilhelm Fink, 1992 [frz. Original 1968]); Emmanuel Levinas, *Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht*, übersetzt von Thomas Wiemer (Freiburg: Karl Alber, 1998 [frz. Original 1974]); Edward Said, *Orientalismus*, übersetzt von Hans Günter Holl (Frankfurt a.M.: Fischer, 2009 [engl. Original 1978]); Alois Hahn, *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kulturosoziologie* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000); Julia Kristeva: *Fremde sind wir uns selbst*, übersetzt von Xenia Rajewski (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2001).

stellen, sondern dass sie sich im Lauf der Zeit verändern. Männlichkeit bedeutete in den 1950er Jahren, als das Modell der Einverdiener-Kleinfamilie im globalen Nordwesten weitgehend unhinterfragt dominierte, etwas anderes als heute, wo darüber diskutiert wird, ob zwei alleinerziehende Väter eine nicht-eheliche Verantwortungsgemeinschaft eingehen können sollten. Lesbischsein wurde 2014, dem Jahr, in dem die deutsche Fußballnationalspielerin Steffi Jones in einem Werbespot für eine Altersvorsorgeversicherung davon sprach, wie sie sich »eine Prinzessin geschnappt« habe, ganz anders gesehen als 1973, dem Jahr, in dem eine deutsche Boulevardzeitung unter dem Titel »Die Verbrechen der lesbischen Frauen« weibliche Homosexualität mit krimineller Gewalt verknüpfte.⁸ Wie sich sexuelle und geschlechtliche Identitäten im Verhältnis zwischen Selbst und Anderen entfalten, hängt immer von den jeweiligen ökonomischen, politischen und kulturellen Umständen ab. Differenzformationen und Identitätsbildungen sind zeit- und milieuspezifisch.

Diese Feststellung entspricht konstruktivistischen Perspektiven, die die queere Forschung bestimmen und sich von essentialistischen Annahmen abgrenzen. Geschlecht und Sexualität werden als Konstrukte betrachtet, deren gesellschaftliche Herstellung Historiker*innen untersuchen. Als essentialistisch wird dagegen die Vorstellung bezeichnet, dass es einen unveränderlichen, immer und überall gleichen Kern sexueller und geschlechtlicher Identität gebe. In historischer Perspektive spielte diese Vorstellung unter anderem dort eine Rolle, wo gleichgeschlechtlich begehrende und gender-nonkonforme Menschen sich im Kampf mit homo- und transfeindlichen Umgebungen auf prominente und von vielen geschätzte Vorbilder wie Christina von Schweden oder Friedrich II. von Preußen beriefen, um ohne Scham und selbstbewusst ihr eigenes Ebenso-Sein behaupten zu können. Dadurch gerieten Personen aus dem 17. und 18. Jahrhundert zu ›Vorläufer*innen‹ viel späterer Selbstentwürfe, so als hätten sich sexuelle und geschlechtliche Identitäten stabilen Essenzen gleich über die Jahrhunderte nicht verändert. An dieser Vorstellung wurde bereits in den 1970er Jahren, also vor dem Aufkommen queerer Theoriegebäude, Kritik geübt, unter Historiker*innen vor allem deswegen, weil die Anwendung heutiger Identitätsbegriffe auf frühere

8 Vgl. N.N., »Allianz Video. Steffi Jones hat sich ›eine Prinzessin geschnappt‹«, *queer.de*, 2014, https://www.queer.de/detail.php?article_id=22612 (Zugriff am 6. Februar 2024); Yener Bayramoğlu, *Queere (Un-)Sichtbarkeiten. Die Geschichte der queeren Repräsentationen in der türkischen und deutschen Boulevardpresse* (Bielefeld: transcript, 2018), 223–235.

Zeiträume die zentrale Rolle der je besonderen politischen, kulturellen und ökonomischen Machtverhältnisse auszublenden droht.⁹

Konstruktivistische Perspektiven auf Geschlecht und Sexualität bestimmten die feministische Kritik der patriarchalen Wissens- und Gesellschaftsordnung bereits in den 1960er und 1970er Jahren.¹⁰ Monique Wittig sprach 1979 vom ›straighten‹, quasi heterosexuellen Diskurs, der Frauen und Homosexuelle als deviante und mangelhafte Subjekte hervorbringe und unterdrücke.¹¹ Später legten ›gender‹-Theoretiker*innen den Fokus auf die Relationalität von Geschlecht und darauf, dass Weiblichkeit und Männlichkeit nicht unabhängig voneinander gedacht und gemacht werden können; dass hetero-hierarchische Ordnungen auch Männern bestimmte Selbstdentwürfe vorschreiben; dass homosexuelle Männer komplizenhaft in die Reproduktion hegemonialer, heterosexueller Maskulinität verstrickt waren und sind; und dass sich innerhalb dieser komplexen Machtverhältnisse ebenfalls männliche Weiblichkeiten und weibliche Männlichkeiten herausbilden können.¹² Eine Vorstellung davon vermitteln die Fotos von Liva Tresch aus der Zürcher Subkultur der 1960er Jahre, die Corinne Rufli in ihrem Beitrag vorstellt.

9 Vgl. u.a. Stefan Micheler und Jakob Michelsen, »Geschichtsforschung und Identitätsstiftung. Von der ›schwulen Ahnenreihe‹ zur Dekonstruktion des Homosexuellen«, in *Was heißt hier schwul. Politik und Identitäten im Wandel*, Hg. Detlef Grumbach (Hamburg: Männer schwarm, 1997), 94–110; Ulrike Janz, »(K)eine von uns? Vom schwierigen Umgang mit ›zwiespältigen Ahninnen‹«, *IHRsINN. Eine radikal feministische Lesbenzeitschrift* 3 (1991), 24–39; Christiane Leidinger, »Überlegungen für eine kritische Erinnerungskultur«, *Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft* 61/62 (2018): 8–20.

10 Wie das weibliche gesellschaftlich zum ›anderen Geschlecht‹ gemacht und in Abhängigkeit vom Mann definiert wurde, zeigte Simone de Beauvoir, *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, übersetzt von Eva Rechel-Mertens und Fritz Montfort (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1951 [frz. Original 1949]).

11 Monique Wittig, *Das straighte Denken*, übersetzt von Benjamin Dittmann-Bieber und Arabel Summert (Leipzig: Merve, 2023). Den Vortrag, der der Sammlung ihren Titel gibt, hielt Wittig 1979 in New York. Konstruktionistische und diskursanalytische Ansätze bestimmten auch den für die schwulenbewegte Theoriebildung wichtigen Band von Rüdiger Lautmann, Hg., *Seminar. Gesellschaft und Homosexualität* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1977).

12 Vgl. Joan W. Scott, »Gender. A Useful Category of Historical Analysis«, *The American Historical Review* 91 (1986), Nr. 5: 1053–75; R. W. Connell und James W. Messerschmidt, »Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept«, *Gender & Society* 19 (2005): 829–859; Jack Halberstam, *Female Masculinity* (New York: Duke University Press, 1998).

Ab den 1990er Jahren gewannen zudem Ansätze an Bedeutung, denen zufolge in die Herstellung und Aufrechterhaltung von Identitäten und Differenzen nicht ›nur‹ sprachliche, diskursive, wissensbasierte Strukturen, sondern auch Performativität, Subjektivität und Körper involviert sind. Von dieser Warte aus betrachtet erscheint Identität als ein Effekt performativer Praktiken, die sich zu Vorstellungen vom Selbst verfestigen, solche Vorstellungen aber auch destabilisieren können. Subjekte werden so gesehen in andauernden Subjektivierungsprozessen von den jeweiligen gesellschaftlichen Machtformationen immer wieder neu hervorgerufen. Und Körper verändern sich ebenfalls, haben ihre eigene Historizität.¹³ Auf die Vielschichtigkeit von Differenzdynamiken verweisen auch die Beiträge in diesem Handbuch. Ihre Fokussierung bringt ein zentrales Anliegen queerer Kritik zur Geltung, nämlich scheinbar festgefügte Identitäten und gängige Unterscheidungen zu hinterfragen. Es geht nicht nur darum, Alternativen zur dominanten Cis-Heteronormativität zu entwerfen, sondern vielmehr darum zu zeigen, wie befremdlich die scheinbar vertraute, wie instabil die scheinbar unerschütterliche heterosexuelle Normalität sein kann. Gerade für die queere Zeitgeschichte ergibt sich hier auch eine politische Aufgabe. Schürt doch die Neue Rechte die Sehnsucht, zu den vermeintlich guten, alten sexuellen Verhältnissen von früher zurück zu kehren, als das Geschlechtsleben, so die Annahme, noch einfach, übersichtlich und hierarchisch geordnet gewesen sei. Historiker*innen können zeigen, dass dieser Wunsch ebenso gefährlich ist wie die Annahme in die Irre geht, früher sei alles ›einfacher‹ gewesen.

¹³ Zu den Konzepten des Performativen, der Subjektivierung und der Körpergeschichte vgl. u.a. Judith Butler, *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, übersetzt von Karin Wördemann (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1997 [amerik. Original 1995]); Stefanie Duttweiler, »Subjektivierung im Modus medialisierter Sexualberatung«, *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* (2008), Nr. 2: 45–66; Pascal Eitler, »Sexualität als Ware und Wahrheit. Körpergeschichte als Konsumgeschichte«, in *Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890–1990*, hg. Henz-Gerhard Haupt und Cornelius Torp (Frankfurt a.M.: Campus), 2009, 370–388; Peter-Paul Bänziger, »Geschlechtlichkeit und Sexualität aus körpergeschichtlicher Perspektive«, in *Zeitgeschichte als Geschlechtergeschichte. Neue Perspektiven auf die Bundesrepublik*, hg. Julia Paulus, Eva-Maria Silies und Kerstin Wolff (Frankfurt a.M.: Campus 2012), 246–254; Barbara Duden und Dorothee Noeres, Hg., *Auf den Spuren des Körpers in einer technogenen Welt* (Opladen: Leske + Budrich, 2002). Über die Rolle von Körpern und Materie wird auch in der Debatte um den sogenannten New Materialism gestritten, vgl. u.a. Karen Barad, »Transmaterialities: Trans*/matter/realities and queer political imaginings«, *TSQ: Transgender Studies Quarterly* 21 (2015), Nr. 2, 387–422.

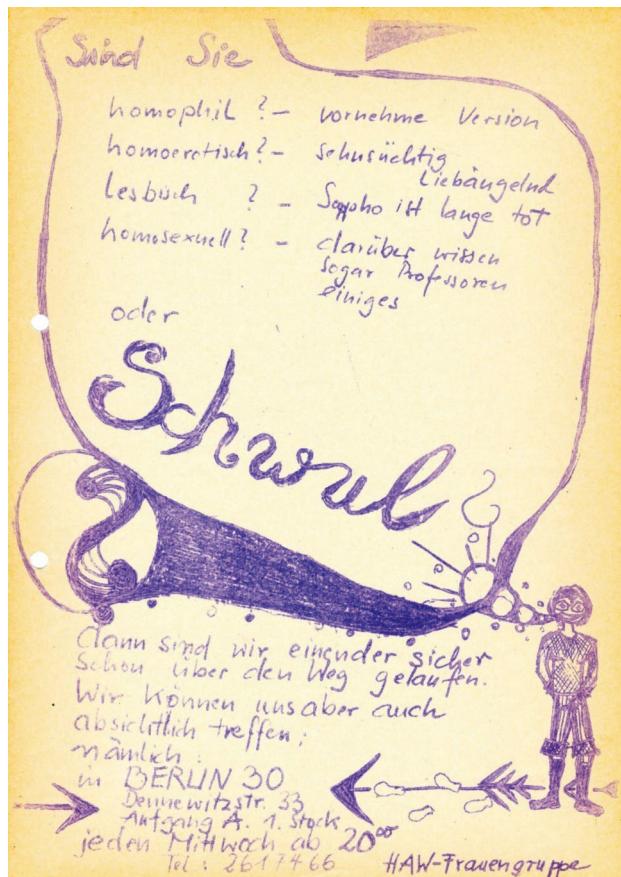
Aus historischer Sicht ereignet sich das Spannende ebenfalls zwischen den scheinbar festen Kategorien sexueller und geschlechtlicher Identität, wo die Dinge sich verschoben und mischten, wo es Konflikte und Auseinandersetzungen gab. Dazu gehört auch die gewaltsame Durchsetzung gesellschaftlicher Ordnungen, die bestimmten Menschen einen geringeren Rang zuwiesen oder sie einer verfeindeten Gruppe zuordneten. Auch in klassistischen, kolonialen und rassistischen Hierarchien spielten Geschlecht und Sexualitäten oft eine wichtige Rolle. Sie changierte zwischen pejorativen Zuschreibungen von sexueller Devianz und Gender-Nonkonformität sowie exotisierender Bewunderung des vermeintlich freieren Umgangs mit Intimität jenseits der Zwänge, denen sich die Mitglieder weißer und bürgerlicher Eliten unterwerfen mussten.¹⁴ So oder so betrachteten diejenigen, die der Cis-Hetero-Norm zu entsprechen glaubten, von ihrer vermeintlich selbstverständlichen Position aus alle Anderen als ›Außenseiter‹ und ›Monster‹, als ›sündhaft‹, ›kriminell‹ oder ›krank‹. Pathologisierung und Medikalisierung spielten dabei eine herausragende Rolle, wie Ulrike Klöppel in ihrem Beitrag zu Trans* und Inter* zeigt.

Solche gewaltsamen Stigmatisierungen und Kategorisierungen von außen bestimmten die queere Geschichte über weite Strecken. Aber es gab auch Momente, in denen gleichgeschlechtlich begehrende und gender-nonkonforme Menschen selbst Begriffe bestimmten, mit denen sie über sich sprechen wollten. Im späten 19. Jahrhundert entwickelten Wissenschaftler oft im Austausch mit ›Betroffenen‹ eine Vielzahl von Worten zur Beschreibung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. In den 1920er Jahren bereicherte die wachsende Subkultur das Spektrum mit weiteren Begriffen. Und in den 1970er Jahren begannen Aktivist*innen abwertende Zuschreibungen zu unterlaufen, indem sie sich pejorativ gemeinte Ausdrücke aneigneten und selbstbewusst als Schwule und Lesben bezeichneten. Allerdings blieben diese Begriffe innerhalb der Bewegungen und Communities umstritten, nicht zuletzt weil manchen klar war, dass auch selbstgewählte Bezeichnungen neue Hierarchien und Ausschlüsse begründen konnten. Deswegen diskutierte die Frauengruppe der HAW, der

¹⁴ Vgl. u.a. Mrinalini Sinha, *Colonial Masculinity. The ›Manly Englishman and the ›Effeminate Bengali in the Late Nineteenth Century*, (Manchester: Manchester University Press, 1995); Franz X. Eder, »National and Racial Images of the Sexual ›Other‹ in the German-Speaking Countries (1950s–1970s)«, in *Sexuality & Culture* 21 (2017): 362–381; Patricia Purtschert, *Kolonialität und Geschlecht im 20. Jahrhundert. Eine Geschichte der weißen Schweiz* (Bielefeld: transcript, 2019); Ulrike Schaper, Magdalena Beljan, Pascal Etller, Christopher Ewing und Benno Gammerl, »Sexotic. The interplay between sexualization and exoticization« in *Sexualities* 23 (2020), Nr. 1–2: 114–126.

Homosexuellen Aktion Westberlin Anfang der 1970er Jahre ausführlich und kontrovers über das Vokabular, in dem sie von sich reden machen wollte.

Abb.1: homophil? homoerotisch? lesbisch? homosexuell? schwul?
Vermutlich hektografiertes Flugblatt der HAW-Frauengruppe von
1972, Spinnboden: Ak/LAZ/28



Mit den neuen Begriffen gewann auch ein neues Verhältnis zum Selbst an Bedeutung, die Vorstellung von einer authentischen sexuellen Identität, die man in Selbsterfahrungsgruppen erkunden und der man entsprechen wollte.

Das selbstbewusste Outing wurde in den 1970er und 1980er Jahren nachdrücklich eingefordert und galt als zentrale politische Strategie. Den Versuch, in der Herkunfts-familie oder am Arbeitsplatz eine heterosexuelle Fassade aufrechtzuerhalten, lehnte man als verwerfliches Sich-Verstecken ab. Daraus resultierten Konflikte zwischen ›Radikalen‹ und ›Angepassten‹, zwischen aktivistischen Szenen und kommerzieller Subkultur, zwischen ›ideologischen‹ und ›pragmatischen‹ Bewegungen sowie zwischen verschiedenen Generationen. Der Beitrag von Martin Lengwiler und Daniel Zürcher thematisiert diese Spannungen. Varianten davon diskutieren auch Katja Patzel-Mattern und Elena Mayeres mit Blick auf queer-lesbische Beziehungsweisen in der Bundesrepublik der 1950er und 1960er Jahre. Und in Maria Büchners Vorstellung des Dokumentarfilms ›...viel zu viel verschwiegen‹ spielen solche Spannungen ebenfalls eine Rolle. Sie setzt sich unter anderem mit den, mitunter konfliktreichen, Begegnungen zwischen ost- und westdeutschen Lesbenbewegungen in den 1990er Jahren auseinander.

Heutzutage hat die Vorstellung von sexueller Identität als authentischem Kern des Selbst mancherorts an Einfluss verloren. Einige wollen sich bewusst nicht festlegen, andere bewegen sich im Lauf ihres Lebens zwischen den einzelnen Facetten des Spektrums und wieder andere variieren ihre Selbstverortung situativ, also je nachdem, wo sie sich aufhalten, ob im Club oder beim Jobinterview. Solche kontextsensiblen Adaptionen des eigenen Auftretens sind heute weniger umstritten als noch vor 40 Jahren. Man ist halt mal so, und mal anders. Sozusagen eine schlichte, nicht unbedingt politisch aufgeladene Form der Alterität. Aber selbstverständlich gibt es nach wie vor Konflikte darum, wer welches Label für sich beanspruchen darf. Den Streit um Symbole wie Regenbogen, Rosa Winkel und Labrys oder Doppelaxt, mit denen ›Queerness‹ markiert wurde und wird, diskutiert Sébastien Tremblay in seinem Beitrag. Dabei wird auch deutlich, dass es in den letzten Jahrzehnten immer schwieriger wurde, eindeutig zwischen Selbstbezeichnung und Fremdkategorisierung zu unterscheiden. Wo man, wie einige argumentieren würden, in den 1970er und 1980er Jahren in beiderlei Richtung noch eine klare Grenze zwischen dem Eigenen und den Anderen zog, gewinnen Ambivalenzen und Übergänge seither immer mehr an Bedeutung. Dieser Prozess lässt sich auch als Normalisierung der sexuellen Vielfalt begreifen.¹⁵ Die strikte Trennung von Norm und Devianz

¹⁵ Vgl. u.a. Benno Gammerl, ›Ist frei sein normal? Männliche Homosexualitäten seit den 1960er Jahren zwischen Emanzipation und Normalisierung‹, in *Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren*, Hg. Peter-

weicht einem Spektrum von mehr oder weniger normalen sexuellen und geschlechtlichen Identitätsoptionen, die medial inszeniert, attraktiv vermarktet und politisch inkludiert werden. Das Identitätenraster gerät durcheinander.

Allianzen und Intersektionalitäten

Queer-kritische Perspektiven hinterfragen auch diese Dynamik der Normalisierung. Steckt hinter den scheinbar reizvollen Wahlmöglichkeiten eine neoliberalen Flexibilisierung, die um den Preis der Aufgabe politischer Radikalität die konsument*innenfreundliche Angebotspalette erweitert? Mit ähnlichen Zweifeln reagierten manche Lesben und Schwule auf die Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare, 2015 in Luxemburg, 2017 in Deutschland, 2019 in Österreich und 2022 in der Schweiz. War nun der Gipfel der ›Anähnelung‹ an die bürgerlich-heterosexuelle Normalität erreicht? Diese Befürchtung verkennt allerdings, dass sich auf der heterosexuellen Seite des Spektrums die Zahl der akzeptablen Lebens- und Liebesentwürfe im Lauf der Zeit ebenfalls vervielfältigt hat, in und außerhalb der Ehe: Experimente mit Dildos, Cruising, Bondage, vieles, was einst verpönt war, scheint heutzutage möglich, mitunter sogar geboten.¹⁶ Wo verläuft angesichts dieser Komplexität die Trennlinie zwischen denen, die der Cis-Hetero-Norm entsprechen, und denen, die sie unterlaufen? Die Frage, ob es ›queere Heten‹ geben könne, führte unter den Autor*innen des Handbuchs zu angeregten Debatten.

Ist es ein Problem, wenn sich heterosexuelle Menschen gemeinhin als queer wahrgenommene Praktiken aneignen, so ähnlich wie manche befürchten, dass queere Räume verloren gehen könnten, wenn zu viele andersgeschlechtlich liebende Menschen dort verkehren? Solche praktischen Sorgen laufen dem theoretischen Anspruch zuwider, allzu festgefügte Identitäten zu kritisieren. Die Frage, ob Personen quasi queer genug sind, um sich so bezeichnen und an bestimmten Orten aufzuhalten oder an bestimmten Bräuchen teilhaben zu dürfen, führt in die Sackgasse einer identitären Fixierung und Reifizierung, in der die anti-normative Haltung zur selbstreferentiellen Geste

Paul Bänziger, Magdalena Beljan, Franz X. Eder und Pascal Eitler (Bielefeld: transcript, 2015), 223–244.

¹⁶ Zu einem Ansatz der in heteronormativitätskritischer Absicht das Heterosexuelle differenzierter betrachtet vgl. Stevi Jackson, »Gender, sexuality and heterosexuality. The complexity (and limits) of heteronormativity«, *Feminist Theory* 7 (2006), Nr. 1: 105–21.

verkümmert. Vermutlich auch deswegen denken manche, dass die Kritik an sexuellen Normen allein nicht mehr ausreicht, um die queere Sache weiterhin mit radikaler Verve zu betreiben.

Neben Fragen der Sexualität im engeren Sinn rücken zunehmend auch andere, bei genauerem Hinsehen eng mit ihr verquickte Aspekte ins Zentrum der Aufmerksamkeit.¹⁷ Theoretisch gewendet führt das zu Verknüpfungen von queeren mit marxistischen und anti-rassistischen Ansätzen.¹⁸ Historisch gewendet macht diese Entwicklung Perspektiven attraktiv, die sich nicht exklusiv auf das Sexuelle konzentrieren, und gerade so Phänomene ins Sichtfeld bringen, die für queere Betrachtungen besonders spannend sind. Das zeigen auch die Beiträge von Kirsten Plötz und Corinne Rufli sowie Katja Patzel-Matterns Besprechung einer »Fürsorgeerziehungssache« aus den 1940er Jahren und Elena Mayeres Vorstellung des TV-Films *Schicksalsjahre* von 2011, der unter anderem die Geschichte einer Frauenfamilie in der Nachkriegszeit erzählt. Alle diese Beiträge thematisieren Beziehungen zwischen Frauen, ohne sich dabei zuerst oder überhaupt auf die Frage zu konzentrieren, ob diese nun sexueller Natur gewesen seien oder nicht.¹⁹ So werden Protagonistinnen erkennbar, die sich selbst nicht als lesbisch oder gar queer bezeichnet hätten, und die wir auch heute nicht unbedingt so begreifen würden, aber deren Lebensentwürfe sich dennoch weit jenseits kleinfamiliär-heteronormativer Erwartungen bewegten.

So gesehen geraten Öffnung und Weitung des Queeren nicht unbedingt zur Aufgabe von radikalen, weil sexuelle Normen überschreitenden Positionen. Vielmehr lassen diese Dehnungen die Machtstrukturen und Ausgrenzung-

¹⁷ Zur Diskussion darüber, wie sehr queere Kritik mit Fragen des sexuellen Begehrrens verknüpft bleiben oder sich davon lösen sollte vgl. auch Janet Halley und Andrew Parker, Hg., *After Sex? On Writing since Queer Theory* (Durham: Duke University Press, 2011).

¹⁸ Vgl. u.a. David L. Eng, J. Halberstam und José Esteban Muñoz, »What's queer about queer studies now?« *Social Text* 23 (2005), Nr. 3/4: 1–17. Zu queer-marxistischen Ansätzen vgl. zudem Kevin Floyd, *The Reification of Desire. Toward a Queer Marxism* (Minneapolis: University of Minnesota Press, 2009). Zur Kritik an Floyd und zur Empfehlung, stattdessen an die Überlegungen von Mario Mieli anzuknüpfen, die er 1977 in seinen »Elementi di critica omosessuale« formuliert hatte, vgl. James Penney, *After Queer Theory. The Limits of Sexual Politics* (London: Pluto Press, 2014).

¹⁹ Vgl. auch Elisa Heinrich, *Intim und respektabel. Aushandlungen von Homosexualität und Freundinnenschaft in der deutschen Frauenbewegung um 1900*, (Göttingen: V&R unipress, 2022). Anknüpfend an Heinrichs Überlegungen zur ›Einordnung‹ von intimen und nicht unbedingt sexuellen Frauenfreundschaften könnte man umgekehrt auch fragen, ob es denn zuträfe, Eheleute, die keinen Sex haben, als heterosexuell zu begreifen.

gen deutlich hervortreten, die queere Identitätsbehauptungen mit sich bringen können, wenn sie im Modus der Exklusivität formuliert werden. So kommen zudem Dynamiken in den Blick, bei denen die Integration einer sozialen Gruppe mit der Ausgrenzung von anderen erkauft wird, bei denen die Einen Anerkennung erringen, indem sie sich von den ebenfalls mit Diskriminierung konfrontierten Anderen distanzieren. Das wird oft auch als horizontale Hostilität bezeichnet. So funktionieren homonationalistische Argumente. Die ›deutsche‹ Gesellschaft, so behaupten Vertreter*innen solcher Positionen, sei inzwischen weitgehend homofreundlich. Gefahr drohe gleichgeschlechtlich liebenden und gender-nonkonformen Menschen deswegen in erster Linie von ›nicht-deutschen‹, eingewanderten Personen. So kann man vermeintlich im besten Interesse der LSBTI* Bevölkerung Migrant*innen ausgrenzen.²⁰

Dass Rechtsaußenparteien solche vordergründig homo-freundlichen Argumente aufgreifen und sich gleichzeitig einer queer- und transfeindlichen Rhetorik befleißigen, zeigt, wie komplex die politische Lage aktuell ist. Die Suche nach effektiven Strategien, mit denen man in diese Situation intervieneieren kann, um die gesellschaftliche Inklusion und Partizipation aller gegen Benachteiligung und Ausgrenzung ankämpfenden Gruppen zu erreichen, gehört zu den vordringlichsten politischen Aufgaben der heutigen Zeit. In jedem Fall können Allianzen dabei helfen. Dafür gibt es zeithistorische Vorbilder. Lara Ledwa stellt in diesem Band den Versuch vor, in den späten 1970er Jahren einen Erfahrungsaustausch zwischen »black and white lesbian couples« dies- und jenseits des Atlantiks zu entwickeln. Christopher Ewing betrachtet die Bündnisse, die queere Auseinandersetzungen mit Rassismus seit den 1980er Jahren ermöglicht haben. Solche Allianzen, die über ein enges queerer Spektrum hinausreichen, kombinieren mehrere machtkritische Ansätze und stärken das Potential der beteiligten Bewegungen, Mehrheiten für ihre Anliegen zu organisieren und gegen den zunehmenden queer- wie trans-feindlichen, sexistischen, rassistischen und klassistischen Gegenwind vorzugehen.

Diese Kombination verschiedener Anti-Diskriminierungs-Kämpfe adressiert der aus dem Women-of-Color-Feminismus stammende Begriff Intersek-

²⁰ Vgl. u.a. Gabriele Dietze, *Sexueller Exzessionalismus. Überlegenheitsnarrative in Migrationsabwehr und Rechtspopulismus* (Bielefeld: transcript, 2019). Zum Ineinandergreifen von xenophoben und frauenrechtsbewegten Positionen vgl. auch Paula-Irene Villa Braslavsky und Sabine Hark, *Unterscheiden und herrschen: Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart* (Bielefeld: transcript, 2017).

tionalität. Er schärft die Aufmerksamkeit dafür, wie die Dynamiken, die Personengruppen nach unterschiedlichen Kriterien benachteiligen und privilegieren, ineinander greifen. Deswegen ist es auch wenig sinnvoll, sie getrennt voneinander zu analysieren und zu kritisieren. Der Situation gleichgeschlechtlich begehrender, ›weißer‹ und nicht behinderter Männer um die 40 im höheren öffentlichen Dienst wird man nur gerecht, wenn man auch danach fragt, inwiefern sie aufgrund gesellschaftlicher Hierarchisierungen von ihrer Maskulinität, ihrem sozio-ökonomischen Status, ihrer hellen Hautfarbe, ihrer Mobilität und ihrem Alter profitieren konnten. Dabei ist es wichtig, diese Beobachtungen nicht von vorneherein als Vorwürfe zu begreifen. Vielmehr geht es bei diesen Differenzierungen darum zu verstehen, wer in welcher Form und in welchem Umfang Ungerechtigkeiten registrieren und sich am Kampf gegen sie beteiligen kann. Daher sollten Historiker*innen verschiedene Mechanismen der Privilegierung und Benachteiligung immer gleichzeitig im Blick haben, um sich so der Komplexität je spezifischer Situationen anzunähern.²¹

So werden nicht nur jenseits, sondern auch innerhalb des queeren Spektrums vielfältige Möglichkeiten für Allianzen erkennbar. Solche intersektionalen Bündnisse sind oft mit Identitätspolitiken verknüpft, die auf den ersten Blick von ganz bestimmten gesellschaftlichen Gruppen ausgehen. Diese Allianzen schmiedeten nicht Menschen, die in mehrreli Hinsicht privilegiert waren, sondern Aktivist*innen wie die der afro-deutschen Frauen- und Lesbenbewegung, die sich gleichzeitig mit verschiedenen Formen der Diskriminierung auseinandersetzen mussten. Gerade dieser Ursprung identitätspolitischer Strategien im Kontext anti-rassistischer und anti-heterosexistischer Kämpfe zeigt, dass es dabei letztlich nicht um eine Abkapselung, sondern um die Stärkung der eigenen Position in einem Netz von Differenzen ging, über die hinweg dann solidarische Verbindungen gestiftet werden konnten und sollten.²²

²¹ Zülfukar Çetin und Zita Grigowski, »Einheit und Differenz. Sexuelle und geschlechtliche Identitäten zwischen Einschlüssen und Ausschlüssen,« in *Handbuch Diversity Kompetenz*, Hg. Petia Genkova und Tobias Ringeisen (Wiesbaden: Springer, 2016), 343–359.

²² Zur ›Erfindung‹ des Begriffs Identitätspolitik vgl. The Combahee River Collective, »The Combahee River Collective Statement (1977)«, in *How We Get Free. Black Feminism and the Combahee River Collective*, Hg. Keeanga-Yamahtta Taylor (Chicago: Haymarket Books, 2017), 15–27. Zu ›kin formations‹ als einer Möglichkeit, über solche Differenz-Solidaritäten nachzudenken vgl. Jennifer Evans, *The Queer Art of History. Queer Kinship after Fascism* (Durham: Duke University Press, 2023).

Intersektionalität verweist mithin auch auf die interne Diversität des queeren Spektrums und erlaubt es der queeren Zeitgeschichte, Exklusionen innerhalb von LSBTI* Szenen zu thematisieren. Mit welchen Herausforderungen waren von rassistischer, klassistischer, ableistischer und anderer Diskriminierung betroffene queere Menschen konfrontiert, wenn sie sich vermeintlich unter Ihresgleichen bewegten? Mit dieser Frage beschäftigen sich der Beitrag von Elisa Heinrich zum Machtverhältnis zwischen Lesben mit und ohne Behinderung; Christopher Ewings Analyse zur Rolle des Weißseins bei der Konstruktion von Queerness; Andrea Rottmanns Diskussion zu polizeilichen Zuschreibungen sexueller Differenz mit Blick auf die Akte eines vermeintlichen ›Strichjungen‹ aus dem West-Berlin der späten 1950er Jahre; Maria Büchners Beobachtungen zu einem Artikel von Nadja Schallenberg, in dem die Aktivistin sich 1991 gegen die lesbische-feministische Exklusion von trans* Frauen wandte; sowie Benno Gammerls Anmerkungen zur Bedeutung von Altersunterschieden anhand der biographischen Erzählung eines Gesprächspartners, der in den 1980er Jahren eine schwul-lesbische Jugendgruppe mit aufgebaut hat.²³ Und Yener Bayramoğlu richtet in seinem Beitrag die Aufmerksamkeit auf LSBTI* Migrant*innen, die sowohl mit queer-feindlicher als auch mit rassistischer Gewalt und Diskriminierung konfrontiert sind. Aus solchen intersektionalen Verquickungen ergeben sich je spezifische Probleme und Anliegen, um die herum sich neue solidarische Bündnisse entfalten können. Auch um diese Konflikte und Allianzen geht es diesem Band.

23 Die Bedeutung von Altersunterschieden und von Ageism, also der Diskriminierung aufgrund von jungem, hohem oder anderem Alter, bringt dieser Band nur am Rande zur Sprache. Vgl. dazu u.a. Linda M. Hess, »Queering Ageism«, in *University of Toronto Quarterly* 90 (2021), Nr. 2: 207–24; Daniel Marshall, Hg., *Queer Youth Histories* (London: Palgrave Macmillan, 2021); Lee Dibben, *Voices. Lessons from LGBTQI History*, 2020, <https://giveout.org/history-month-2020> (Zugriff am 17. Februar 2024); Christina Benninghaus, »Verschlüngene Pfade. Auf dem Weg zu einer Geschlechtergeschichte der Jugend«, in *Sag mir, wo die Mädchen sind. Beiträge zur Geschlechtergeschichte der Jugend*, Hg. Dies. und Kerstin Kohtz (Köln: Böhlau, 1999), 9–33; Axel Schildt, »Nachwuchs für die Rebellion – die Schülerbewegung der späten 60er Jahre«, in *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*, Hg. Jürgen Reulecke (Berlin: Oldenbourg Wissenschaftsverlag, 2003), 229–252; Berit Schallner, »Hexenschuß. Berufsschulzeitung für Mädchen«, *Digitales Deutsches Frauenarchiv*, 2022, <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/themen/hexenschuss-berufsschulzeitung-fuer-maedchen> (Zugriff am 17. Februar 2024).

Unnachgiebige und Unverkrampte Machtkritik

Gerade intersektionale Perspektiven verdeutlichen das Potenzial machtkritischer Ansätze, die sich aus queeren Positionen heraus entwickeln lassen. Denn solche Verquickungen zerteilen die Welt nicht quasi unabänderlich in aufgrund verschiedener Kriterien privilegierte Gruppen, die ihre eigene Machtposition absichern, und andere Gruppen, die am unteren Ende der jeweiligen Diskriminierungspyramiden ihr Schicksal gleichsam geduldig erleiden. Emanzipatorische Bewegungen und subversive Praktiken schaffen immer wieder Möglichkeitsräume für den Kampf gegen sowie den Abbau von Diskriminierungen und hierarchischen Strukturen. Indem sie zeigt, wie sich diese gesellschaftlichen Verhältnisse entwickelten, wie sie reproduziert, adaptiert und angezweifelt wurden, kann die zeithistorische Forschung dazu einen Beitrag leisten. Ein gutes Beispiel dafür ist die Kritik von Sichtbarkeitsregimen. So zeigen Kirsten Plötz und Corinne Rufli in ihrem Beitrag, wie politische, rechtliche, mediale und ökonomische Strukturen es insbesondere lesbischen Frauen erschweren, sich zu zeigen und gesehen zu werden. Und Ulrike Klöppel analysiert das Regime der geschlechtlichen Binarität, das trans* und inter* Personen nicht oder nur als monströse Figuren sichtbar werden ließ. Trotz dieser Zwänge und Hindernisse gelang es verschiedenen Gruppen und Personen im Lauf der Zeit mit Hilfe von TV-Dokumentationen, autonomen Zeitschriften und öffentlichen Demonstrationen Sichtbarkeit herzustellen. Davon wird auch im dritten Band des Handbuchs die Rede sein.

Dank solcher Interventionen wurde gesellschaftliche Diversität in ihren sexuellen, geschlechtlichen und anderen Dimensionen immer deutlicher und konturierter. In diesem Sinn kann man von einem mitunter zähen zeithistorischen Prozess der Diversifizierung sprechen. Dabei geht es weniger um eine quantitativ verstandene Zunahme von Diversität, als vielmehr darum, wie sich die Sichtbarkeit von und der Umgang mit Vielfalt und Differenzen im Lauf der Zeit verändern. Diese Prozesse gilt es einerseits voranzutreiben und andererseits aus historischer Perspektive kritisch zu begleiten. Gesamtgesellschaftlich betrachtet stand bis in die 1980er Jahre die Durchsetzung oder die Abgrenzung von sexuellen und geschlechtlichen Normen im Vordergrund. Dann wechselte man allmählich ins Register des Feierns der Vielfalt. Die Rede von ›Multi-Kulti‹ steht ebenso für diese Entwicklung wie die inzwischen fast schon überhand nehmende Zurschaustellung von Regenbogenfahnen im wunderschönen Monat Juni. Diese Visibilität erleichtert vielen LSBTI* Personen das Leben, aber sie kann sie auch mit dem Anspruch überfordern,

den vielerorts gezeigten Idealvorstellungen vom erfolgreichen queeren Leben zu entsprechen. Das Gesehen-Werden kann mit Vermarktbarkeitszwängen und die Akzeptanz bestimmter queerer Lebensweisen kann mit einer umso heftigeren Ablehnung anderer Lebensentwürfe einhergehen. Sichtbarkeit ist mithin nicht per se erstrebenswert, es braucht vielmehr ein kritisches Bewusstsein dafür, inwiefern sie machtvolle und diskriminierende Strukturen sowohl herausfordern als auch perpetuieren oder neu herstellen kann.

Für Forschende ergibt sich daraus die Frage, inwiefern die Selbstdarstellungen und Fremdbeschreibungen, die sie untersuchen und in ihren Publikationen zeigen, hierarchisierende Kategorisierungen reproduzieren können. Schriftliche und bildliche Quellen sind nicht unschuldig, sondern entstammen oft einer Gewaltgeschichte, die weder verschwiegen noch unvermittelt präsentiert werden sollte. Da gilt es behutsam vorzugehen. Mitunter lassen sich kreative Lösungen finden, wie das Verfremden besonders brutaler Fotos. Ohnehin kann man nie die ganze, sondern immer nur einen Teil der Vergangenheit zeigen. Und dieser Teil ist notgedrungen dem entnommen, was verschiedene Akteur*innen ehedem für aufzeichbar und aufbewahrenswert erachteten. Gerade deswegen ist es wichtig sorgfältig abzuwägen, welchen Ausschnitt man wie zeigen soll (oder lieber nicht), und wie man das Gezeigte einordnet und interpretiert. Letztlich geht es darum, Machtstrukturen nicht unhinterfragt zu reproduzieren, sondern genau diese Strukturen sichtbar und so kritisierbar zu machen.

Das betrifft auch den Umgang mit globalen Machtasymmetrien, insbesondere dort, wo sie sich in der Dominanz euro-amerikanischer Vorstellungen von Queerness spiegeln und in der Festlegung auf ganz bestimmte Muster des Coming-Outs, des Protests und der Befreiung als allein gangbare Wege im Kampf gegen cis-heterosexistische Unterdrückung. Ansätze aus dem globalen Süden können dabei helfen, solche eurozentrischen Verengungen zu erkennen und zu vermeiden. So beobachtete die argentinische Philosophin und Aktivistin María Lugones, die in den USA gelehrt hat, wie der entmenschlichenden Kolonialität unterworfenen Körper von (binären) Geschlechternormen gleichzeitig ausgeschlossen und ihnen unterworfen wurden. Diese koloniale Differenz und das Weiterwirken nicht-moderner, nicht-dichotomer Kosmologien mündeten nach Lugones in einer Gleichzeitigkeit von Hegemonie-konformen und anderen Modi der Selbstbehauptung, einer gespaltenen und vielfältigen, immer relationalen Existenzweise, welche die Möglichkeit widerständiger, dekolonial-

feministischer Subjektpositionen birgt.²⁴ Solche historisch komplexen, je besonderen, vielschichtigen und brutalen Umstände, aus denen heraus sich Widerstandskräfte formieren, sollte auch eine queere Zeitgeschichte im deutschsprachigen Europa mitbedenken.

Eine andere Überlebensstrategie, die sich zwischen Anpassung an und Zurückweisung von rassistischen sowie cis-heteronormativen Zwängen, zwischen Identifikation mit und Anti-Identifikation gegen hegemoniale Muster bewegt, beschreibt der exil-kubanische Kulturwissenschaftler José Esteban Muñoz aus der Perspektive einer Queer-of-Color-Kritik als ›dis-Identification‹. Nach Muñoz können sich Subjekte die vorherrschenden Rangordnungen von Attraktivität und Respektabilität auf sozusagen schlaue Weise aneignen, privilegierte Selbstbilder eigensinnig verbiegen, ohne sich dem System der Unterdrückung anzupassen.²⁵ Solche subversiven Formen der Selbstbehauptung sind faszinierend und entscheidend, im Alltag, im Aktivismus und in der zeithistorischen Betrachtung. Ihr Potenzial sollte jedoch nicht dazu verleiten, die Kritik und den Kampf aus einem falsch verstandenen Respekt gegenüber den intersektional diskriminierten Gruppen allein diesen ›Betroffenen‹ aufzubürden. Deren politische und alltägliche Handlungsspielräume können vielerlei Wirkungen entfalten, sind in gewisser Weise unberechenbar, aber versetzen sie keinesfalls umstandslos in die Lage, gezielt und erfolgreich gegen die herrschenden Machtverhältnisse vorzugehen.²⁶ Es wäre fatal, aus der behaglichen Situation der wohlmeinenden Solidarität und der forschenden Beobachtung heraus die kämpferische Verantwortung allein den ›Anderen‹ zuschieben. Die Kritik an intersektionalen Ungerechtigkeiten und die Arbeit an ihrer Überwindung ist Aufgabe von allen, insbesondere denjenigen, denen Hierarchien und Dominanzstrukturen eine privilegierte Position zuweisen.

Diese Überlegungen werfen die Frage nach dem Verhältnis zwischen Forschenden und ›Beforschten‹ sowie zwischen Forscher*innen und Aktivist*innen auf, die auch der Beitrag von Elisa Heinrich zu den Krüppellesben diskutiert. Gerade die queere Zeitgeschichte ist in dieser Hinsicht oft von produktiven Übergängen geprägt. Auch wenn es mitunter dieselben Personen sind, die

²⁴ María Lugones, »Toward a Decolonial Feminism«, *Hypatia* 25 (2010), Nr. 4: 742–759, 746 und 748.

²⁵ José Esteban Muñoz, *Disidentifications. Queers of Color and the Performance of Politics* (Minneapolis: University of Minnesota Press, 1999).

²⁶ Vgl. Lynn M. Thomas, »Historicising Agency«, *Gender & History* 28 (2016), Nr. 2: 324–339.

sich wissenschaftlich und politisch engagieren, so sollten doch die verschiedenen Position, von denen aus sie jeweils sprechen und handeln, nicht ununterscheidbar ineinander verschwimmen. Während im Aktivismus Komplexität mitunter reduziert werden muss, um den eigenen Forderungen Überzeugungskraft zu verleihen, bleibt Differenzierung das wesentliche Anliegen der Forschung. So kann es im politischen Kontext sinnvoll sein, die Präsenz von trans* Personen in verschiedenen Situationen und Perioden hervorzuheben.²⁷ Dadurch wird deutlich, dass Trans* kein ›neumodisches‹ Phänomen ist, wie religiös fundamentalistische und rechtsextreme Gegner*innen der Akzeptanz geschlechtlicher Vielfalt gern behaupten. Forschende können solchen cis-heterosexistischen Polemiken mit guten Argumenten Paroli bieten und zugleich im Gespräch mit Aktivist*innen darauf verweisen, dass Personen und Biographien, die aus heutiger Sicht als trans* gelesen werden können, in ihrem jeweiligen historischen und sozio-kulturellen Kontext verortet und nicht vorschnell im Sinne einer quasi überzeitlichen Kategorie verkürzt werden sollten.

So können Forschende ihre politische Haltung verdeutlichen und darüber reflektieren, wie sich diese auf ihre Interpretation der Vergangenheit auswirkt.²⁸ Gleichzeitig müssen sie diskutieren, inwiefern die Quellen ihre Lesart plausibel erscheinen lassen oder nicht. Während die Analyse, das differenzierende Argument im wissenschaftlichen Register der Methodenkritik und der sich auf andere Belege stützenden Gegenmeinungen zur Debatte steht, eröffnet die Markierung des eigenen Standpunkts die Möglichkeit des politischen Streits. Entscheidend ist, dass keine der beiden Formen der Auseinandersetzung mit einem Thema wichtiger oder richtiger ist als die andere. Forschende und aktivistische Ansätze sollten mit ihren je spezifischen machtkritischen Perspektiven auf Augenhöhe miteinander in Austausch treten, damit sich daraus auf beiden Seiten neue Überlegungen und Strategien entwickeln kön-

27 Vgl. u.a. Leslie Feinberg, *Transgender Warriors. Making History from Joan of Arc to Dennis Rodman* (Boston: Beacon Press, 1996).

28 Diese Überlegungen knüpfen an Debatten an, die Feminist*innen in den 1980er Jahren unter dem Schlagwort ›standpoint theory‹ zu führen begannen. Vgl. dazu u.a. Patricia Hill Collins, »Learning from the Outsider Within: The Sociological Significance of Black Feminist Thought«, in *Social Problems* 33 (1986), Nr. 6: 14–32; Sandra Harding, *The Science Question in Feminism* (Ithaca: Cornell University Press, 1986); Donna Haraway, »Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective«, /14 (1988), Nr. 3: 575–599.

nen. Darin liegt das Potenzial kollaborativer und partizipativer Forschung.²⁹ Weil akademische Wissensproduktion nach wie vor mehr gesellschaftliche Anerkennung genießt als andere Formen des forschenden Herausfindens, ist es für diejenigen, die entsprechende Positionen innehaben, besonders wichtig, aufmerksam zuzuhören, wohl überlegt zu antworten und dann auch zu handeln und zu unterstützen. Gerade aus dem Dialog zwischen wissenschaftlicher Differenzierung und aktivistischem Streben nach Gerechtigkeit können sich neue, substantielle Formen des reflexiven Navigierens von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt sowie von intersektionalen Unterschieden entwickeln, die verstehen, vermitteln und vergleichen, ohne zu trennen, ohne Alterität einzuebnen, und ohne Hierarchien zu reproduzieren.

Dieses unverschämt utopische Unterfangen regt dazu an, auch fundamentale Grundlagen queeren Denkens und Handelns zu hinterfragen. Machtkritik wird im queeren Kontext oft gleichgesetzt mit einer anti-normativen Haltung. Allzu schnell gerät »die Norm« dabei zu einem Quasi-Gegner, dessen Dominanz, Stabilität und Homogenität postuliert wird, um umso bequemer die eigene Opposition behaupten zu können. Der anti-hierarchische Impetus tendiert dazu, die komplexen Dynamiken der Herstellung von Normen und Normalitäten auszublenden, und trägt so paradoyer Weise zur Reproduktion der Hierarchien bei, die er unterlaufen möchte.³⁰ Daher sollte sich queere Machtkritik nicht in der Wendung gegen eine als hermetisch und widerspruchsfrei vorgestellte Cis-Heteronormativität erschöpfen. Und queere Zeitgeschichte sollte sich dementsprechend nicht auf einen allzu eng gefassten Ausschnitt der vergangenen Wirklichkeit beschränken, sondern sowohl dessen Ränder und Übergangszonen als auch gesamtgesellschaftliche

29 Vgl. u.a. Tiffany N. Florvil, Katherine M. Marino und Mona L. Siegel, »Feminism and activism across borders. A roundtable«, *Peace & Change* 48 (2023), Nr. 2: 90–102; Beate Binder und Benno Gammerl, »Methoden queeren Forschens«, *zeitgeschichte-online*, 2023, h <https://zeitgeschichte-online.de/themen/methoden-queeren-forschens> (Zugriff am 21. Februar 2024).

30 Vgl. Robyn Wiegman und Elizabeth A. Wilson, »Introduction. Antinormativity's queer conventions«, *Differences* 26 (2015), Nr. 1: 1–25. Eine ähnliche Kritik formuliert, basierend auf den philosophischen Thesen von Gilles Deleuze und Félix Guattari, David V. Ruffolo, *Post-Queer Politics* (Farnham: Ashgate, 2009). Zu vergleichbaren Überlegungen mit Blick auf die komplexen Dynamiken von Queerness in der Demokratischen Republik Kongo vgl. Thomas Hendricks, »»Making men fall«. Queer Power Beyond Anti-normativity«, in *Africa* 91 (2021), Nr. 3: 398–417.

Perspektiven immer mit im Blick behalten. So kann sie die Selbstverständlichkeit des konform Familiären ebenso hinterfragen wie den aus queerer Sicht vertrauten Gestus des subversiven Konventionsbruchs. Ob man damit in ein post-queeres Stadium der Kritik eintritt, ist nicht die spannendste Frage, die sich hier aufwirft. Unter den Bedingungen der Diversifizierung und in einer Zeit, in der verschiedene Modi des Umgangs mit Identitäten und Alteritäten sich auf komplexe Weise nebeneinander entwickeln und miteinander vermengen, gilt es auch die grundlegenden Parameter machtkritischen Denkens und Handelns zu überprüfen. Die Aufmerksamkeit für Differenzen innerhalb und außerhalb des queeren Spektrums kann dabei hilfreich sein.

Teil 2: Beiträge

Beziehungsweisen, queer-lesbische (1950–1970)

Elena Marie Mayeres und Katja Patzel-Mattern

Queer-lesbische Beziehungsweisen zentrieren

Wonach suchen wir in der Vergangenheit, wenn wir ›queer-lesbische‹ Geschichte schreiben? Der Begriff Lesbe und das damit verbundene Identitätskonzept hat sich erst in den frühen 1970ern durchgesetzt. Und genauso, wie der Begriff Lesbe ein Kind der 1970er Jahre ist, sind der Begriff und das Konzept queer ein Produkt der 1990er Jahre. Beide Begriffe sind zeitgebunden und können nicht problemlos auf die Vergangenheit zu übertragen werden. In den historischen Begriffen (Bubi, Urninde, Kesse Väter, Freundin, Skorpiongeborene) sind andere, historische Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität aufgehoben. Vorstellungen, die durch den Begriff ›lesbisch‹ verkürzt werden und zudem in einem politischen Begriff von queer nicht aufgehen.

Ziel unserer Forschung und unseres Forschungsprojektes¹ ist es daher nicht queer-lesbische Identitäten in der Vergangenheit zu suchen, sondern Praktiken und Arten und Weisen Beziehungen und Geschlecht anders zu leben zu entdecken.²

-
- 1 Wir erforschen in unserem Forschungsprojekt die Geschichte von queer-lesbischen Beziehungsweisen in Baden-Württemberg nach 1945. Forschungsprojekt: »Zwischen Unsichtbarkeit, Repression und lesbischer Emanzipation – Frauenliebende* Frauen im deutschen Südwesten 1945 bis 1980er Jahre«; weiter Informationen und Forschungsergebnisse werden laufend auf der Website und dem Blog des Projektes veröffentlicht: https://www.uni-heidelberg.de/fakultaeten/philosophie/zegk/histsem/m_itglieder/patzel-mattern/frauenliebendefrauen.html.
 - 2 Wir verstehen Identität, Geschlecht und Begehrn dabei sozialkonstruktivistisch, als Ausdruck von Beziehungen und Beziehungsweisen. Hierzu auch Bini Adamczak, Beziehungsweise Revolution, 1917, 1968 und Kommende (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2017): 251.

Wonach suchen wir also, wenn wir queer-lesbische Zeitgeschichte schreiben? Wir suchen nach queeren Beziehungsweisen – nach Praktiken der Relationalität. Diese können, müssen jedoch nicht identitätsstiftend sein. Was in ihnen ausgehandelt wird und sich in ihnen ausdrückt, sind imaginäre und realisierte Vorstellungen von Geschlecht und Begehrten. Identität wird in dieser Perspektive zu einer »relationalen Positionalität«³, sie wird zum Ausdruck von Beziehungsweisen. Queerness verstehen wir, der Historikerin Jennifer Evans folgend, »not as an identity category but as a set of relations produced by and through shifting and unequal dynamics of power«.⁴ Der Blick auf diese Relationen erlaubt es uns, die strukturellen Bedingungen queerer Praktiken intersektional zu analysieren. Dabei rückt die Frage ins Zentrum, wie Queerness gelebt wurde. Welche Praktiken und welche Arten und Weisen, Beziehungen zu leben, können als queer-lesbisch oder einfach >anders< gelesen werden?

Queer-lesbische Beziehungsweisen in den 50er und 60er Jahren zwischen Freund*innenschaft und Butch-Femme

Nicht-heteronormative Beziehungsweisen können nur im Verhältnis zu den meist heterosexuellen Beziehungsnormen ihrer Zeit gedeutet werden. In der westlichen Zeitgeschichte bildet Heterosexualität die hegemoniale Norm, nach der Beziehungen, Leben und Lieben organisiert waren. Westeuropäische Zeitgeschichte zu schreiben, bedeutet deswegen auch immer die Geschichte von Heterosexualität zu schreiben.⁵

In der Zeit nach 1945 galt die bürgerliche Kleinfamilie in Deutschland als Norm gelingender Beziehungen und als das Ideal der heteronormativen gesellschaftlichen Ordnung. Orientiert am Versorgermodell, das entlohnte Erwerbsarbeit und unentgeltliche Haus- und Sorgearbeit geschlechtergetrennt konzipierte, war das Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie vielfältig exklusiv. Es war weiß, bürgerlich, christlich, ableistisch und heterosexuell konzipiert und konstruierte so Alleinerziehende, queere Familien, Familien, in denen beide

3 Adamczak, *Beziehungsweise*, 252.

4 Jennifer V. Evans, *The Queer Art of History: Queer Kinship after Fascism* (Durham; London: Duke University Press, 2023): 3.

5 Jeffrey Weeks, Catherine Donovan and Brian Heaphy, *Same Sex Intimacies: Families of Choice and Other Life Experiments* (London; New York: Routledge, 2001).

Elternteile erwerbstätig waren, nicht-christliche Familien, migrantische Familien, sogenannte unvollständige Familien und viele mehr als defizitär. Dabei entsprachen die in Deutschland nach 1945 gelebten Beziehungen infolge des Krieges und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft vielfach nicht dem kleinfamiliären Ideal.⁶ Dies hat bereits die ältere Studie von Regina Bohne gezeigt. Jüngst machten insbesondere die Arbeit von Kirsten Plötz zu ›alleinstehenden Frauen in der Bundesrepublik aber auch die Untersuchung von Sybille Buske zur Geschichte der Unehelichkeit auf die pluralen Lebensformen innerhalb der frühen BRD aufmerksam.⁷

Doch gerade, weil die gelebten Familienpraktiken vielfältiger waren, schien die ideologische Verankerung des Konzeptes der Kleinfamilie so bedeutend. Es stellte in der jungen Bundesrepublik einen zentralen Bezugspunkt der zu etablierenden demokratischen Ordnung dar. Diese neue demokratische Ordnung grenzte sich damit von kollektivistischen Vorstellungen oder zentralen Steuerungsansprüchen sowohl des nationalsozialistischen als auch des neu entstehenden sozialistischen Staates in der DDR ab. Die Kleinfamilie sollte zwar Keimzelle des Staates sein und seine Ordnung spiegeln, sich zugleich aber in Privatheit und möglichst unabhängig von dessen Zugriff organisieren. Diese Privatheit war jedoch Privileg der Familien, die dem hegemonialen Ideal entsprachen, Abweichungen von diesem Modell, wie zum Beispiel queere Beziehungsweisen, wurde staatlich reguliert und sanktioniert.⁸

Freund*innenschaften und Frauenfamilien

Das Leben außerhalb der bürgerlichen Kleinfamilie wurde als defizitär verstanden und war kaum als (selbst-)bewusste Entscheidung kommunizierbar

-
- 6 Kirsten Plötz, »Wo blieb die Bewegung lesbischer Trümmerfrauen?« in *Forschung im Queerformat*, ed. Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Bielefeld: transcript, 2014): 71–86.
 - 7 Sybille Buske, *Fräulein Mutter und ihr Bastard. Eine Geschichte Der Unehelichkeit in Deutschland 1900–1970* (Göttingen: Wallstein Verlag, 2004): 66ff; Regina Bohne, *Das Geschick der 2 Millionen. Die Alleinlebende Frau in unserer Gesellschaft, Düsseldorf 1960* (Düsseldorf: Deutscher Bücherdienst, 1960); Kirsten Plötz, *Als fehle die bessere Hälfte: >Alleinstehende Frauen in der frühen BRD 1949–196* (Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2005).
 - 8 Die Straffreiheit von Vergewaltigungen innerhalb der Ehe und die gleichzeitige strafrechtliche Verfolgung von Abtreibung, genauso wie beispielsweise die Reglementierung von Wohnformen außerhalb der Ehe durch den Kuppeleiparagrafen verdeutlichen, diese Privatheit war ein Privileg, welches nicht allen zustand.

und erkennbar.⁹ Das galt auch für queere Lebensformen. Familie und Queerness wurden nach 1945 als einander ausschließend konstruiert. Queerness wurde als ›Beziehungslosigkeit‹ gedeutet. So wurden beispielsweise Frauen, die mit anderen Frauen zusammenlebten, statistisch als alleinstehend gezählt. Beziehungen außerhalb der Kleinfamilie – insbesondere zwischen Frauen – wurden so gesellschaftlich unsichtbar gemacht.¹⁰ Das hatte Auswirkungen auch auf die Menschen, die in diesen Beziehungen lebten. Die autobiografischen Erinnerungen des Diplomaten und Journalisten Uwe-Karsten Heyes machen dies deutlich. In seiner Familiengeschichte »Vom Glück nur ein Schatten« beschreibt er die nachträgliche Interpretation seiner Familie:

»Was aber war und wurde Norah für Ursula [die Mutter Uwe-Karsten Heyes, Anm. d. A.] Eine Freundin – es war wohl mehr. Sie fanden sich über die Musik, und sie liebten sich. Zwei junge Frauen, die eine Mitte Zwanzig, die andere zehn Jahre älter. Wir wurden eine Familie. Zusammengeschweißt in den ersten Nachkriegsjahren. [...] Ursula und Norah. Sie waren, das sehe ich heute, über viele Jahre ein Paar. Unzertrennlich, beide mit vielen schmerzenden Wunden, halfen sie sich über diese Zeit hinweg, im westlichen Deutschland der 50er Jahre, die noch so viel braune Färbung hatte und kleinbürgerliches Karo auch. Für uns Kinder damals in Mainz waren die beiden Frauen überlebenswichtig. Ihre Liebe war unsere Zuflucht. Ihre Herzlichkeit im Umgang miteinander bestimmte den Ton unseres Alltags in ihrer Nähe. Alles, was beiden wichtig war, Theater, Musik, Fürsorglichkeit und Zärtlichkeit, war auch uns wichtig. Sie waren wie ein unsichtbarer Schutz, der den Alltag um uns erträglich machte [...].«¹¹

Das Zitat spricht von der Unsichtbarkeit und Unerkennbarkeit lesbischer Beziehungsweisen in den 50er Jahren. Sie verbergen sich hinter geteilten schmerzvollen Erfahrungen und Verlusten ebenso wie hinter gemeinsamen bildungsbürgerlichen Interessen wie der Musik und dem Theater. Diese

⁹ Laura Doan, *Old Maids to Radical Spinsters: Unmarried Women in the Twentieth-Century Novel* (Urbana: University of Illinois Press, 1991).

¹⁰ Kirsten Plötz »Natürlich, heilig und gesund – Die normative Ehe und Familie in der Bundesrepublik«, in *Was soll ich Euch denn noch erklären?*, ed. Kirsten Beuth (Gelnhausen: TRIGA-Verlag, 1998), 57–73.

¹¹ Uwe-Karsten Heye, *Vom Glück nur ein Schatten. Eine deutsche Familiengeschichte* (München: Blessing, 2004): 75 und 118.

beiden Elemente prägen auch noch die retrospektive Erzählung Uwe-Karsten Heyes. Aber die erinnernde Rückschau wird um das Element der Liebe zwischen zwei Frauen ergänzt. Diese wird als über die Freundschaft hinausgehend qualifiziert. Erst fünfzig Jahre später ist es dem Autor, dem eigenen Bekunden nach möglich, die Beziehung zwischen seiner Mutter und ihrer Freundin als Liebesbeziehung zu verstehen. Dies geschieht zum einen aus der Distanz des erwachsenen Mannes, zum anderen aber auch nach dem ›lesbian-baby-boom‹ Anfang der 2000ern vor dem Hintergrund eines zu dieser Zeit bereits etablierten queeren politischen Diskurses und einer neuen Sichtbarkeit vor allem weiß-bürgerlich-lesbisches Paare mit Kindern. Der US-amerikanische ›lesbian-baby-boom‹ der frühen 2000er Jahre¹² erreichte gegen Ende des Jahrzehnts auch Deutschland.¹³ In den 1950er Jahren hingegen blieb die queere/lesbische Beziehung vielfach hinter der vermeintlich asexuellen Frauenfreundschaft verborgen – nicht nur in der Öffentlichkeit, auch innerhalb der Familie. Nur wenige lasen Frau-Frau-Beziehungen als romantisch. Grundsätzlich gilt, dass queer-lesbische Beziehungsweisen im Sinne nicht-heteronormativer Formen des Zusammenlebens im hegemonialen Vokabular der 50er Jahre kaum erkennbar oder beschreibbar waren. Das Zitat macht aber auch darauf aufmerksam, dass die nicht-heteronormativen Beziehungen der Nachkriegszeit keineswegs flüchtig waren. Sie etablierten sich auch als alternative Sorgemode und Familienformen im Privaten. Die in ihnen lebenden Frauen wurden öffentlich trotzdem als einsam, weil vermeintlich alleinstehend, wahrgenommen. In der Rekonstruktion dieser nicht-hegemonialen Beziehungsweisen liegt auch die Chance einer alternativen Geschichte von Familie und Beziehung außerhalb der Kleinfamilie. Sichtbar wird Queerness/Lesbisch-Sein hier nicht als Identität, sondern als Praxis, als eine andere Art und Weise Familie und Beziehung zu leben.

Wie Kirsten Plötz entlang der Debatte um Frauenfamilien zeigen konnte, waren diese als asexuell konstruierten Beziehungsweisen selbstverständlicher Teil der Gesellschaft. Die Unsichtbarkeit ihrer Queerness ermöglichte ih-

12 Sarah Dionisius, »Wie Ein Mensch Zweiter Klasse«. Reproduktionsmedizin, Heteronormativität Und Praktiken Der Aneignung«, in *Familie Und Normalität. Diskurse, Praxen Und Aushandlungsprozesse*, Hg. Anne-Christin Schondelmayer et.al. (Opladen: Verlag Barbara Budrich, 2021): 304.

13 Exemplarisch für den anglophonen Kontext: Kath Weston, *Families We Choose: Lesbians, Gays, Kinship. Between Men – between Studies Lesbian and Gay Studies* (New York: Columbia Univ. Pr, 1991) Für den deutschsprachigen Raum vgl. Uli Streib, *Von nun an nannten sie sich Mütter. Lesben und Kinder* (Berlin: Orlanda Frauenverlag, 1991).

re Akzeptanz. Die Externalisierung, also Privatisierung von Reproduktions-, Familien- und Sorgearbeit schuf einen von der Öffentlichkeit getrennten privaten Raum des Weiblichen.¹⁴ Gerade diese Privatisierung und Unsichtbarkeit konnte sich als ermöglichtend für nicht-heteronormative Beziehungen erweisen. Indem sich Frauenbeziehungen die fehlende gesellschaftliche Benennbarkeit ihrer Lebensweise aneigneten, schützten sie diese zugleich. Diese Privatisierung erlaubte eine alltägliche Selbstverständlichkeit, die sich nicht einfach als Praktik des Versteckens deuten lässt.¹⁵

Die Forschung zu der Zeit vor dem Nationalsozialismus, in den 1920er und frühen 1930ern, belegt, dass vor allem weiße, bürgerliche Frauen die Unsichtbarkeit von Frauenbeziehungen in der Mehrheitsgesellschaft bewusst genutzt haben, um den nicht-heteronormativen Charakter ihrer Beziehungen zu schützen. Damals gängige Konzepte wie das der Freundinnen-Ehe zeugen davon.¹⁶ Heyes Erzählung deutet daraufhin, dass Frauen in den 50ern, bewusst oder unbewusst, hieran anknüpften und ihre Beziehungen auf die gleiche Art schützten.

Bubi-Damen-Beziehungsweisen

Genauso wie die scheinbar »unsichtbaren« Frauenfreund*innenschaften und Frauenfamilien, prägten Bubi-Damen-Beziehungen oder Butch-Femme-Beziehungen queer-lesbische Geschichte. Beide werden in der queeren Ge-

¹⁴ Karin Hauser »Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben,« in *Sozialgeschichte der Familie in Der Neuzeit Europas*, ed. Conze Werner (Stuttgart: Klett, 1976): 363–394.

¹⁵ Unter anderem: Benno Gammerl, *anders fühlen. Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. Eine Emotionsgeschichte* (München: Carl Hanser Verlag, 2021): 84ff; Kirsten Plötz, *Lesbische Alternativen. Alltagsleben, Erwartungen, Wünsche* (Königstein im Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2005).

¹⁶ Pioniercharakter für den deutschsprachigen Raum hatte die Arbeit von Hanna Hacker, *Frauen* und Freund_innen. Lesarten ›weiblicher Homosexualität, Österreich, 1870–1938*, (Wien: Zaglossus Verlag, 2015) hier vor allem S. 146–252. Einschlägig für die Zeit der Weimarer Republik: Laurie Marhoefer, *Sex and the Weimar Republic: German homosexual emancipation and the rise of the Nazis* (Toronto University: Toronto Press, 2015), hier v.a. 52–78.

schichte oft als Prototypen queer-lesbischer Beziehungsweisen gelesen.¹⁷ Bubi-Damen-Beziehungen prägten als genderqueere Beziehungen vor allem die 1920er Jahre, waren aber auch schon früher sichtbar. Sie waren geprägt durch ein Spiel mit Geschlecht und Begehrungen, innerhalb derer die Personen verschiedene Geschlechterausdrücke verkörperten und mit Männlichkeit und Weiblichkeit einen spielerischen Umgang fanden. Im Gegensatz zu den vermeintlich asexuellen Freund*innenschaften waren sie öffentlich erkennbar als nicht-heterosexuelle Beziehungsweisen und als andere Formen, Gender zu leben. Während Frauenfreund*innenschaften Privatheit symbolisierten, standen Bubi-Damen-Beziehungen für eine Geschichte sichtbarer queer-lesbischer Beziehungsweisen.

In der Gegenüberstellung von Frauenfreund*innenschaften und Bubi-Damen-Beziehungen/Butch-Femme-Relations wurde innerhalb der aktivistischen Geschichtsschreibung der 1980er Jahre und danach die Frage nach der ›richtigen‹ Art und Weise, queer-lesbische Beziehungsweisen zu leben, prominent verhandelt.

Die Frage, wie queer-lesbische Beziehungsweisen gelebt werden sollen und wie Geschlecht auszuhandeln sei, prägte die deutschen Debatten auch schon in den 1950er Jahren, wie ein Leserbrief in der ›Wir Freundinnen‹ zeigt.

Die Zeitschrift ›Wir Freundinnen‹ erschien 1951 und 1952 in Hamburg. Der Titel der Zeitschrift schloss sprachlich an die Freund*innenkultur der 1920er und 1930er Jahre an – insbesondere an die Publikation ›Die Freundin‹. 1951 erschien in der Zeitschrift ein Leserbrief, der sich mit der Frage von queerer Sichtbarkeit und Privatheit kritisch auseinandersetzte. Die Verfasserin, die aus dem heutigen Baden-Württemberg stammte, setzte sich in ihrem Brief für einen politischen Ansatz analog zu den homophilen Politiken schwuler Männer ein:

»Auch wir sollten uns bemühen, durch Aufklärung – und vor allem durch unsere Gesinnung – eine allgemeine, tolerantere Ansicht über uns und unserer Liebe Bahn zu brechen. (...) Gewiß, [sic!] man braucht sich kein Schild umzuhängen: ›Ich bin so!‹ und es in alle Welt hinausschreien. Es gibt Typen, die sich so auffällig benehmen, daß [sic!] man ihnen schon auf zehn Schritte Entfernung ansieht, wes Geistes Kind sie sind. Ich finde, das paßt [sic!] nicht zu

¹⁷ Martha Vicinus, »They Wonder to Which Sex I Belong: The Historical Roots of the Modern Lesbian Identity,« in *Feminist Studies* 3, no. 18 (1992): 467–97; Sabine Fuchs, *Femme/Butch: Dynamiken von Gender und Begehrn* (Berlin: Querverlag, 2020).

wirklichen Frauen – ganz gleich, ob sie männlich oder weiblich empfinden. Aber es gibt andere Gründe an denen wir erkannt werden können – Wir haben zum Beispiel keine Freunde; man wundert sich und fragt. Man soll uns ja gar nicht anerkennen, aber in Ruhe lassen mit allem blöden Geschwätz und allen zweideutigen Anspielungen.«¹⁸

Interessant ist vor allem die Gegenüberstellung von »auffälligen« Ausdrucksweisen von Queerness und solchen, die die Verfasserin des Briefes als angemessen wahrnimmt. Dabei erscheint ihr all das auffällig, was äußerlich und für alle eindeutig wahrnehmbar auf das eigene Begehrten als ›anders‹ verweist. Gemeint sein dürften auch all jene Ausdrucksweisen von Geschlecht, die heteronormative Vorstellungen unterliefen oder mit der Geschlechterbinarität spielten. Es ist zunächst das weibliche Aussehen, das den Vorstellungen gängiger Weiblichkeit der Zeit entsprechen sollte, damit einhergehend aber vor allem auch das weibliche Benehmen, welches die Verfasserin des Leser*innenbriefes zu beeinflussen sucht. Dabei argumentiert sie durchaus im Sinne der Mehrheitsgesellschaft ihrer Zeit. Forderungen nach Angepasstheit und Zurückhaltung prägen die Diskurse über Weiblichkeit. Im ›Einmal Eins des guten Tons‹, einem damals populären Benimmratgeber, wurde Frauen nahelegt, dass es »nie schön [sei], wenn die Frau [...] der aktive Teil ist. [...] immer ist für die Frau Zurückhaltung besser«.¹⁹ Mit ihrer Forderung an Frauen, die anders begehrten, angepasst und unsichtbar zu bleiben, schrieb die Leserbriefschreiberin sich in den hegemonialen Weiblichkeitsdiskurs der 1950er ein.²⁰ Zudem lässt sich die Forderung nach Anpassung und Unauffälligkeit im Kontext der Diskussionen homophiler Kreise deuten.²¹ Queere Beziehungsweisen wurden innerhalb dieser Kreise als Privatsache verstanden. Die Autoren homophiler Zeitschriften wie ›Die Freundschaft‹ oder ›Der Weg‹, forderten die Privatheit queerer, in diesem Kontext vor allem schwuler

18 S.B. »Brief an Charlott,« *Wir Freundinnen: Monatsschrift für Frauenfreundschaft* 1, no. 1 (Oktober 1951): 24.

19 Getrud Oheim, *Einmaleins des guten Tons*, (Gütersloh: Bertelsmann Ratgeberverlag Reinhard Mohn, 1955): 132.

20 Zu Weiblichkeitsnormen in den 1950er im Kontext lesbischen Lebens: Irene Beyer, »Lesbische Existenz in Zeiten restaurativer Politik. Die BRD der 50er und 60er Jahre«, (Dipl.-Arbeit, Freie Universität Berlin, 1995).

21 Volker Janssen, *Der Weg zu Freundschaft und Toleranz. Männliche Homosexualität in den 50er Jahren* (Berlin: Rosa Winkel Verlag, 1984).

Beziehungsweisen. Indem sie nach außen unerkennbar blieben, so die Überlegung, sollten gesellschaftliche Anerkennung und eine mögliche Legalisierung schwuler Beziehungsweisen bürgerlicher Männer gefördert werden. Doch eine solche Privatisierung von Queerness setzte voraus, dass die Betroffenen über Privatheit verfügen, informelle Privatheit genauso wie räumliche Privatheit. Dies war jedoch in den 1950er Jahren und darüber hinaus ein Privileg, welches an Klassenstatus, Geschlecht und Race gebunden war.²²

Anhand des Leser*innenbriefs, so lässt sich zusammenfassen, werden zwei Modi queer-lesbischer Beziehungsweisen in den 1950er Jahren erkennbar, die hier typisierend gegeneinander gestellt wurden, eine angepasste und unsichtbare Beziehungs- und Ausdrucksweise und eine subversive und vor allem sichtbare Ausdrucksweise. Die von der Autorin mobilisierten bürgerlichen Geschlechterbilder spiegelten sich auch in anderen Artikel der Zeitschrift *›Wir Freundinnen‹* wider. In Kategorien wie *›Charlott fragt‹* wurde ein hegemoniales Bild bürgerlicher Weiblichkeit reproduziert. Die Leser*innen wurden beraten hinsichtlich des vorteilhaftesten Haarschnitts, der perfekten Lippenstiftapplikation oder der Frage, was es bedeutet, *›charmant‹* aufzutreten.

Zugleich positionierte die Schreiberin in ihrem Leser*innenbrief subversive Ausdrucksweisen von Queerness. Diese waren scheinbar auch in der ungenannten schwäbischen Kleinstadt, in welcher die Verfasserin lebte, sichtbar. Vor diesen Hintergrund liegt es nahe anzunehmen, dass die in dem Zitat beschriebenen *›auffälligen Typen‹* auch bundesdeutsch in den fünfziger Jahren sichtbar wurden. Diese performativen Grenzüberschreitungen wertete die Verfasserin des Textes als wenig dienlich für emanzipative Bestrebungen.²³ In der Bewegungszeitschrift *›LesbenStich‹* wurde diese Kritik 1983 referiert und auf die damals aktuellen Debatten um Butch-Femme-Relationen bezogen.²⁴

²² Gammerl, *anders fühlen*, 78–87.

²³ Homophile Politiken, also die Vorstellung die Akzeptanz queerer Beziehungsweisen wäre nur durch die Anpassung an bürgerliche Normen zu erreichen waren in den 1950er weit verbreitet und wurden transnational diskutiert. Zu transnationalen homophilen Politiken vgl. auch: David S. Churchill, »Transnationalism and Homophile Political Culture in the Postwar Decades«, in *CLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies*, 15, no. 1, (2009): 31–65.

²⁴ »Darin (Zitat aus *›Wir Freundinnen‹*) wird sehr deutlich, daß diese Bubi-Dame-Darstellung ein offensives Aufbegehren gegen die heterosexuelle Umwelt bedeutete, das vielen Lesben zu radikal war.« In: »Nachrichten Aus Der Bewegung,« in *LesbenStich: Das Lesbenmagazin für den aufrechten Gang* 2 (1983): 31.

Im Lesbenstich wird der Brief als Beispiel für die als angepasst und emanzipatorisch bewerteten Ansichten innerhalb der 1950er Jahre herangeführt und den eigenen Vorstellungen über emanzipative Beziehungsweisen – Butch-Femme-Relations – entgegengestellt. Diese Interpretation des Leser*innenbriefes lässt sich historisch schwer nachprüfen. So muss unklar bleiben, ob der Text aus ‚Wir Freundinnen‘ von 1951 tatsächlich Bubi-Damen-Beziehungsweisen kritisierte oder ob im ›Lesbenstich‹ vielmehr im Rückgriff auf den historischen Brief Positionen der 1980er Jahre verhandelt wurden. Klar ist aber in dem Leserbrief wurde verhandelt wie queer-lesbische Beziehungsweisen gelebt werden sollten, ein Thema, welches die Aktivist*innen der 1980er aus ihrer zeitgeschichtlichen Perspektive diskutierten.

Unabhängig von der Zielrichtung der Kritik dokumentiert der Leser*innenbrief die Parallelität von öffentlich unsichtbaren Frauenfamilien und -beziehungen, wie Heye sie beschreibt und wie die Verfasserin des Briefes sie präferiert, und öffentlich sichtbaren Bubi-Damen-Beziehungsweisen oder einer weiblichen Männlichkeit im Sinne des US-amerikanischen Anglisten und Queer- und Gendertheoretiker Jack Halberstams.²⁵

Unsichtbarkeit und Sichtbarkeit bedingen einander – auch, aber nicht nur in den 1950er und 1960er Jahren. Als Formen queer-lesbischen Lebens werden sie in Medien zueinander in Beziehung, in Ergänzungs- oder Konkurrenzverhältnisse gesetzt. Damit ist zugleich darauf verwiesen, dass diese Medien (Zeitschrift, Buch) und die genutzten Formate (Leser*innenbrief, Erinnerungsroman) selbst ebenso wie ihre Rezeption (Antwort, Verfilmung) als Ausdruck wie Repräsentation queer-lesbischer Beziehungsweisen gedeutet werden können.²⁶ Die Praxis des Leser*innenbriefs ist ebenso wie die des Erinnerungsromans selbst eine Form der Beziehungsweise. Dabei kann die Zeitschrift als gegenöffentlicher Ort in der betrachteten Zeit der 1950er Jahre gedeutet werden, als Bezugspunkt, der neue Relationen möglich macht, vor allem in der Provinz. Der Erinnerungsroman hingegen ist in der vorliegenden Form Teil der massenmedialen Öffentlichkeit der Gegenwart, der vergangenen Beziehungen in Reflexion der Normen und Werte seiner Zeit neue Bedeutung zumisst. In beiden Fällen entsteht jedoch im Schreiben und Lesen eine Beziehung zwischen Leser*innen und Artefakt. In Auseinandersetzung

25 Jack Halberstam, *Female Masculinity* (New York: Duke University Press, 1998).

26 Zu der Bedeutung virtueller Räume wie unter anderem Zeitschriften und Romanen: Adrian de Silva und Muriel Lorenz, »Virtuelle Räume,« in *Handbuch Queere Zeitgeschichte I. Räume*, ed. Andrea Rottmann et.al. (Bielefeld: Transcript Verlag 2023): 137–146.

mit der Zeitschrift und dem Erinnerungsroman können queer-lesbische Beziehungsweisen einen Ausdruck finden – sei es zeitgenössisch, sei es retrospektiv. Ebenso werden aber in den jeweiligen Medien zugleich die Performanzen und die Beziehungsweisen, in denen sich Queerness Ausdruck verleihen kann, reglementiert und strukturiert.

Fazit – Die Geschichte queer-lesbischer Beziehungsweisen denken

Queer-lesbische Beziehungsweisen wurden durch eine Gesellschaft, die nur die heterosexuelle Ehe und Familie als Beziehungsweisen anerkannte, oft unsichtbar gemacht. Doch diese Unsichtbarkeit hatte Grenzen. Sie hatte Grenzen in der Privatheit, wo sich nicht-heteronormative Beziehungsweisen realisierten. Sie hatten aber auch Grenzen in der Öffentlichkeit, wo in der Performanz, der Darstellung des eigenen Geschlechts oder Begehrens mehrheitsgesellschaftliche Erwartungen oder Sehgewohnheiten herausgefordert wurden. Auch wenn heteronormative und männlich-zentrierte Diskurse die Deutung angemessenen Zusammenlebens und weiblichen Benehmens dominierten, konnten sie diese nicht monopolisieren. Im Alltag, in der Stadt ebenso wie im Kleinstädtischen oder Ländlichen, war Queerness präsent – nicht immer, aber manchmal auch auf den ersten Blick.

Queerness/Lesisch-Sein trat uns dabei nicht primär als Identität entgegen, sondern als ein Ensemble von Praktiken, die sich in persönlichen Beziehungsweisen, beispielsweise als Paar mit Kindern, oder in Beziehungen im öffentlichen Raum, beispielsweise im Straßen- oder Stadtraum, ausdrücken und darstellen konnten. Die gesellschaftlichen Bedingungen der jeweiligen Zeit prägten dabei die Formen und Möglichkeiten, die diese Beziehungsweisen annehmen konnten. In diesen Beziehungsweisen schufen die Akteur*innen soziale Räume der Nicht-Heteronormativität. Diese Beziehungsweisen konnten gesellschaftlich intelligibel (also erkennbar) sein, wie für die in dem Leser*innenbrief erwähnten Personen, oder unsichtbar, wie die Frauenfamilien aus Heyes Kindheit. Diese Beziehungsweisen konnten flüchtig sein, wie der Auftritt auf der Straße, oder sie konnten langjährige Netzwerke sein, wie das zwischen Ursula Heye, ihren Kindern und ihrer Freundin Norah. Sie konnten gegenöffentliche Orte wie die Zeitschrift *›Wir Freundinnen‹* schaffen und Institutionen wie die Ehe infrage stellen. Queere Beziehungsweisen konnten aber auch heteronormative Institutionen wie die Ehe oder bürgerliche Geschlechterbilder reproduzieren und stärken, wenn sie

das zurückhaltende Benehmen ›richtiger Frauen‹ beschworen. Das Konzept der Beziehungsweisen erlaubt es uns, eine scheinbar heteronormative Vergangenheit zu queeren und das nicht-heteronormativen Potential der Modi zu zeigen, in denen historische Akteur*innen gelebt und ihre Beziehungen verstanden haben. Dabei bekommen wir in der Retrospektive vor allem weiße, bürgerliche Menschen und ihr Leben in den Blick. Es gibt wenige Quellen, die uns verraten, wie unter anderem Race, Religion, Klasse und Ableismus queere Beziehungsweisen in den 50er und 60er Jahren geprägt haben. Die Schriften jüdischer, schwarzer und/oder PoC Aktivist*innen aus den 70er, 80er und 90er Jahren machen uns jedoch auf die strukturellen Unterschiede aufmerksam, die nicht-heteronormative Beziehungsweisen formen und prägen, genauso wie die Bewegung der Prololesben und der Krüppellesben. Mit dem Entstehen neuer subkultureller und gegenhegemonialer Räume in den 70er Jahren und der Alternativbewegung pluralisierten sich Diskurse um queer-lesbische Beziehungsweisen. Der neue politische Impetus ›Das Private ist Politisch‹ machte die Frage, wie, mit wem und in welchen Beziehungsweisen leben, zum Thema der Bewegung schlechthin. In Kinderläden, Hausprojekten und Frauen-Lesben-WGs wurden neue Formen von Beziehungsweisen ausprobiert, aber auch außerhalb der politischen Szene veränderten sich die Möglichkeitsräume queer-lesbischen Lebens. Gleichzeitig wurden Ausschlüsse innerhalb der Bewegung stärker thematisiert und reflektiert, vor allem von den Betroffenen selbst. Mit der Formulierung des Kollektivsubjekts ›Lesben‹ und der damit einhergehenden Formulierung einer Vorstellung vom ›richtigen‹ lesbischen Leben, wurden die Ausschlüsse und die Brüchigkeit sowohl der Identität Lesbe manifestiert.

Grenzen der Gleichheit

Differenzen und Konflikte in der schweizerischen Schwulenbewegung (1960–1990)

Martin Lengwiler und Daniel Zürcher

Die neuere Geschichte der Schwulenbewegung wird bisweilen als Geschichte eines langfristigen Emanzipationsprozesses geschrieben.¹ In den Queer Studies wurde dieses Narrativ jüngst kritisch hinterfragt.² Schwule Gruppierungen setzten sich zwar seit den 1960er Jahren für Emanzipation und Gleichstellung ein und fanden mit diesen Forderungen gesellschaftlich zunehmend Gehör. Gleichzeitig erlebte jedoch die Schwulenbewegung auch innere Spannungen, Konflikte und Ausgrenzungen. Dieser Prozess wird im Folgenden anhand der schweizerischen Schwulenbewegung genauer aufgezeigt.³ Punktuell wird die Darstellung ergänzt durch Hinweise auf die Bundesrepublik Deutschland.⁴

Die Spannungen innerhalb der Schwulenbewegung äußerten sich auf zwei Ebenen. Einerseits auf jener der sozialen Zugehörigkeit: Welche Gruppen wur-

-
- 1 Exemplarisch: Jeffrey Weeks, *The World We Have Won. The Remaking of Erotic and Intimate Life*, (London: Routledge, 2007); Thierry Delessert, *Sortons du ghetto. Histoire politique des homosexualités en Suisse, 1950–1990*, (Zürich: Seismo, 2021). Thierry Delessert, Michaël Voegtli, *Homosexualités masculines en Suisse. De l'invisibilité aux mobilisations*, (Lausanne: PPUR, 2012). Die Autoren danken den Mitgliedern des DFG-Netzwerks Queere Zeitgeschichten im deutschsprachigen Europa, insbesondere Ulrike Klöppel und Martin Lücke, für die wertvollen Kommentare zum Text.
 - 2 Craig Griffiths, Between Triumph and Myth: Gay Heroes and Navigating the schwule Erfolgsgeschichte, in: *helden. heroes. héros. Special Issue 1* (2014): 54–60; Benno Gammerl, *Queer. Eine deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis heute*, (München: Hanser, 2023): 11–14.
 - 3 Der Forschungsstand zur Geschichte der LGBTQ+-Gruppen in der Schweiz ist überschaubar. Zahlreiche Spezialthemen sind noch kaum untersucht. Für einen neueren Überblick vgl. Delessert, *Ghetto*; Delessert & Voegtli, *Homosexualités masculines*.
 - 4 Für Deutschland vgl. Gammerl, *Queer*.

den aus Sicht der Bewegung dazu gezählt, welche marginalisiert oder ausgeschlossen? Andererseits drehten sich die Debatten um politische Inhalte und Strategien. Sollten die Gleichberechtigungsanliegen als sachliche Forderungen formuliert und auf den üblichen politischen Kanälen eingebbracht werden, in Absprache mit gleichgesinnten Gruppierungen? Oder war die Emanzipation von Schwulen und Lesben Teil eines fundamental gesellschaftskritischen Projekts, das über konfrontative Protestformen eingeklagt werden sollte? Diese Frage spaltete die Schwulenbewegung auch entlang der Generationengrenzen.

In den 1950er- und 1960er-Jahren wurden Gleichberechtigungsanliegen vor allem von der Homophilenbewegung vertreten. Homosexualität war damals Gegenstand staatlicher Verbote und Stigmatisierungen, in der Schweiz wie in anderen westeuropäischen Ländern. Obwohl gleichgeschlechtliche Handlungen in der Schweiz ab 1942 strafrechtlich entkriminalisiert waren, wurden homosexuelle Männer von den Behörden offen verfolgt. Die Polizei führte in Städten wie Zürich regelmäßig Razzien in der Homophilenszene durch, verfolgte die Prostitution von schwulen Männern und legte Homosexuellenregister an. Wer öffentlich als homosexuell galt, wurde gesellschaftlich geächtet und hatte einschneidende berufliche Behinderungen zu gewältigen.⁵ In diesem repressiven Klima trafen sich schwule Gruppen in geschlossenen, vor der Öffentlichkeit verborgenen Lokalitäten wie Clubs oder Vereinslokalen.⁶ In der Bundesrepublik herrschten ähnlich repressive Verhältnisse. Hier waren sexuelle Handlungen zwischen erwachsenen Männern durch den berüchtigten § 175 des Strafgesetzbuchs bis 1969 verboten.⁷

In der Schweiz versammelten sich die deutschschweizerischen Homophilen im Umfeld der Zeitschrift *Der Kreis*, die ausgehend von der Redaktion in Zürich im ganzen deutschsprachigen Raum Verbreitung fand. Der Kreis schloss an andere Zeitschriften-Projekte aus schwulen und lesbischen Kreisen an, darunter das Menschenrecht, das von 1937 bis 1942 erschien und sich

5 Stefan Thalmann, *Ein warmes Problem wird heiss! Homosexualität zwischen Skandal und Anpassung in Zürich. Analyse eines Diskurses von 1950 bis 1970*, Lizziatsarbeit (Universität Zürich, 2012): 20–30.

6 Samuel Clowes Huneke, *States of Liberation: Gay Men between Dictatorship and Democracy in Cold War Germany*, (Toronto: University of Toronto Press, 2022): 39–62; Delessert & Voegli, *Homosexualités masculines*, 67–69.

7 Gammerl, *Queer*, 136–141; Christian Schäfer, »Widerwärtliche Unzucht« (§§ 175, 175a, 175b, 182 a.F. StGB). *Reformdiskussion und Gesetzgebung seit 1945*, (Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag, 2006): 79–118.

öffentlich für die rechtliche Gleichstellung von Schwulen und Lesben einsetzte. Mit der Entkriminalisierung der Homosexualität im schweizerischen Strafrecht erfüllte sich eine der Hauptforderungen des Menschenrechts. Die Zeitschrift stellte deshalb 1942 ihr Erscheinen ein.

Im Unterschied zum Menschenrecht verfolgte Der Kreis eine zurückhaltende politische Agenda. Autorinnen und Autoren des Kreises kritisierten zwar verschiedentlich die Stigmatisierung von Homosexualität. Das Organ verstand sich aber primär als bildungsbürgerliche Literatur- und Kunstzeitschrift. Es richtete sich auch nicht an eine breitere Öffentlichkeit, sondern an die abonnierte Leserschaft, mehrheitlich Schwule aus dem deutschsprachigen Raum. Das Anliegen der Zeitschrift war, die Leser auf kulturelle Aktivitäten (Theater, Lesungen etc.) aufmerksam zu machen und dadurch zur besseren Vernetzung der Schwulengemeinschaft beizutragen.⁸ Im weitesten Sinne kamen dabei auch politische Anliegen zur Sprache. So wurden abwertende Bilder und Vorurteile gegenüber der Homosexualität – etwa die verbreitete Verführungsthese – korrigiert. In den 1960er Jahren publizierte Der Kreis verschiedene Beiträge, in denen offen Kritik an den Repressalien von Behörden geäußert wurde. Insgesamt verfolgte Der Kreis einen aufklärerischen, wenig konfrontativen Kurs.⁹ Dies steht in Kontrast zur westdeutschen Homophilenbewegung, in der einzelne Gruppen öffentlich gegen den § 175 protestierten.¹⁰

Trotz dieser politischen Zurückhaltung stand die schweizerische Homophilenbewegung in kritischer Distanz zu den staatlichen Behörden. Dies aus gutem Grund: In den 1950er- und 1960er-Jahren herrschte in weiten Kreisen ein Klima der Angst und Unsicherheit. Breite Teile der Bevölkerung verhielten sich gegenüber dem gesellschaftlichen Wandel konservativ und lehnten sowohl alternative Jugendkulturen wie unkonventionelle Sexualitäten strikt ab.¹¹

-
- 8 Roger Portmann, *Konzepte männlicher Homosexualität in der Schweiz 1932–1967 im Spiegel der Zeitschriften »Freundschafts-Banner«, »Menschenrecht« und »Der Kreis«*, Lizentiatsarbeit (Universität Zürich, 2000): 70–82, 110–120.
- 9 Portmann, *Konzepte männlicher Homosexualität*, 122–150.
- 10 Karl-Heinz Steinle, *Homophiles Deutschland – West und Ost*, in: Hingst, Monika (Hg.), *Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung. Eine Ausstellung des Schwulen Museums und der Akademie der Künste – 17. Mai bis 17. August 1997*, (Berlin: Verlag Rosa Winkel, 1997): 195–209.
- 11 Gammerl, *Queer; Delessert & Voegtli, Homosexualités masculines*; Jennifer V. Evans, *Life among the Ruins. Cityscape and Sexuality in Cold War Berlin* (London: Palgrave Macmillan, 2011): 193–218; Jennifer V. Evans Bahnhof Boys: Policing Male Prostitution in Post-Nazi Berlin, in *Journal of the History of Sexuality* 12, nr. 4 (October 2003): 605–636.

Auch innerhalb der Schwulenszene gab es unterschiedliche Vorstellungen homosexueller Identitäten. So kursierten beispielsweise in der Homophilen-szene bis anfangs der 1970er Jahre pauschale Bilder von Schwulen aus anderen Ländern. Im Kreis und in anderen Zeitschriften wurden insbesondere Schwule aus südeuropäischen Ländern wie Griechenland oder Italien oft erotisierend als Objekte sexuellen Begehrrens dargestellt. Ein Autor schrieb bereits 1940 im Menschenrecht, dass das südeuropäische Klima eine »offenbare Steigerung des Geschlechtstriebes hervorruft«.¹² Die Zeitschrift Club 68 veröffentlichte Reiseberichte zu südeuropäischen Destinationen und bezeichnete die dort lebenden Schwulen als »Latin Lover«, »Glutauge aus Sizilien« oder »Papagallo« (italienisch für Papagei). Südeuropäische Badekultur wurde mit homophiler Nacktkultur gleichgesetzt.¹³ Die Vorurteile wurden teilweise auch auf die südeuropäischen Migranten, die seit den 1950er Jahren in die Schweiz einwander-ten, übersetzt. Junge Männer mit südeuropäischem Hintergrund gehörten in den 1940er und 1950er Jahren zu den am häufigsten verwendeten Bildmotiven im Kreis. Teilweise wurden auch eingewanderte Arbeiter als begehrswerte Körper abgebildet.¹⁴ Vergleichbar stereotype Darstellungen finden sich auch in der westdeutschen Schwulenpresse, in der Menschen aus südeuropäischen oder außereuropäischen Ländern (Thailand, Philippinen oder Haiti) als Ange-hörige unschuldiger, sexuell tabuloser Zivilisationen erotisiert und exotisiert wurden.¹⁵

Ende der 1960er Jahre setzte in der Schweiz wie in anderen Ländern Westeuropas ein Prozess ein, der eine neue, gesellschaftskritische Schwulen-bewegung entstehen ließ. Es waren verschiedene Faktoren, die zu dieser Ent-wicklung beitragen: der Einfluss der 68er-Bewegung auf die Schwulen- und Lesbenbewegung, vermittelt beispielsweise über schwule Buchläden, daneben auch U.S.-amerikanische Vorbilder, etwa aus dem Umfeld der Gay Liberation

¹² Zitiert nach: Roger Portmann, »...dass er eben nicht anders konnte als wie es ihm die Natur mitgegeben hatte«. Konzepte männlicher Homosexualität in den Homosexuel- lenzeitschriften der Schweiz 1932–1967, in *invertito* 6 (2004): 122–137, hier 134.

¹³ Mattia Petruzzello, *Homosexuelle Identität(en) im Umbruch? Ausdifferenzierungsprozesse in der Homosexuellenbewegung Zürichs (1968–1973)*, Lizentiatsarbeit (Universität Zürich, 2022): 45–47.

¹⁴ Portmann, ... *dass er eben nicht anders konnte*, 134f.

¹⁵ Christopher Ewing, »Toward a better world for gays«: Race, tourism, and the interna-tionalization of the West German gay rights movement, 1969–1983, in *Bulletin of the GHI* 61 (September 2017): 109–134.

Front oder der Gay Activists Alliance, die sich im Nachgang der Stonewall-Unruhen von 1969 formierten.¹⁶ Die deutschschweizerische Schwulenbewegung war darüber hinaus stark von niederländischen und westdeutschen Vorbildern, etwa der »Homosexuellen Aktion Westberlin« (HAW), beeinflusst.¹⁷ In diesem Rahmen änderte sich auch der politische Ansatz der schweizerischen Bewegung. Die Schwulenorganisationen wurden konfrontativer, verbanden die emanzipatorischen Forderungen mit gesellschaftskritischen Anliegen und traten in der Öffentlichkeit sichtbarer auf. Ende der 1970er Jahre fanden sowohl in der Schweiz wie in der Bundesrepublik die ersten Christopher Street Days statt.¹⁸

Die Forderungen der Schwulenbewegung fanden rechtlich und gesellschaftlich zunehmend Gehör. In der Schweiz setzten sich linke Parteien wie die »Progressiven Organisationen der Schweiz« (POCH) für die Anliegen der Schwulenbewegung ein und kämpften gegen die polizeilichen Homosexuellenregister.¹⁹ In der Bundesrepublik ging die Anzahl von Verurteilungen wegen gleichgeschlechtlicher sexueller Handlungen deutlich zurück. Die sozialliberale Koalition hatte 1969/1973 ein revidiertes Sexualstrafrecht eingeführt, das nur noch Sex mit Minderjährigen unter Strafe stellte.²⁰

Obwohl sich die neue Schwulenbewegung wie ihre Vorgänger weiterhin für gesellschaftliche Anerkennung und Gleichbehandlung einsetzte, war ihr Verhältnis zur Homophilenbewegung nicht frei von Ausgrenzungen und Stigmatisierungen.²¹ Die Schwulenbewegung fand sich in der Schweiz in den Homosexuellen Arbeitsgruppen (HA) zusammen, zunächst auf lokaler Ebene, ab 1973 auch national, mit der Gründung der Homosexuellen Arbeitsgruppen der Schweiz (HACH). Dabei gab es in den frühen 1970er Jahren offene Konflikte zwischen der neuen Bewegung und älteren homophilen Gruppen. Vertreter der Homosexuellen Arbeitsgruppen Zürich (HAZ) distanzierten sich beispielsweise 1972 und 1973 mehrmals öffentlich von homophilen Kreisen. Sie warfen

16 Delessert & Voegtli, *Homosexualités masculines*, 71–75; für Westdeutschland: Huneke, *States of Liberation*, 118–141; Gammerl, *Queer*, 164–172.

17 Petruzzello, *Homosexuelle Identität(en)*, 66–80.

18 Delessert, *Ghetto*, 179; Gammerl, *Queer*, 168.

19 Delessert, *Ghetto*, 178–180.

20 Delessert, *Ghetto*, 179; Schäfer, »*Widernatürliche Unzucht*«, 179–214.

21 Christopher Ewing, »*Color Him Black: Erotic Representations and the Politics of Race in West German Homosexual Magazines, 1949–1974*«, *Sexuality & Culture* 21 (June 2017): 382–403.

diesen vor, »unpolitisch« zu sein, sich vor gesellschaftlichen Konfrontationen zu verstecken und generell zu wenig gesellschaftskritisch zu argumentieren.²²

Abb. 1: Erste nationale Demonstration zum Christopher Street Day am 23. Juni 1979 in Bern



Gertrud Vogler, Schweizerisches Sozialarchiv (F 5107-Na-22-201-012)

Ende der 1970er Jahre zeichnete sich in der Schwulenbewegung ein weiterer Generationenwechsel ab. Jüngere und moderatere Stimmen gewannen in den HACH an Gewicht. Die neuen Mitglieder stießen innerhalb der HA-Gruppen eine Debatte über die strategischen Ziele der Bewegung an.²³ Es ging um die Aufgaben einer Homosexuellenorganisation oder um den Umgang mit unternehmerischen Betrieben wie Schwulenbars, die früher als »kommerziell« abgelehnt, inzwischen aber von vielen HA-Mitgliedern besucht und geschätzt wurden.²⁴ Die Verjüngung der Bewegung schüttete teilweise alte politische Gräben zu. Die Zürcher Arbeitsgruppen öffnete sich beispielsweise gegenüber der Schweizerischen Organisation der Homophilen (SOH) und

22 Petruzzello, *Homosexuelle Identität(en)*, 25–27.

23 Beate Gerber, *Lila ist die Farbe des Regenbogens, Schwestern, die Farbe der Befreiung ist rot. Die Homosexuellen Arbeitsgruppen in der Schweiz (HACH) von 1974–1995*, Lizentiatsarbeit (Köniz: Ed. Soziothek, 1998): 57–61.

24 Ebd.

andern Homosexuellenorganisationen. Solche neuen Kooperationen zeigten sich etwa bei der ersten nationalen Homosexuellendemonstration am Christopher Street Day 1978 oder beim erfolgreichen Kampf für die Abschaffung des polizeilichen Homosexuellenregisters in Zürich 1979.²⁵

Die 1980er Jahre standen für die Schwulenbewegung ganz im Zeichen der HIV/Aids-Krise. Die Ausbreitung von HIV-Infektionen wurde in der konservativen Öffentlichkeit der frühen 1980er Jahre häufig auf die Gruppe der homosexuellen Männer reduziert. Der Begriff des »Schwulenkrebses« zog seine Kreise. Rechte Parteien erhoben sowohl in der Schweiz wie in der Bundesrepublik Forderungen nach Zwangsregistrierung oder Internierung von Infizierten.²⁶

Auch innerhalb der Schwulenbewegung führte die Aids-Krise zu Konflikten. Drei Aktivistengruppen beteiligten sich in der Schweiz an den Kontroversen: Angehörige der Homophilenbewegung, die vom 68er-Aufbruch inspirierte gesellschaftskritische Schwulenbewegung sowie die jüngere, pragmatischer eingestellte Generation von Schwulen, die um 1980 herum politisiert wurde. Die Spannungen und Konflikte drehten sich um die richtigen politischen Strategien angesichts der Aids-Krise. Die Angehörigen der jüngeren Generation reagierten auf die Krise mit pragmatischen Ansätzen, kannten keine ideologischen Scheuklappen und formulierten konkrete Antworten auf konkrete gesundheitspolitische Fragen. Sie hatten keine Bedenken gegenüber

25 Ebd., 108–110; Delessert, *Ghetto*, 177f.

26 Für die Schweiz: Peter-Paul Bänziger, »Aids: Der Anfang einer neuen Seuche«. *Schreiben über HIV und Aids in Schweizer Medien, 1983–2005*, in: *Bundesamt für Gesundheit, Aids-Hilfe Schweiz, Schweizerisches Land* (Hg.), Ohne Dings Kein Bums. 20 Jahre Aids-Arbeit in der Schweiz. Sortez couverts! 20 ans de lutte contre le sida en Suisse (Baden: Hier und Jetzt, 2005) 138–151; für die Bundesrepublik Deutschland: Sebastian Haus-Rybicki, *Eine Seuche regieren. AIDS-Prävention in der Bundesrepublik 1981–1995*. (Bielefeld: transcript, 2021); Ulrike Klöppel, *Aids-Krise in Deutschland revisited: zwischen Bio- und Affektpolitik*, in *GENDER Sonderheft 3, Bewegung/en. Beiträge zur 5. Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien* (2016): 75–87; Eugen Januschke und Ulrike Klöppel, *Aids-Bewegung in der Bundesrepublik. Eine queer-politische Bestandsaufnahme*. Zeitgeschichte-online (Zugriff am 26. Juni 2023), <https://zeitgeschichte-online.de/themen/aids-bewegung-der-bundesrepublik>; Agata Dziuban, Eugen Januschke, Ulrike Klöppel, Todd Sekuler, Justyna Struzik, The European HIV/AIDS Archive: Building a queer counter-memory, in: Janet Weston und Hannah J. Elizabeth (Hg.), *Histories of HIV/AIDS in Western Europe. New and regional perspectives*, (Manchester: Manchester University Press, 2022): 192–214. Europäisch-vergleichend: Marsha Rosengarten, Todd Sekuler, Beate Binder, Agata Dziuban, Peter-Paul Bänziger, (Hg.), *Critical Public Health. Special Issue: Beyond biological citizenship: HIV/AIDS, health, and activism in Europe reconsidered*. 31 (2021).

einer Zusammenarbeit mit staatlichen Behörden, sondern waren aktiv beteiligt an der Erstellung von Präventionsmaterial, später auch eingebunden bei der Gründung der Aids-Hilfen. Viele ältere, langjährige Aktivisten bestanden hingegen darauf, die Thematik Aids in einen breiteren, gesellschaftskritischen Kontext einzuordnen. Medizinische Fragen durften keinesfalls losgelöst von politischen und sozialen Strukturen angegangen werden. Der Graben zwischen den beiden trennte ältere und jüngere Bewegungsmitglieder. Auch zeitgenössische Stimmen diagnostizierten einen Generationenkonflikt.²⁷

Die ideologischen Differenzen zeigten sich bereits bei banalen Vorgehensfragen. HA-Mitglieder der älteren Generation versuchten beispielsweise, Entscheide über konkrete Präventionsmaßnahmen durch langanhaltende Grundsatzdebatten hinauszögern. Dies stieß bei jüngeren Mitgliedern und kooperierenden Organisationen angesichts der teils dramatischen Infektionszahlen auf Unverständnis. Im April 1985 eskalierte eine Sitzung der HACH, als die Homosexuellen Arbeitsgruppen Bern (HAB), die dem gesellschaftskritischen Flügel nahestanden, ein von den andern HA-Gruppen unterstütztes Flugblatt mit Präventionsbotschaften heftig kritisierten. Die angegriffenen Gruppen warfen wiederum den HAB vor, die Dringlichkeit der Lage zu verkennen: »[...] die Situation in Zürich zeigt, wie dringend wichtig die jetzige Verhaltensänderung beim Sex nötig ist (ca. wöchentlich 5 – fünf! – Menschen, die in Zürich als Aids-Fälle diagnostiziert werden). Dem gegenüber verlangt Bern Zeit, um alle Aspekte um Aids vom schwulen Standpunkt aus zugrunde diskutiert zu haben, bevor ein Informationsblatt herausgegeben wird.«²⁸ Der Protokollführer verurteilte die Berner Position: »Ich bin nicht damit einverstanden, dass zu jedem Detail, auch zu unwichtigen Details, bis ins letzte Winkelchen diskutiert wird, um so die Sitzung bis ins unendliche zu verlängern. Die Wirkung davon ist, dass am Schluss nur noch diejenigen Leute dasitzen, die nichts anderes zu tun haben und deshalb so im Namen der HACH beschließen können, was sie wollen.«²⁹

Auch das Verhältnis zur heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft wurde in der Schwulenbewegung in den 1980er Jahren unterschiedlich bewertet, was wiederholt zu Streit über den Umgang mit Heterosexuellen führte. Mitglieder

²⁷ SozArch Ar 36.75.24 (HAZ/ZAH): Positions papier der HACH zur Situation und Weiterarbeit in der Aids-Hilfe Schweiz, [nach dem 13.09.1987].

²⁸ SozArch Ar 36.71.2 (HACH): Protokoll HACH-Sitzung, 20.04.1985.

²⁹ SozArch Ar 36.71.2 (HACH): Protokoll HACH-Sitzung, 20.04.1985.

des gesellschaftskritischen Flügels sprachen von einer »zwangsheterosexuellen« Gesellschaft und nahmen sich selbst als von der Mehrheit unterdrückte Gruppe wahr. Sie zogen eine scharfe Linie zwischen homo- und heterosexuellen Teilen der Gesellschaft. »Den Heteros soll man täglich in die Eier treten«, so eines von zahlreichen konfrontativen Statements.³⁰ Jüngere Bewegungsmitglieder sahen das Verhältnis zu Heterosexuellen häufig entspannter. Sie bewegten sich teilweise in gemischten Freundeskreisen, die schwule und heterosexuelle Männer umfassten. Begrifflichkeiten wie »Zwangsheterosexualität«, die von der älteren, gesellschaftskritischen Schwulenbewegung häufig verwendet wurden, fanden bei der jüngeren Generation wenig Anklang.

Die Fronten lassen sich exemplarisch an einer persönlichen Auseinandersetzung zwischen Angehörigen zweier lokaler HA-Gruppen aufzeigen. Im Nachgang zu einer Zeitschriften-Sondernummer zum Thema Aids warf ein Basler HA-Mitglied seinen Berner Kollegen vor, ihre Texte seien hasserfüllt und engstirnig.³¹ Ein Berner Vertreter antwortete:

»Nicht die zur Rationalisierung vorgeschobenen Gründe sind es, die Dich zu dieser vor Wut schäumenden Attacke veranlassten, sondern die durch uns gestörte, liebevoll gepflegte Solidarität mit deinen HETERO's. Ursache dafür ist der von mir geschilderte und bis heute nicht widerlegte Selbsthass der Schwulen, und das, was Soziologen die ‚Identifikation mit dem Aggressor‘ nennen. Gemeint ist damit das, nicht nur unter Schwulen feststellbare Phänomen, dass ›Mann‹ sich mit denjenigen Normen identifiziert, durch welche er vom Aggressor unterdrückt wird. Immer schön sachlich bleiben ist nicht mehr als eine HETERO-MAENNER-NORM, die ich in der Absolutheit, in der sie gestellt wird, völlig ablehnen muss.«³²

Das Zitat zeigt, wie verhärtet die Fronten waren. Aus der Berner, gesellschaftskritischen Perspektive trug der pragmatischere Kurs der Basler Gruppe dazu bei, die gesellschaftliche Stigmatisierung von Schwulen aufrechtzuerhalten statt sie zu überwinden.

Auch die frühen Debatten über die Schwulenehe verliefen innerhalb der schweizerischen Schwulenbewegung kontrovers. Die gesellschaftskritischen HA-Gruppen waren im Nachgang der 68er-Bewegung der Idee der sexuellen

30 anderschume intern 1 (1984), 45.

31 anderschume intern 1 (1984), 26.

32 anderschume intern 1 (1984), 44.

Befreiung verpflichtet.³³ Dazu gehörte auch, die Ehe als Unterdrückungsinstrument der bürgerlichen Gesellschaft abzulehnen. Während der Aids-Krise gewannen hingegen monogame Zweierbeziehungen diskursiv an Zuspruch, wenn auch häufig nur als temporäres, präventives Mittel gegen HIV-Infektionen und zumeist ohne sie moralisch gegenüber andern Beziehungsformen zu überhöhen. Gerade in den HA-Gruppen blieb die Kritik daran hoch. Die Homosexuellen Arbeitsgruppen Basel warnte etwa vor einer »intoleranten, eingegangten Doktrin der geschlossenen Zweierbeziehung.«³⁴ Doch auch innerhalb der Organisation gab es Stimmen, die eine »ausschließliche Zweierbeziehung als Ideal« bezeichneten.³⁵ Als 1987 die Forderung nach einer Öffnung der Ehe für Homosexuelle in der Schweiz aufkam, wurden die Anhänger dieses Vorschlags (erneut aus dem Kreis der Homosexuellen Arbeitsgruppen Basel) von den älteren Mitgliedern anderer Arbeitsgruppen zunächst abgewiesen. So schrieb ein Mitglied der Homosexuellen Arbeitsgruppen Bern: »Es ist bedenklich, dass Schwule offenbar nur in traditionellen Hetero-Schemen ihre Konflikte bewältigen können. Diese Vorstellung erscheint uns zwanghaft, wenn nicht gar zwangsheterosexuell.«³⁶

Wieweit sich monogame Zweierbeziehungen tatsächlich unter Schwulen ausbreiteten, lässt sich empirisch nicht genau sagen. Klar ist, dass monogame Beziehungen in den frühen 1980er Jahren positiver bewertet wurden und Zeitgenossen auf Schwule verwiesen, die sich wegen Aids für eine Zweierbeziehung entschieden hatten.³⁷ Das erhöhte Interesse an monogamen Beziehungen ging allerdings schnell vorüber. Nachdem die Übertragungswege des HI-Virus Mitte der 1980er Jahre erkannt waren und die ›Safer Sex‹-Kampagnen einsetzten, verloren monogame Zweierbeziehungen ihre Bedeutung als HIV-Prävention. Die Aids-Hilfe Schweiz verzichtete bewusst darauf, sich zu Beziehungsformen oder Anzahl der Sexualpartner zu äußern, sondern beschränkte sich darauf, die Verwendung von Kondomen als wirksamen

33 Zu vergleichbaren Debatten in der Bundesrepublik vgl. Sebastian Haunss, *Von der sexuellen Befreiung zur Normalität. Das Ende der zweiten deutschen Schwulenbewegung*, in: Pretzel, Andreas, Weiß, Volker (Hg.), Rosa Radikale. Die Schwulenbewegung der 1970er Jahre, (Hamburg: Männer schwarm Verlag, 2012): 199–212.

34 SozArch Ar 36.71.1 (HACH): AIDS-Paper der HABS, 15.08.1983.

35 Aids als Herausforderung: Die Homosexuellen-Organisationen wehren sich, in: Der Samariter, 27.10.1983.

36 SozArch Ar 36.71.2 (HACH): Stellungnahme der HAB zur Initiative »Ehe für Homosexuelle«, 04.04.1987; siehe auch Gerber, *Lila*, 89–91.

37 Z. B. Schwul sein trotz AIDS, in: WOZ, 14.06.1985.

Infektionsschutz zu empfehlen.³⁸ Und als das gesundheitspolitisch verantwortliche Regierungsmitglied verlangte, eheliche Treue als Teil der Aids-Prävention hervorzuheben, und die Aids-Hilfe sich nicht dagegen wehrte, wurden diese heftig von den HA-Gruppen kritisiert.³⁹

Erst mit der Forderung nach rechtlicher Gleichstellung von Schwulen im Ehrerecht erhielt die Debatte um gleichgeschlechtliche Ehen Ende der 1980er Jahre neuen Schwung. In dieser Situation revidierten auch die HACH ihre Position und rückten trotz bleibender Skepsis von ihrem Widerstand gegen das Ehemodell ab.⁴⁰ Das Umdenken gründete auf einem Strategiewechsel. Zur Gleichstellung im Erb- und Adoptionsrecht forderten die HACH nicht mehr die Abschaffung, sondern den gleichberechtigten Zugang zur Ehe.⁴¹ Damit wurde die Ehe für Homosexuelle in der Schweiz zu einer zentralen Forderung der Schwulenbewegung, neben andern Maßnahmen wie der eingetragenen Partnerschaft.⁴² Die Debatte erhielt nicht zuletzt Impulse aus anderen europäischen Staaten, insbesondere aus Dänemark, wo bereits 1989 die registrierte Partnerschaft für gleichgeschlechtliche Paare eingeführt wurde.⁴³

Die Neubewertung der Schwulenehe hing auch mit einem Generationenwechsel in den Homosexuellen Arbeitsgruppen zusammen. So jedenfalls deutete es ein Autor der schweizerischen Bewegungszeitschrift Anderschume/Kontiki: »In den Organisationen lösen junge Schwule immer mehr die alte 68er-Garde ab. Damit verändert sich auch deren schwules Weltbild – und die Jungen sind festen Partnerschaften nicht mehr so abgeneigt, die ›freie Liebe‹ hat abgedankt.«⁴⁴ Im Vordergrund stand das Anliegen, die rechtli-

38 Roger Staub und François Wasserfallen, Schutz vor dem Virus oder Schutz vor dem Virusträger? Die Veränderung der Gesundheits- und Gesellschaftspolitischen Strategien im Umgang mit Aids, in: Bundesamt für Gesundheit, Aids-Hilfe Schweiz; Schweizerisches Landesmuseum (Hg.), Ohne Dings kein Bums. 20 Jahre Aids-Arbeit in der Schweiz, (Baden: Hier + Jetzt, 2005):12-20, hier 17.

39 Peter-Paul Bänziger, *Vom Seuchen- zum Präventionskörper? Aids und Körperpolitik in der BRD und der Schweiz in den 1980er Jahren*, in: Body Politics 2 (Heft 3, 2014): 179–214, hier 194. SozArch Ar 36.75.25 (HAZ): Pressemitteilung der HAZ zur zweiten Phase der Stop-Aids-Kampagne, »Doppelmoral auf Kosten der Opfer«, [1987].

40 Gerber, *Lila*, 80–101.

41 Gerber, *Lila*, 101.

42 Gerber, *Lila*, 95.

43 Zur Bundesrepublik vgl. Adrian Lehne, Veronika Springmann, *Promiskue Sexualität oder monogame Beziehung? Freiheit, Moral und Verantwortung in der westdeutschen Homosexuellenbewegung*, in: WerkstattGeschichte 84 (2021): 67–82.

44 a/k (ehemals: Anderschume/Kontiki), 3 (Okt.–Dez. 1989): 3.

che Diskriminierung zu beseitigen. Dies musste nicht zwingend bedeuten, dass tatsächlich mehr Schwule eine Ehe anstreben. Der Beitrag in Anderschume/Kontiki brachte dies prägnant auf den Punkt: »Ich will zwar selbst nicht heiraten, wenn Lesben und Schwule dies aber wollen, sollen sie es tun dürfen.«⁴⁵

Viele Entwicklungen, die sich während der Aids-Krise abzeichneten, prägten die Bewegung über die 1990er Jahre hinaus. Generell öffnete sich die Schwulenbewegung und setzte die pragmatischen Allianzen mit staatlichen Behörden oder Akteuren im Gesundheitswesen fort.⁴⁶ Auch das soziale Umfeld schwuler Gruppen änderte sich. Freundeskreise und Ausgehlokale wurden gemischter. Einzelne Lokale, die weiter eine Aura der Verborgenheit pflegten, öffneten sich zu spät und mussten schließen.⁴⁷

Insgesamt rückten die verschiedenen Flügel der Schwulenbewegung zusammen. Die Gruppen, die bereits in der Aids-Hilfe Schweiz zusammengearbeitet hatten, gründeten 1993 Pink Cross, den neuen Dachverband schwuler Männer in der Schweiz. Pink Cross entwickelte sich zu einer professionellen Lobbyorganisation. Die bestehenden nationalen Organisationen, die HACH und die SOH, lösten sich in der Folge zugunsten des neuen Verbands auf. Der Anspruch, die gesamte Gesellschaft zu verändern, wuchs zunehmend einer Strategie, mittels zielgerichteter Kampagnen spezifische Diskriminierungen zu bekämpfen.⁴⁸ Bestehende Gruppierungen von Schwulen öffneten sich mit der Zeit für Lesben und andere queere Communities. Insgesamt wurde die Bewegung diverser.

45 a/k (ehemals: Anderschume Kontiki), 4 (Dez.–Jan. 1989): 11.

46 Bänziger, *Schreiben über HIV und Aids; für die Bundesrepublik* vgl. Gammerl, *Queer*, 198–204.

47 Vgl. zur *Schliessung des Ursus Clubs*, Bern: SozArch Ar 36.94.4 (*Ursus Club*): Beilage zu Traktandum 4 der DV vom 08.02.1994, 2.

48 Debra Lanfranconi, Léila Eisner, Leo Leissing, Tabea Hässler, *Swiss LGBTIQ+ Panel. LGBTIQ+ Youth in Switzerland. Overview of Organizations, Key Actors, Policies, and Projects*, (Zugriff am 2. März 2024), <https://psyarxiv.com/gr76x/download?format=pdf>, 10–15.

Heteronormative Regulierung von Trans*geschlechtlichkeit in der DDR

Differenzieren und Kontrollieren

Ulrike Klöppel

Terminologie und Forschungsstand

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO), die Europäische Kommission oder die World Medical Association (WMA) wenden sich entschieden gegen die Pathologisierung von LSBTIQ.¹ Doch rechtspopulistische, ultrakonservative und rechtsextreme Akteur*innen stellen Homosexualität, Inter*- und Trans*geschlechtlichkeit² oder non-binäre Genderverortungen weiterhin als behandlungsbedürftige Krankheiten dar. Ehe für alle, Selbstbestimmungsgesetz und

-
- 1 Vgl. <https://www.who.int/activities/improving-lgbtqi-health-and-well-being-with-consideration-for-sogiesc>; https://commission.europa.eu/document/5100c375-87e8-40e3-85b5-1adc5f556d6d_en?prefLang=de; <https://www.wma.net/policies-post/wma-statement-on-natural-variations-of-human-sexuality/>; <https://www.wma.net/policies-post/wma-statement-on-transgender-people/> (Zugriff am 2. Mai 2024).
 - 2 Das Sternchen verweist hier und im Folgenden auf ein inklusives Begriffsverständnis, das alle Menschen einschließt, die, unabhängig von ihrem Geburtsgeschlecht, der Kategorie fremdbestimmt zugeordnet werden oder sich selbstbestimmt dieser zuordnen. Inter*geschlechtlich bezieht sich auf Menschen mit angeborenen Variationen der körperlichen Geschlechtsmerkmale; vgl. Öffentlichen Erklärung des Dritten Internationalen Intersex Forum, 2013, <http://intersexualite.de/oeffentliche-erklaerung-des-dritten-internationalen-intersex-forum/> (zuletzt gesehen am 2.05.2024). Trans*geschlechtlich steht für Menschen, die sich »nicht, nicht ganz oder nicht immer dem Geschlecht zugehörig [fühlen], das der Person bei der Geburt zugewiesen wurde«. Vgl. Bundesverband Trans*, Trans* ganz einfach, 2022, https://www.bundesverband-trans.de/wp-content/uploads/2022/02/Trans_ganz_einfach_10_ONLINE.pdf, 6 [Hervorh. i. O.].

der Geschlechtseintrag ›divers‹ sind für sie inakzeptabel.³ Dieses Weltbild benötigt zur Untermauerung dessen, was ›normal‹ sein soll, die abwertende Abgrenzung gegen die ›Normalen‹, d.h. gegen Menschen, die als sexuell und geschlechtlich ›anormal‹ angesehen werden. Auf diese Weise erscheinen heterosexuelle Männlichkeit respektive Weiblichkeit, bei der Geburtsgeschlecht und Geschlechtsidentität übereinstimmen, als ›natürliches‹, ›gesundes‹ und biologisch ›normales‹ Phänomen. Abwertung und Verwerfung dienen also auch dazu, die Unterscheidung in zwei – und nur zwei – voneinander abgegrenzte und hierarchisierte Geschlechtkategorien zu naturalisieren.

Um die Verknüpfung von binärer Geschlechterordnung und Heterosexualität in denaturalisierender Absicht zu hinterfragen, wird in den Gender und Queer Studies der Begriff Heteronormativität verwendet.⁴ Heteronormativität ist historisch tief verankert. Staat, Recht und Medizin traten seit dem 18. Jahrhundert zunehmend als Kontrollinstanzen der heteronormativen Ordnung auf. Historische Studien zum gesellschaftlichen Umgang mit inter*-, trans*geschlechtlichen, homo*- oder bisexuellen* Menschen in der Bundesrepublik und der Deutschen Demokratischen Republik zeigen, wie darin miteinander verknüpfte Prozesse der Normierung von Geschlecht und Sexualität zum Tragen kamen.⁵

Die Entwicklung in diesem Zeitraum zeichnete sich, so die These, dadurch aus, dass im Dreieck zwischen Medizin, Staat und Rechtsprechung Vorgehensweisen zur Anpassung von inter*- und trans*geschlechtlichen Menschen an die heteronormative Ordnung entwickelt wurden. Diese mündeten in

3 So hat sich das Netzwerk Agenda Europe, in dem auch deutsche Akteur*innen mitwirken, 2017 in einem Manifest geäußert. Das Netzwerk trifft sich bis heute jährlich, vgl. pro familia Bundesverband, Die ›Agenda Europe‹. Strategien und Ziele eines Netzwerks gegen sexuelle und reproduktive Gesundheit und Rechte in Europa, 2019, https://www.epfweb.org/sites/default/files/2021-03/rtno_DE_epf_online_2021.pdf. Auf Webseiten wie *Die Achse des Guten* (achgut.com) dominieren in zahlreichen Beiträgen Anspielungen, die auf ähnliche Positionen schließen lassen. Vgl. auch Andreas Hechler, »Missbildung. Interdiskriminierung in der extremen Rechten«. In *Geschlechterreflektierte Perspektiven*, Hg. Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit (Wien, Berlin: mandelbaum, 2019), 88–122.

4 Vgl. <https://www.gender-glossar.de/post/heteronormativitaet> (Zugriff am 12. Mai 2024).

5 Zu Trans* vgl. Fußnoten 8 und 9. Zur Medikalisierung von Inter* und zur staatlich-rechtlichen Regulierung in BRD und DDR vgl. Ulrike Klöppel, *XXoXY ungelöst: Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität* (Bielefeld: transcript, 2010). Vgl. zudem mit Fokus auf lesbische Sexuali-

Sonderregelungen und -behandlungen, verbunden mit der Eingrenzung des Kreises der Menschen, die diese treffen sollten, sowie der Klassifikation und Kontrolle der Betroffenen. Dazu können die in den 1960er Jahren in der BRD und der DDR etablierten medizinischen Behandlungsempfehlungen für intergeschlechtliche Kinder gerechnet werden, die chirurgische und hormonelle Eingriffe in gesunde Körper rechtfertigten.⁶ Auch die gefestigte Rechtsprechung in der BRD, die für erwachsene inter*geschlechtliche Menschen die Möglichkeit einer standesamtlichen Berichtigung des Geschlechtseintrags vorsah, lässt sich in dieser Weise einordnen.⁷ Rechtliche Sonderregelungen wurden zudem mit der »Verfügung zur Geschlechtsumwandlung von Transsexualisten« 1976 in der DDR und dem »Transsexualengesetz (TSG)« 1980 in der BRD geschaffen. Solche Sonderregelungen galten jeweils nur für einen überschaubaren Kreis von Menschen, wobei die Medizin half, diagnostisch zwischen den verschiedenen Kategorien von ›Anormalen‹ zu differenzieren. Die Sonderregelungen ermöglichten die Kontrolle der ›Anormalen‹, ließen die heteronormative Ordnung weitgehend unangetastet und schützten diese so vor größeren Irritationen.

In diesem Beitrag soll exemplarisch die Vorgeschichte der »Verfügung zur Geschlechtsumwandlung von Transsexualisten« skizziert werden, um zu zeigen, wie Geschlechter- und sexuelle Normen miteinander verknüpft wurden. Die Schaffung einer Sonderregelung flexibilisierte, ein Stück weit, die heteronormative Ordnung hinsichtlich der Bedeutung des biologischen Geschlechts. Menschen, die eine Transition – sei es eine körperliche, Vornamens- und/oder Personenstandsänderung – anstrebten, waren, in begrenztem Rahmen, an

tät den Forschungsüberblick in Christiane Leidinger, *Lesbische Existenz. Aspekte der Erforschung gesellschaftlicher Ausgrenzung und Diskriminierung lesbischer Frauen mit Schwerpunkt auf Lebenssituationen, Diskriminierungs- und Emanzipationserfahrungen in der frühen Bundesrepublik*, Hg. Senatsverwaltung für Arbeit, Integration und Frauen, Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung (Berlin: Selbstverlag, 2015), 33–35, 61f. Weitere Einblicke gibt es auch bei: Lena Bührichen im Gespräch mit Ulrike Klöppel: »Trans* 1976. Transition zwischen Kontrolle und Selbstbehauptung in der DDR.« Podcastfolge *Horchpost DDR* der Gedenk- und Bildungsstätte Andreasstraße in Erfurt (2024), <https://www.podcast.de/episode/640647305/trans-1976-transition-zwischen-kontrolle-und-selbstbehauptung-in-der-ddr>.

⁶ Vgl. Klöppel, XXoXY *ungelöst*, Kapitel 5.

⁷ In der BRD erfolgte die Berichtigung nach § 47 des Personenstandsgesetzes. In der DDR gab es, soweit ersichtlich, keine Rechtsprechung zur Berichtigung des Geschlechtseintrags; vgl. Klöppel, XXoXY *ungelöst*, 554.

dieser Entwicklung beteiligt, indem sie sich mit ihren individuellen Anliegen an Mediziner*innen, Behörden und die Regierung wandten. Eine organisierte Interessenvertretung trans*geschlechtlicher Menschen gab es in der DDR nicht.⁸

Die Geschichte der Regulierung von Trans*geschlechtlichkeit in der BRD wollte Adrian de Silva für diesen Beitrag zusammenfassen. Er ist jedoch traurigerweise im Frühjahr 2023 noch jung verstorben. Diese Lücke kann und soll hier nicht gefüllt werden. Stattdessen verweise ich auf seine wissenschaftlichen Beiträge zum Thema.⁹

Von Einzelfallentscheidungen zur »Verfügung zur Geschlechtsumwandlung von Transsexualisten«

Zu Beginn der 1950er Jahre erschienen, ausgelöst durch die chirurgische Geschlechtsangleichung und behördliche Geschlechtsumschreibung von Christine Jorgensen in Dänemark, eine Reihe von Artikeln in internationalen westlichen wie auch in westdeutschen Medien über, wie es zumeist damals

8 Zur Geschichte der Medikalisierung und Regulierung von Trans*geschlechtlichkeit in der DDR sind bislang folgende Beiträge veröffentlicht worden: Ulrike Klöppel, »Die »Verfügung zur Geschlechtsumwandlung von Transsexualisten« im Spiegel der Sexualpolitik der DDR«. In *trans*_homo. differenzen, allianzen, widersprüche. differences, alliances, contradictions*, Hg. Justin Time und Jannik Franzen (Berlin: NoNo, 2012): 167–72; Ulrike Klöppel, »Geschlechtstransitionen in der DDR.« In *Auf nach Casablanca? Lebensrealitäten transgeschlechtlicher Menschen zwischen 1945 und 1980*, Hg. Senatsverwaltung für Arbeit, Integration und Frauen, Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung (Berlin: Selbstverlag, 2019): 84–90. Eine Übersicht über Hinweise aus historischen Studien zu Prostitution und zur homosexuellen Subkultur in der DDR sowie aus der Biographie von Charlotte von Mahlsdorf, die Einblick in die Lebensrealitäten trans*geschlechtlicher Menschen in der DDR geben, findet sich bei Sabine Meyer, »Wege jenseits der Öffentlichkeit. Zur Geschichte transgeschlechtlichen Lebens in der SBZ und der DDR zwischen 1945 und 1976«, in: *Auf nach Casablanca?*: 75–83.

9 Adrian De Silva, »Trans* in Sexualwissenschaft und Recht vor Inkrafttreten des Transsexuengesetzes (TSG)«. In *Gender Turn. Gesellschaft jenseits der Geschlechternorm*, Hg. Christian Schmelzer (Bielefeld: transcript, 2012): 81–104; Adrian De Silva, *Negotiating the Borders of the Gender Regime: Developments and Debates on Trans(sexuality) in the Federal Republic of Germany* (Bielefeld: transcript, 2018). Zum aktuellen Forschungsstand vgl. Sabine Meyer, »Kämpfe um Respekt und Anerkennung. Zur Geschichte transgeschlechtlichen Lebens in den westlichen Besatzungszonen und der BRD zwischen 1945 und 1980«. In *Auf nach Casablanca?*, 30–51.

noch hieß, »Transvestiten«.¹⁰ Dies löste auch in der Bundesrepublik eine steigende Nachfrage nach geschlechtsangleichenden Operationen aus. Das Neue Deutschland (ND), die wichtigste Tageszeitung der DDR, berichtete in den 1950er Jahren nicht über Geschlechtstransitionen, doch konnten sich DDR-Bürger*innen vor dem Mauerbau 1961 auch West-Zeitschriften beschaffen. Erst 1964 und 1969 brachte das ND zwei kurze Nachrichten über sogenannte operative »Geschlechtsumwandlungen« mit nachfolgender behördlicher Anerkennung in Großbritannien.¹¹

In der zweiten Hälfte der 1960er Jahre waren aber vor allem Nachschlagewerke und Ratgeber wichtige Quellen, die über das Phänomen unter den Begriffen »Transvestiten« und »Transsexisten« respektive »Transsexualisten« informierten. Die Autoren des Wörterbuchs der Sexuologie und ihrer Grenzgebiete von 1964, Karl Dietz und Peter G. Hesse, definierten »Transsexfismus« folgendermaßen: »Form des partiellen Selbsthasses. Transsexisten gehören emotionell nicht ihrem Geschlecht an; verlangen oft Geschlechtsumwandlung.« Dieses Phänomen sei zu unterscheiden vom »Transvestitismus«, der sich primär in »Kleidung« und »Haltung« zeige, wobei ebenfalls der »Wunsch nach sozialer Anerkennung des Identifikationsgeschlechts« auftreten könne. Doch nur bei »Transsexfismus« bestehe auch das Verlangen nach »körperliche[r] Umwandlung« mittels plastischer Operationen. »Transsexfismus« wie auch »Transvestitismus« grenzten Dietz und Hesse zudem von Homosexualität ab, obschon es, wie die Autoren einräumten, auch »einen kleinen Teil der Transvestiten« gebe, die homosexuell seien. Die Einordnung als homosexuell bezogen die Autoren dabei offenkundig auf das Geburtsgeschlecht.¹²

In dem 1967 erstmals veröffentlichten populären Ratgeber Sprechstunde des Vertrauens ging die Autorin Lykke Aresin, eine Psychiaterin, die an der Universität Leipzig eine Ehe- und Sexualberatungsstelle leitete, in einem Abschnitt mit dem Titel »Sexuelle Abwegigkeiten« auf Homosexualität wie auch auf »Transvestiten« ein, die sich »mit aller Macht um eine möglichst weitgehende Identifizierung mit dem gegensätzlichen Geschlecht« bemühten und zumeist auch eine »körperliche Umwandlung durch operative Korrekturen«

¹⁰ Vgl. Anonym, »Der Fall Jorgensen«, *Der Spiegel*, 6. Mai 1953, 32–33; Meyer, »Kämpfe«, 34.

¹¹ Vgl. ND vom 26. Oktober 1964 und vom 15. Februar 1969.

¹² Karl Dietz und Peter G. Hesse, *Wörterbuch der Sexuologie und ihrer Grenzgebiete* (Rudolstadt: Greifenverlag, 1964): 295.

verlangen würden.¹³ Indem diese Definition den Operationswunsch unterstrich, entsprach Aresins Begriff des »Transvestitismus« der Definition des »Transsexfismus« von Dietz und Hesse. Auch Aresin betonte, dass »Transvestiten« in der Regel nicht homosexuell seien. Sie bedachte aber Transvestiten und Homosexuelle mit abwertenden Bezeichnungen und verdeutlichte so, dass sie die Phänomene für sozial unerwünscht hielt. Mit Bezug auf Transvestiten schrieb Aresin: »Diese abartige Sexualstörung ist therapeutisch kaum zu beeinflussen, sie nimmt im Gegenteil immer stärkere Ausmaße an, je länger sie besteht.« Die Psychiaterin berichtete, dass in der Leipziger Ehe- und Sexualberatungsstelle »mehrere solche Fälle seit Jahren in Beobachtung« seien.¹⁴

Auch der von 1969 an mehrfach aufgelegte und in der DDR äußerst populäre Ratgeber Mann und Frau intim. Fragen des gesunden und gestörten Geschlechtslebens von Siegfried Schnabl enthielt einen Abschnitt »Die Verkleidung und der Wunsch nach Geschlechtsumwandlung«. Schnabl, ein Psycho- loge, der in Sachsen als Psychotherapeut arbeitete, hob wie andere Autor*innen den Operationswunsch als Charakteristikum von, so sein Begriff, »Transsexualisten« hervor. Darin würden sich diese von »Transvestiten« unterscheiden. Manche »Transsexualisten« würden dem Operationswunsch mit Selbstmorddrohungen Nachdruck verleihen, andere wären jedoch »bescheidener« und beschränkten ihr Anliegen auf eine Vornamensänderung. Transvestitismus wie auch Transsexualität sah Schnabl als »krankhaft« an; sie stellten für ihn »Perversionen« dar.¹⁵

Die medizinische Fachliteratur in der DDR der 1950er und 1960er Jahre unterschied zumeist ebenfalls zwischen »Transvestiten« und geschlechtsangleichende Operationen begehrenden »echten Transvestiten«. Für letztere Gruppe etablierte sich allmählich der Begriff »Transsexualisten«. Die publizierenden Ärzt*innen – vor allem aus Psychiatrie und Gerichtsmedizin – hoben drei Merkmale hervor: das Tragen »gegengeschlechtlicher« Kleidung, die Übernahme von Verhaltensweisen des »anderen« Geschlechts sowie ein verfestigtes Gefühl der »Identifikation« mit diesem.¹⁶ In der medizinischen Literatur waren

¹³ Lykke Aresin, *Sprechstunde des Vertrauens. Fragen der Sexual-, Ehe- und Familienberatung* (Rudolstadt: Greifenverlag, 1968): 91.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Siegfried Schnabl, *Mann und Frau intim: Fragen des gesunden und gestörten Geschlechtslebens* (Rudolstadt: Greifenverlag, 1970): 311ff.

¹⁶ Vgl. z.B. Karl Herbert Parnitzke und R. D. Koch, »Zur Phänomenologie einer konstitutionell homosexuellen Transvestitin«, *Zeitschrift für menschliche Vererbungs- und Konsti-*

abwertende Bezeichnungen wie »Perversion« oder »Fehlentwicklung« sowohl für Trans*geschlechtlichkeit als auch für Homosexualität üblich.¹⁷ Ein missbilligender oder bedauernder Tonfall sowie eine pathologisierende Terminologie blieben in den 1960er Jahren vorherrschend.¹⁸ Daran änderte auch die Abschaffung des § 175 und die Entkriminalisierung von einvernehmlichen gleichgeschlechtlichen sexuellen Handlungen zwischen Erwachsenen nichts, die mit dem neuen Strafgesetzbuch der DDR 1968 vollzogen wurde.

Die meisten Ärzt*innen vertraten die Auffassung, dass Trans*geschlechtlichkeit sowohl durch biologische Einflüsse als auch durch Erziehung entstehen konnte.¹⁹ Allerdings widersprach Rosi Zabel als Ergebnis einer humangenetischen Untersuchung an der Universitäts-Hautklinik der Charité 1966 Theorien der genetischen Veranlagung.²⁰ Prominent wurde eine vom Direktor des Instituts für experimentelle Endokrinologie der Charité, Günther Dörner, aufgestellte These, dass eine – genetisch bedingte oder von der Schwangeren auf das Kind übertragene – Über- oder Unterversorgung mit männlichen Sexualhormonen in der pränatalen Phase der Differenzierung des Hypothalamus Homosexualität und Trans*geschlechtlichkeit auslösen könne. Diesen Schluss zog Dörner aus Hormon-Experimenten mit Ratten, deren Ergebnisse er 1969 auf Menschen übertrug. Auf diese These der neuroendokrinen Verursachung nahmen Ärzt*innen in der DDR in den 1970er Jahren regelmäßig Bezug.²¹ Mit seiner Forschung fand Dörner – und das kam

tutionslehre 37 (1963) Nr. 1: 10–25. Zum Begriff der »Identifikation« vgl. z.B. Rosi Zabel, *Chromosomenstudien bei Intersexualität* (Jena: Fischer, 1966), 83.

- 17 Vgl. z.B. Parnitzke und Koch, »Phänomenologie«, 21; Gottfried Vietze, »Zur Pathogenese des Transsexualismus. Literatur und Fallbericht«, *Psychiatrie, Neurologie und medizinische Psychologie* 22 (1970), Nr. 3: 81–91, 85, 89.
- 18 Vgl. Karl Leonhard, *Instinkte und Urinstinkte in der menschlichen Sexualität. Zugleich ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte menschlicher Instinkte* (Stuttgart: Ferdinand Enke, 1964); Dietz und Hesse, *Wörterbuch*, Artikel »Homosexualität«, vgl. Laura Somann, »Sprachliche Gewalt und Pathologisierung von Homosexualität in Psychiatrischen Krankenakten der Charité (1951–1966)«, *Bulletin Texte* 43 (2017): 146–81.
- 19 Hans Jörn Lammers, »Über eine konstitutionelle homosexuelle Transvestitismus mit teilweiser ›Vermännlichung‹ der sekundären Geschlechtsmerkmale«, *Nervenarzt* 30 (1959), Nr. 12: 545–52, 550.
- 20 Zabel, *Chromosomenstudien*, 82f.
- 21 Vgl. z.B. Regine Witkowski und Otto Prokop, *Genetik erblicher Syndrome und Missbildungen. Wörterbuch für die genetische Familienberatung* (Berlin: Akademie Verlag, 1974), 328; Helmut Kraatz, *Zwischen Klinik und Hörsaal. Autobiographie* (Berlin: Verlag der Nation,

bei Mediziner*innen aus der DDR eher selten vor – auch Anschluss an die internationale Forschung.²²

Dörner behauptete auch, dass »Sexualdeviationen« durch vorgeburtliche Hormongaben, »stereotaktische Hirnläsionen oder gezielte Bestrahlungen spezifischer Hypothalamusgebiete« ›behandelt‹ werden könnten.²³ In der medizinischen Literatur der DDR zu Homosexualität und Trans*geschlechtlichkeit fanden diese Vorschläge allerdings wenig Resonanz.²⁴ Soweit ersichtlich fanden keine hirnchirurgischen Eingriffe wegen Homosexualität oder Transsexualität statt.²⁵ Es gab jedoch pädagogisch-psychotherapeutische ›Behandlungen‹, die auf eine Änderung der sexuellen Orientierung abzielten. In den 1960er Jahren wurden solche ›Konversionsbehandlungen‹ – so der heutige übliche Begriff – in der Nervenklinik der Charité unter der Leitung von Karl Leonhard homosexuellen Patient*innen aufgedrängt.²⁶ Leonhard versuchte, sie durch Drohungen und Zwangsmassnahmen ›umzustimmen‹. So hielt er beispielsweise Angehörige homosexueller Patient*innen dazu an, deren Sozialkontakte zu kontrollieren. Und er veranlasste Arbeits- oder Studienplatzwechsel, um homosexuelle Beziehungen zu beenden. Manche Patient*innen hatten aber auch bereits vor dem Klinikaufenthalt drastische Diskriminierungen erlebt, waren beispielsweise aufgrund ihrer gleichgeschlechtlichen Beziehungen exmatrikuliert worden.²⁷

²¹ 1977), 197; vgl. auch Siegfried Schnabl, *Mann und Frau intim: Fragen des gesunden und gestörten Geschlechtslebens* (Berlin: Volk u. Gesundheit, 1978), 285.

²² Florian Mildenberger, »Günter Dörner – Metamorphosen eines Wissenschaftlers.« In *Homosexualität in der DDR. Materialien und Meinungen*, Hg. Wolfram Setz (Hamburg: Männer schwarm, 2006), 237–72, 251ff.

²³ Günter Dörner, »Zur Frage einer neuroendokrinen Pathogenese, Prophylaxe und Therapie angeborener Sexualdeviationen«, *Deutsche Medizinische Wochenschrift* 94 (1969), Nr. 8: 390–96, 395.

²⁴ Vgl. jedoch Witkowski und Prokop, *Genetik*, 329.

²⁵ Vgl. Mildenberger, »Günter Dörner«. In der BRD wurden hingegen hirnchirurgische Eingriffe an homosexuellen Sexualstraftätern vorgenommen, vgl. Rainer Herrn, *Anders bewegt. 100 Jahre Schwulenbewegung in Deutschland* (Hamburg: Männer schwarm, 1999), 52.

²⁶ Vgl. Historisches Krankenblattarchiv der Psychiatrischen und Nervenklinik der Charité (HPAC), 108/60 F; 430/61 F; 430/61 M; 52/63 M; X., N./66 F (Namenskürzel pseudonymisiert).

²⁷ Vgl. Klöppel, »Die Verfügung«.

Auch trans*geschlechtlichen Menschen rieten Ärzt*innen der Nervenklinik, sich mit ihrem Geburtsgeschlecht zu arrangieren.²⁸ Die Musikerin Judith Hodosi berichtet in ihrer Autobiographie von einer respektlosen und ergebnislosen Untersuchung durch Leonhard, die ungefähr Ende der 1960er Jahre stattgefunden haben muss. Leonhard schlug Gesprächstherapie vor, um Hodosi von den Geschlechtstransitionswünschen abzubringen. Hodosi ging darauf aber nicht ein.²⁹ Allmählich fanden sich aber Ärzt*innen in der DDR, die Geschlechtstransitionen unterstützten. Otto Prokop, Leiter des Instituts für Gerichtliche Medizin der Charité, stellte ärztliche Genehmigungen zum Tragen »gegengeschlechtlicher« Kleidung aus und auch in Leipzig gab es diese Praxis.³⁰ Die Genehmigungen ähnelten den »Transvestitenscheinen«, die im Deutschen Reich seit 1908/09 ausgegeben wurden.³¹ Prokop widerrief allerdings seine Genehmigung, wenn sich die betreffende Person seiner Ansicht nach ungebührlich verhielt und sich beispielsweise in »Frauenkleidern [...] nach Dirnenart auf der Straße bewegte und Männer anlockte«.³²

Trotz insgesamt geringer Informationsmöglichkeiten wandten sich in den 1960er Jahren in der DDR, wie dies in der Bundesrepublik bereits in den 1950er Jahren der Fall war, mehr und mehr Menschen an Ärzt*innen mit dem Anliegen einer Personenstandsänderung und/oder operativen »Geschlechtsumwandlung«.³³ Manche schrieben direkt Behörden an, auch Ministerien.³⁴ Zu

28 Vgl. HPAC, Gutachten von Karl Leonhard für L. T. vom 10.11.1969; HPAC, 568/63 M. Ich danke Rainer Herrn für den Hinweis auf diese Quelle.

29 Vgl. Judith Hodosi, *Grenzgänge. Sozialismus, aus der Froschperspektive betrachtet auch: Aus dem Leben eines real existierenden Taugenichts* (Hamburg: Juedition, 1995): 177f. Ich danke Lena Bührichen für den Hinweis auf Hodosis Schilderung.

30 Vgl. Aresin, *Sprechstunde*, 91.

31 Diese Bescheinigungen verdankten sich dem Engagement von Magnus Hirschfeld, vgl. Rainer Herrn, *Schnittmuster des Geschlechts. Transvestitismus und Transsexualität in der frühen Sexualwissenschaft* (Gießen: Psychosozial, 2005): 139.

32 Waldemar Weimann und Otto Prokop, *Atlas der Gerichtlichen Medizin* (Berlin: Volk u. Gesundheit, 1963), 630. Zwei Gynäkologen der Charité erwähnten diese »Lösung« bereits 1956: Heinz Pockrandt und Heinz Brunkow, »Zwitter und Scheinzwitter beim Menschen«, *Zentralblatt für Gynäkologie* 78 (1956), Nr. 2: 927–42, 929f.

33 Darüber berichtet beispielsweise Aresin, *Sprechstunde*, 91. Zu Aresins Beratungs- und Begutachtungstätigkeit bei Trans*geschlechtlichkeit vgl. Franz Baumann, »Die Betreuung transgeschlechtlicher Personen am Universitätsklinikum Leipzig und die Rolle Lykke Aresins zwischen 1960 und 2000«, *Zeitschrift für Sexualforschung* 36 (2023): 76–85. Zur BRD vgl. Meyer, »Kämpfe«, 34.

34 Vgl. z.B. Bundesarchiv (BArch): DO 1/14475, Eingabe F. F., 04.09.1965.

solchen »Eingaben« waren DDR-Bürger*innen formal berechtigt. Die Behörden waren angewiesen, Eingaben zügig und freundlich zu beantworten sowie in schwierigen Fällen nach individuellen Lösungen zu suchen. Eingaben waren ein Instrument für die politische Führung, sich über Missstimmungen und Probleme in der Bevölkerung zu informieren. Zugleich sollten sie Probleme auf individueller Ebene abfedern, um so die Ausbreitung von Missstimmungen zu vermeiden.

Ein paar wenige Ärzte in der DDR unterstützten schon früh solche Anliegen, wenn sie davon überzeugt waren, dass eine ›Konversionstherapie‹ erfolglos bleiben würde.³⁵ Soweit bislang bekannt, genehmigten die Behörden in der DDR 1959 erstmals eine Personenstandsänderung von »weiblich« zu »männlich«, offenbar auf Entscheidung des Magistrats von Berlin (Ost), nachdem ein psychiatrisches Gutachten der Universität Greifswald die Umschreibung empfohlen hatte.³⁶ Andere DDR-Bürger*innen hatten jedoch in den 1960er Jahren mit solchen Anliegen keinen Erfolg.³⁷ So lehnte der Rat des Bezirks Magdeburg im Einvernehmen mit dem Ministerium des Innern 1963 trotz eines befürwortenden psychiatrischen Gutachtens der Medizinischen Akademie Magdeburg eine Personenstandsänderung von »weiblich« zu »männlich« ab: »Nach unserer Meinung kann einem derartigen Ansinnen nicht stattgegeben werden, da wir damit eine Abnormalität und homosexuelle Veranlagung, wie bei Frl. [...] vorhanden ist, gesetzlich sanktionieren würden.«³⁸ In einem anderen Fall verweigerte das Ministerium des Innern eine Vornamensänderung. Im internen Behördenschriftwechsel wurde 1964 bemängelt, dass die ärztliche Befürwortung »für eine exakte Beurteilung« nicht ausreiche. Unklar sei

»die Richtung seiner sexuellen abartigen Neigung. Wenn es sich z.B. um einen homosexuellen Transvestiten handelt, müßte man es sich sehr überlegen, ob seinen Wünschen nach amtlicher Geschlechtsumwandlung nachgegeben werden soll. Würde seinem Wunsche stattgegeben, dann wäre er in homosexuellen Kreisen ein außerordentlich begehrter Partner, da der Ver-

³⁵ Franz Fleck und Margarete Fleck, *Organische und funktionelle Sexualerkrankungen* (Berlin: Volk u. Gesundheit, 1968), 414.

³⁶ Lammers, »Transvestitin«.

³⁷ Vgl. BArch: Abt. DDR, DQ 1, 15578, Schreiben Helmut Kraatz vom 28.11.1969 sowie HPAC, 568/63 M.

³⁸ BArch: DO 1/14475, Leiter der Abteilung Innere Angelegenheiten des Rats des Bezirkes Magdeburg, 10.04.1963. Vgl. dazu Parnitzke und Koch, »Phänomenologie«.

kehr mit ihm, obwohl homosexuell geführt, nach § 175 des Strafgesetzbuches nicht strafbar wäre.«³⁹

Die Aussagen machen deutlich, dass Akteure in den Behörden Trans*geschlechtlichkeit eng mit Homosexualität verknüpften. Sie unterstellten, dass heterosexuelle Privilegien (nicht vom Strafgesetz bedrohte sexuelle Beziehungen; Ehe) erschlichen werden sollten. Der Anspruch an medizinische Gutachten war, dass diese darlegten, inwiefern tatsächlich Trans*geschlechtlichkeit und nicht verdeckte Homosexualität vorliege. Die meisten Ärzt*innen teilten diese Logik ohnehin. »Sich in die Welt der Transvestiten zu versetzen, hier die Spreu vom Weizen zu trennen«, um nicht den »listigen Begründungen« von »Patienten« aufzusitzen, die von »abenteuerlichen Vorstellungen« geleitet würden, forderte in drastischen Worten der Gynäkologe Helmut Kraatz.⁴⁰

Doch seit Ende der 1960er und verstärkt mit Beginn der 1970er Jahre zeigten sich Ärzt*innen bereit, Menschen, die sich wegen einer Geschlechtstransition an sie wandten, mit positiven Gutachten oder auch mit Schreiben an die Behörden zu unterstützen. 1968 schrieb Ehrig Lange, Leiter der Neurologisch-Psychiatrischen Klinik der Medizinischen Akademie Dresden, an das Ministerium für Justiz, um eine »Sonderregelung« für einen »Patienten« zu erwirken, »einmal zur Frage der Personenstandsänderung, zum zweiten zur Frage der genitalen Umwandlungsoperation«.⁴¹ Tatsächlich stimmte das Ministerium für Gesundheitswesen am 17. Januar 1969 einer »Umwandlungsoperation mit anschliessender Personenstandsänderung« zu.⁴² Damit hätte dies die zweite erfolgreiche Geschlechtstransition in der DDR werden können. Doch Kraatz, der als Direktor der Frauenklinik der Charité um die Durchführung der Operation gebeten wurde, lehnte ab. Dafür stützte er sich auf ein Gutachten Prokops, das zu dem Schluss kam, dass »eine nur geringe Fixierung des Wunsches zur Geschlechtsumwandlung« vorliege, denn die Person habe keine Selbstmorddrohungen ausgesprochen.⁴³

Nachdem Langes ehemaliger Oberarzt Karl Seidel 1971 Leonhard als Direktor der Nervenklinik der Charité abgelöst hatte, fand dort jedoch allmählich ein

39 BArch: DO1/14475, Hausmitteilung des Leiters der Verwaltung Medizinische Dienste, 16.12.1964.

40 Kraatz, *Zwischen Klinik*: 197f.

41 DQ 1/15578, Schreiben Ehrig Lange, 06.08.1968.

42 DQ 1/15578, Schreiben Ehrig Lange, 11.08.1969.

43 DQ 1/15578, Schreiben Helmut Kraatz, 28.11.1969.

Umdenken statt. 1973 rief Seidel ein »Konsilium« zur Begutachtung von »Patient*innen«, die eine Geschlechtstransition anstrebten, zusammen, das neben ihm aus den Direktoren der Institute für Experimentelle Endokrinologie (Günter Dörner), der Gerichtsmedizin (Otto Prokop) und der Frauenklinik (Hans Igel) bestand. Das Konsilium bestätigte in zwei Fällen die Diagnose »Transsexualismus«, sprach sich jedoch ›nur‹ für eine Vornamensänderung aus.⁴⁴ Im selben Jahr kündigte Seidel gegenüber einer Kollegin an, Kontakt mit dem Ministerium für Gesundheitswesen aufnehmen zu wollen, um eine »Grundsatzbehandlung und Grundsatzregelung« vorzuschlagen.⁴⁵ Tatsächlich hatten sich das Ministerium des Innern und das Ministerium für Gesundheitswesen bereits 1968 über die Vorgehensweise in solchen Fällen miteinander verständigt. Im Oktober 1968 informierte der Leiter des Sektors Recht im Ministerium für Gesundheitswesen Lange:

»Grundsätzlich ist es möglich, über eine medizinisch indizierte Umwandlungsoperation eine Personenstandsänderung vorzunehmen. Es muß auf jeden Fall eine klare Entscheidung getroffen werden, die eine deutliche und endgültige Zuordnung zu einem (also dem anderen als bisherigen) Geschlecht zur Folge hat. Jedoch wird in keinem Falle vor der tatsächlichen Änderung des Geschlechts (sei es durch Umwandlungsoperation oder evtl. auf anderem Wege) eine Änderung des Geschlechts im Personenstandsregister vorgenommen. Die hier bestehende Problematik ist also zunächst eine ärztliche Entscheidung, die dann die amtlichen Änderungen etc. als notwendige Konsequenzen nach sich zieht.«⁴⁶

Die Ministerien sahen sich offenkundig befugt, Einzelfallentscheidungen zu Personenstandsänderungen herbeizuführen. Als Anfang der 1970er Jahre die Zahl der Anfragen anstieg, wollten die Verantwortlichen im Ministerium für Gesundheitswesen jedoch nicht länger Einzelfallentscheidungen treffen. Im Herbst 1973 und erneut im Januar 1974 bat das Ministerium dreimal Personen, die eine Geschlechtstransition anstrebten, um Geduld. Bald werde eine allgemeine »Regelung« getroffen, da »diese Problematik [...] einige Bürger unse-

⁴⁴ DQ 1/15583, Schreiben Karl Seidel, 17.04.1973; DQ1/15581, Schreiben Karl Seidel, 30.05.1973.

⁴⁵ Vgl. HPAC, M. E./73 M (Pseudonym), Schreiben Karl Seidel, 6.9.1973.

⁴⁶ DQ 1/15578, Schreiben Dr. Müller (Leiter des Sektors Recht, MfC) an Ehrig Lange, 18.10.1968.

rer Republik betreffen [sic!]«.⁴⁷ Der Sinneswandel wurde nicht zuletzt durch Seidel befördert, der, wie angekündigt, dem Ministerium Vorschläge für eine Verfahrensregelung unterbreitet hatte. Seidel wurde in die Ausarbeitung der Regelung einbezogen.⁴⁸

Am 27. Februar 1976 erließ der Minister für Gesundheitswesen die »Verfügung zur Geschlechtsumwandlung von Transsexualisten«. Die Verfügung erlaubte volljährigen Bürger*innen, ihren amtlichen Geschlechtseintrag zu ändern. Dafür musste sichergestellt sein, »daß der Transsexualist einem anderen Geschlecht angehört, als im Geburtenbuch eingetragen ist.«⁴⁹ Mit der Begutachtung war eine medizinische Expertenkommission an der Charité beauftragt – die wie die Kommission, die Seidel bereits in den vorhergehenden Jahren zusammengerufen hatte, aus den Fachgebieten Neurologie/Psychiatrie, Gerichtliche Medizin, Endokrinologie, Genetik und Gynäkologie zusammengesetzt war, ergänzt um die Chirurgie. Die Gutachtenden hatten die »medizinische Notwendigkeit« einer chirurgischen Geschlechtsangleichung zu beurteilen. Laut Verfügung veranlasste das Ministerium des Innern die amtliche Änderung des Geschlechtseintrags erst, nachdem eine Anpassungsoperation durchgeführt worden war. In der Praxis wurde die Reihenfolge jedoch häufig nicht eingehalten.⁵⁰ Die Verfügung wurde zwar nicht auf dem üblichen Weg veröffentlicht, aber Ehe- und Sexualberatungsstellen sowie Psychiatrische Kliniken hatten offenbar davon Kenntnis. Auch manche medizinischen Publikationen verwiesen auf die Verfügung.⁵¹

1983 sprach Schnabl in der Sendereihe Hand aufs Herz. Ratschläge für Ihre Gesundheit des staatlichen Rundfunks der DDR über »Erscheinungsformen und Umgang mit Transsexualität«.⁵² Jedoch berichten trans*geschlechtliche Menschen, die erst nach dem Fall der Mauer eine Personenstandsänderung

47 DQ 1/15581, Schreiben Tischendorf, 18.10.1973; vgl. auch DQ 1/15583, Schreiben Barleben, HA Medizinische Betreuung, 27.11.1973; DQ 1/15583, Schreiben Barleben, HA Medizinische Betreuung, 22.01.1974.

48 Vgl. HPAC, 560/74, Schreiben Münter an Seidel, 3.7.1974.

49 Zit. nach einer Abschrift der Verfügung in BArch: Abt. DDR, DQ1/12953.

50 Vgl. z.B. HPAC, T. L./75 M.

51 G. Schott, »Zur Pathogenese und Differenzierung transsexuellen Verhaltens«, *Das deutsche Gesundheitswesen* 33 (1978), Nr. 44: 2102–07, 2106; Lykke Aresin, »Sexuelle Deviationen.« In *Sexualmedizin. Ein Leitfaden für Medizinstudenten*, Hg. Lykke Aresin und Erwin Günther (Berlin: Volk u. Gesundheit, 1985): 110–31, 117.

52 02 April 1983, 8:07-8:30 Uhr, »Sexualität – Persönlichkeit – Gesundheit«, DRA Babelsberg, Tonträger (Band) Nr. 2025309, 01-A-001.

vollzogen, dass sie zu DDR-Zeiten nicht von der Verfügung wussten. Andere fanden den Weg zur Charité und wurden dort begutachtet. Wieviele Menschen auf Basis der Verfügung eine Personenstandsänderung vollzogen, ist eine offene Frage. Als ein Anhaltspunkt mag dienen, dass an der Charité laut einer medizinischen Studie bis Mitte der 1980er Jahre 28 »Mann-zu-Frau Transsexual« untersucht wurden.⁵³

Fazit

Was bedeutete die Verfügung für die heteronormative Ordnung von Geschlecht und Sexualität in der DDR? Im internationalen Vergleich beschritt die DDR-Führung relativ früh den Weg einer ausdrücklichen Legalisierung von Geschlechtstransitionen. In manchen US-amerikanischen Bundesstaaten waren bereits in den 1960er Jahren Gesetze geschaffen worden, die – ohne diese Kategorien anzusprechen – inter*- wie auch trans*geschlechtlichen Menschen eine Änderung des Geschlechtseintrags nach geschlechtsangleichender Operation und ärztlichem Attest gestatteten.⁵⁴ 1972 zog Schweden als erstes europäisches Land nach.⁵⁵ 1980 wurde in der Bundesrepublik das Transsexuellengesetz verabschiedet, das zum 1. Januar 1981 in Kraft trat. Wie lässt sich erklären, dass die DDR der BRD voraus war? Wollte die DDR-Führung vor dem Hintergrund der Konkurrenz zwischen den beiden deutschen Staaten ihre sexualpolitische Fortschrittlichkeit unter Beweis stellen? Mit der Abschaffung des § 175 hatte sich die DDR-Regierung bereits als Vorreiterin profiliert, 1972 legalisierte sie zudem den Schwangerschaftsabbruch.

53 Vgl. W. Rohde, Ralf Uebelhack und Günter Dörner, »Neuroendocrine response to oestrogen in transsexual men«. In *Systemic hormones, neurotransmitters and brain development. International Symposium on Systemic Hormones Neurotransmitters and Brain Development, Berlin-Ost, 12.-14.09.1985*, Hg. Günter Dörner (Basel, München u.a.: Karger, 1986): 75–78.

54 Vgl. Katrina C. Rose, »The Proof Is in the History: The Louisiana Constitution Recognises Transsexual Marriages and Louisiana Sex Discrimination Law Covers Transsexuals – So Why Isn't Everybody Celebrating?» *Deakin Law Review* 9 (2004): Nr. 2: 399–459, 411.

55 Vgl. Alfred Schneider, *Rechtsprobleme der Transsexualität unter besonderer Berücksichtigung personenstandsrechtlicher und ehrerechtlicher Probleme (de lege lata und de lege ferenda)* (Doktorarbeit, Universität Köln, 1975).

Möglicherweise wollte die DDR mit der Legalisierung von Geschlechtstransitionen verhindern, dass sich die Betroffenen vom Staat abwenden. Die Integrationsmaßnahme könnte also als Teil einer staatlichen präventiven Befriedigungsstrategie gedeutet werden.⁵⁶

Allerdings stellt sich dann die Frage, warum die Verfügung nicht regulär veröffentlicht wurde. Außerdem muss auch der Einsatz derjenigen berücksichtigt werden, die dem sexualpolitischen Konservatismus bestimmter Ärzt*innen und Behördenvertreter*innen trotzen und ihr Transitionsanliegen mit Briefen und Eingaben hartnäckig weiterverfolgten. Die Verfasser*innen dieser Schreiben agierten vereinzelt, ohne Wissen voneinander, und wollten in der Regel nur für ihr eigenes Anliegen eine Ausnahmeregelung erreichen. Sie äußerten dabei keinen Zweifel an der Gültigkeit der heteronormativen Ordnung. Doch sie waren – in der Regel, ohne dies zu wollen – durch ihre eigensinnige Existenzweise eine Herausforderung für diese Ordnung. So gaben manche nicht nur Einblick in ihre Partnerschaft, die von außen betrachtet, ohne Berücksichtigung der Geschlechtsidentität, als homosexuell eingeordnet wurde. Sie kündigten zudem an, heiraten zu wollen.⁵⁷ Das Transitionsanliegen stellte die vermeintliche biologische Grundlage der Geschlechtskategorisierung und damit auch der sexuellen Normen in Frage. Geschlechtszuordnung, Sexualität und Reproduktion wurden mit der Legalisierung voneinander entkoppelt – eine Entwicklung, die zeitgleich auch durch die medizinische Vorgehensweise bei inter*geschlechtlichen Kindern befördert wurde.⁵⁸

Das politische Umschwenken auf Seiten des Staates war für die Menschen mit Transitionswunsch nicht absehbar. Das zeitgenössische Geschlechterverständnis legte ein solches Entgegenkommen nicht nahe. Trotz des Risikos, sozial anzuecken, zwangspychiatrisiert oder staatlicherseits drangsaliert zu werden, kämpften die Akteur*innen in eigensinniger Weise – ein Beispiel für Sara Ahmeds »willful subjects« – für ein Leben, das den Normen ihrer Zeit widersprach, weil nur dieses ihnen lebenswürdig schien.⁵⁹ Dafür warfen sie

56 Vgl. Klöppel, »Geschlechtstransitionen«, 90.

57 Vgl. Klöppel, »Geschlechtstransitionen«.

58 Vgl. Ulrike Klöppel, »Leben machen am Rande der Zwei-Geschlechter-Norm. Biopolitische Regulierung von Inter*«. In *Biopolitik und Geschlecht: Zur Regulierung des Lebendigen*, Hg. Eva Sänger und Malaika Rödel (Münster: Westfälisches Dampfboot, 2012): 220–43, 235.

59 Sara Ahmed, *Willful Subjects* (Durham: Duke University Press, 2014).

ihr bisheriges Leben – Ausbildung, Anstellung, Verhältnis zu den Angehörigen, Freundschaften etc. – in den Ring. Und manche kündigten an, sich im Fall einer Absage das Leben nehmen zu wollen. In ihren Eingaben bedienten sie andererseits, der gängigen DDR-Logik der Bittstellung gehorchend, die Rhetorik »respektabler Staatsbürger*innen«. Es handelte sich also um einen Drahtseilakt zwischen Anpassung und Provokation, die die heteronormative Ordnung herausforderte.

Krüppellesben

Aktivismus und Subjektivierungen von Lesben mit Behinderungen in den 1980er und 90er Jahren

Elisa Heinrich

Lesbische Frauen* mit Behinderungen oder *Krüppellesben*, wie sich die Aktivistinnen selbst bezeichneten, positionierten sich mit ihren Forderungen sowohl in der Neuen Frauen- und Lesbenbewegung als auch in der Behindertenbewegung. Damit kritisierten sie ableistische ebenso wie misogyne und homophobe Strukturen und forderten selbstverständlich gewordene Konzepte von Selbstbestimmung und Emanzipation heraus. In diesem Beitrag sollen nicht nur die politischen Auseinandersetzungen im Kontext von Aktivismus, sondern auch die Selbstwahrnehmungen und Subjektivierungen von Lesben mit Behinderungen im Zentrum stehen. Wie verhandelten sie ihre Position, ihre Identität im Kontext unterschiedlicher sozialer Konstellationen? Wie dachten sie über Differenz/en und Gemeinsamkeiten in den jeweiligen Kontexten nach? Welche Selbstbilder und Subjektivierungspraktiken entwickelten sie? Welche Handlungsräume standen ihnen zur Verfügung? Die in diesem Handbuch gestellte Frage nach Differenzen in der queeren Zeitgeschichte lässt sich anhand der politischen Kämpfe und Subjektivierungen von Lesben mit Behinderungen besonders gut in den Blick nehmen. Die Beschäftigung mit dieser Gruppe fordert nicht nur Vorstellungen von Kollektiven, die sich an einem Identitätsmarker orientieren, heraus. In Frage gestellt werden auch gängige Annahmen darüber, welche Subjekte im Zentrum queerer Zeitgeschichten stehen.

Begriffe

Sprache ist machtvoll. Wie eine Gruppe bezeichnet wird, die vielfältigen Diskriminierungen in Geschichte und Gegenwart ausgesetzt war und ist, bzw. wie sich Personen dieser Gruppe selbst bezeichnen und beschreiben, ist deshalb von entscheidender Bedeutung. Diesen selbst gewählten Bezeichnungen selbstverständlich Gewicht zu geben, heißt auch, den von der Selbstbestimmt-leben-Bewegung geprägten Slogan »Nothing about us without us«¹ auf der Ebene von Sprache ernst zu nehmen. Mit dieser Programmatik wird ausgedrückt, dass die Teilhabe von Menschen mit Behinderungen an allen sie betreffenden Prozessen und Strukturen unabdingbar ist.² Immer sollten wir uns in der Verwendung von Begriffen fragen, ob wir der Gruppe, über die wir nachdenken, *agency*, also Handlungsfähigkeit bzw. -macht, zuschreiben oder, ob wir dabei eine Perspektive einnehmen, die den hegemonialen Blick – in diesem Fall einen ableistischen oder heteronormativen Blick – auf diese Gruppe fortführt und die vermeintliche Ohnmacht der Subjekte verlängert. Im Rahmen einer emanzipatorischen historischen Forschung, als die sich queere Geschichte versteht, gilt dies sowohl für historische als auch für gegenwärtige Subjekte, denn wenn wir über Subjektivierungen in der Vergangenheit schreiben, hat das auch Folgen für den Status, die Selbstwahrnehmungen und Handlungsräume heutiger Akteur*innen.

Queere Menschen mit Behinderungen bezeichneten sich im Verlauf der Geschichte und je nach Kontext unterschiedlich. Statt im Folgenden für einen bestimmten Begriff zu argumentieren, sollen die verschiedenen Begriffe, die verwendet wurden bzw. werden, vorgestellt und über deren Implikationen reflektiert werden.

Krüppellesben ist ein Begriff, der von Aktivist*innen ab Anfang der 1980er Jahre selbstbewusst zur Eigenbezeichnung von Lesben mit Behinderungen genutzt wurde. Ähnlich wie andere ursprünglich diskriminierende Begriffe wie Lesbe, schwul oder queer wurde das Wort »Krüppel« von der Behindertenrechtsbewegung in einer emanzipatorischen Absicht angeeignet, um ihm

¹ James I. Charlton, *Nothing About Us Without Us. Disability Oppression and Empowerment* (Berkeley: University of California Press, 1998).

² Siehe Gabriele Lingelbach und Sebastian Schlund, »Disability History, Version: 1.0«, *Docupedia-Zeitgeschichte*, 8.7.2014, http://docupedia.de/zg/Disability_History, (Zugriff am 2. Oktober 2023).

dessen abwertende, verletzende Qualität zu entziehen.³ Zugleich klang und klingt in diesem Begriff, so die Psychologin und Aktivistin Kassandra Ruhm, seine ursprüngliche Bedeutung nach: »Der Ausdruck ›KrüppelIn‹ soll die reale Distanz und das Machtverhältnis zwischen ›nichtbehinderten‹ und ›behinderten‹ Menschen nicht länger verschleiern.«⁴ Der Begriff wurde also nicht nur angeeignet, um ihn positiv zu wenden, sondern auch um die ihm inhärente Abwertung als Teil gesellschaftlicher Machtverhältnisse auszustellen.

Ab Ende der 1980er Jahre wurden weitere Bezeichnungen wie *Lesben mit Behinderung* oder *behinderte Lesben* geläufig, zu denen es bis heute unterschiedliche Auffassungen gibt: Während in dem Zusatz »mit Behinderung« die Bedeutung auf der zuerst genannten Identität »Lesbe« liegt und die Behinderung als nur eine zusätzliche Eigenschaft gewertet wird, wird mit »behinderte Lesben« der Fokus darauf gelegt, dass die betreffenden Personen nicht behindert *sind*, sondern von der Gesellschaft, von ihrer Umgebung in unterschiedlichster Weise behindert *werden*. Eine weitere Bezeichnung ist jene der *andersfähigen Lesben*, die aber vor allem von nichtbehinderten Lesben verwendet wurde, um den als diskriminierend empfundenen Begriff der Behinderung zu vermeiden. Diese Strategie wurde, so die Expertin für Queere DisAbility Studies Heike Raab, von Lesben mit Behinderungen allerdings kritisch gesehen, da sie reale Diskriminierungen lediglich verschleieren würde.⁵ Heute finden sich auch immer wieder Bezeichnungen wie Personen *mit Handicap* oder *mit besonderen Bedürfnissen* – beide werden von den damit bezeichneten Personen zum großen Teil als defizitorientiert, hierarchisierend und entpolitisierend abgelehnt.

In den letzten Jahren wurden auch spezifische Schreibweisen gebräuchlich, die bereits im Schriftbild einen Bruch mit bestimmten Erwartungen erzeugen wollen: So lenkt die Schreibweise *be/hindert* oder *BeHinderung* den Fokus auf das Hindern und damit auch auf das behindert *werden*, statt darauf, vermeintlich behindert zu *sein*. Zugleich adressiert diese Schreibweise

- 3 Zur Aneignung des Begriffs »Krüppel« siehe Anne Waldschmidt, »Interessenvertretung und politische Partizipation von Frauen mit Behinderung: Forschungsdefizite – Forschungsperspektiven«, in Geschlechterdifferenz in der Sonderpädagogik. Forschung – Praxis Perspektiven, Hg. Birgit Warzecha (Hamburg: LIT Verlag 1997): 49–66, hier 53–54.
- 4 Kassandra Ruhm, »Vom Coming Out und von Lesben mit ›Behinderung‹«, <http://kassandra-ruhm.de/content/texts/KR99b.pdf>, 15, Zugriff am 10. Januar 2024.
- 5 Heike Raab, »Und sie bewegen sich doch. Krüppellesben!«, in *In Bewegung bleiben. 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesben*, Hg. Gabriele Dennert, Christiane Leidinger und Franziska Rauchut (Berlin: Querverlag, 2007): 182–285, hier 182.

etwas anderes als es in *Dis/ability* oder *DisAbility* der Fall ist – Formen, die im Englischen oftmals verwendet werden. Hier steht der Befähigung/dem Vermögen/der Ability die Nichtbefähigung/Behinderung/Disability gegenüber und lenkt damit den Blick auf die Beziehung der beiden Konzepte und den wechselseitigen Konstruktionsprozess. Um die Diskriminierung von Menschen mit Behinderungen zu analysieren, hat sich mittlerweile der Ausdruck *Ableismus* durchgesetzt – er ist an den aus der US-amerikanischen Behindertenbewegung kommenden Begriff *ableism* angelehnt, der vor allem die Reduktion von Menschen auf bestimmte Fähigkeiten und Denkmuster kritisiert, die Nicht-Behinderung und uneingeschränkte Leistungsfähigkeit als Norm setzen.⁶

DisAbility History und Queer History verbinden

In den interdisziplinär angelegten DisAbility Studies und damit auch der DisAbility History wird Behinderung »in Abgrenzung zu den immer noch dominanten medizinischen und individualisierenden Definitionen und Normierungsversuchen vor allem als Produkt von Ausschlusspraktiken und Barrieren« bestimmt.⁷ Dieses Forschungsfeld analysiert gesellschaftliche Macht- und Gewaltverhältnisse und ist »mit Fragen nach sozialer und politischer Gerechtigkeit verknüpft«,⁸ die in diesem Rahmen betriebene Forschung soll also auch eine gesellschaftspolitische Wirkung haben. In vielerlei Hinsicht weisen die DisAbility Studies Ähnlichkeiten zu den Queer Studies auf.⁹ So kamen in beiden Feldern zentrale Anstöße für wissenschaftliche Auseinandersetzung aus sozialen Bewegungen, häufig waren und sind Aktivist*innen auch als Wissensproduzent*innen tätig. Damit verbindet sich auch die Frage,

6 Gut zugängliche Definitionen von Ableismus finden sich z.B. auf diesen Seiten: <https://diversity-arts-culture.berlin/woerterbuch/ableismus>, https://www.genderdiversity.hre.fu-berlin.de/ressourcen/y_glossar/ableism.html (Zugriff am 21. Oktober 2023).

7 Siehe den Positionstext von DiStA – Disability Studies Austria: Diskussionspapier: Behinderungsforschung, <https://dista.uniability.org/disability-studies/> (Zugriff am 2. Oktober 2023).

8 Ebd.

9 Heike Raab, »Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht«, in *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld*, Hg. Anne Waldschmidt, Werner Schneider (Bielefeld: transcript, 2007): 127–150.

wem in welchen Zusammenhängen Expert*innenstatus zuerkannt wird, wer in welchen Konstellationen Forscher*in bzw. Beforschte*r ist.¹⁰ Nicht zuletzt kritisieren Queer Studies wie DisAbility Studies teleologische Narrative, die eine im 20. und 21. Jahrhundert voranschreitende Liberalisierung und eine stetige Verbesserung der sozialen Bedingungen und Lebenssituationen für die jeweiligen Gruppen postulieren – ignorieren diese Narrative doch Rückschläge und gegenläufige Entwicklungen sowie die Realitäten in unterschiedlichen gesellschaftlichen Subsystemen.

Die DisAbility History verfolgt nicht nur den Anspruch, die Kategorie Behinderung zu historisieren, sondern rückt auch die Frage in den Blick, wie Wissen über den Körper produziert wird und welche Normierungsprozesse damit verbunden sind. Jahrzehnte herrschte in der Wahrnehmung von Menschen mit Behinderungen das sogenannte medizinische Modell vor: Dieses definierte Behinderung strikt entlang biomedizinischer und genetischer Paradigmen und in Abgrenzung zu als gesund und funktionierend konstruierten Körpern: »disability as a personal trait in need of ›correction‹.«¹¹ Ausgehend von aktivistischen Politiken entwickelte sich ab den 1970er Jahren das soziale Modell zu Behinderung, das zwischen *impairment* – der Behinderung durch körperliche, geistige oder psychische Besonderheit – und *disability* – der Kategorie struktureller, sozialer Benachteiligung – unterschied. ¹² Betont wurden hier erstmals, dass Behinderung in ein System machtvoller, gesellschaftlicher Asymmetrien eingebettet ist, das die Teilhabe dieser Gruppe auf vielfältige Weise verhindert. Maya Sabatello hält fest, dass das soziale Modell einen Dreh- und Angelpunkt für die Behindertenrechtsbewegung bildete:

»It empowered persons with disabilities to mobilize themselves for social change and enabled them to forcefully challenge repressive societal norms.«¹³

-
- 10 Petra Flieger, »Partizipatorische Forschung. Wege zur Entgrenzung der Rollen von ForscherInnen und Beforschten«, in *Perspektiven auf Entgrenzung. Erfahrungen und Entwicklungsprozesse im Kontext von Inklusion und Integration*, Hg. Jo Jerg, Kerstin Merz-Atalik, Ramona Thümmler und Heike Tiemann (Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 2009): 159–171.
- 11 Maya Sabatello, »A Short History of the International Disability Rights Movement«, in *Human Rights and Disability Advocacy*, Hg. Maya Sabatello und Marianne Schulze (Philadelphia: University of Pennsylvania, 2014): 13–24, 15.
- 12 Lingelbach und Schlund, »Disability History«.
- 13 Sabatello, »Short History«, 16.

Seit den 1990ern Jahren wurde schließlich ein weiteres, an kulturwissenschaftlichen Perspektiven orientiertes, Modell wichtig, das mit dem Anspruch antrat, keine Segmentgeschichte mehr schreiben zu wollen, sondern die sogenannte allgemeine Geschichte neu oder umzuschreiben. Mit der Soziologin Anne Waldschmidt stellt »[d]ieser Ansatz [...] nicht nur Behinderung, sondern auch ›Nicht-Behinderung‹ (sprich: Normalität, Gesundheit, Funktionsfähigkeit etc.) in Frage; die beiden Pole erweisen sich als höchst kontingente, im Grunde arbiträre Kategorien, deren Konturen eben gerade nicht trennscharf sind.«¹⁴ Mit dieser Richtung veränderte sich auch der Gegenstand der Forschung: nicht allein die marginalisierte Gruppe wurde ins Zentrum gerückt, vielmehr sollte eine kritische Perspektive auf die gesamte Gesellschaft und vor allem auf jene eingenommen werden, die von diesen Ausschlüssen profitieren. Über das kulturelle Modell ist nicht zuletzt der Körper als Ort eingeschriebener Differenzen (*embodied differences*), den es zu historisieren gilt, in den Mittelpunkt gerückt.¹⁵

Feministische und queere Perspektiven auf DisAbility

Im Rahmen intersektionaler Analysen lässt sich fragen, in welcher Weise bestimmte Kategorien wie Behinderung, Queerness oder *race* miteinander verschränkt sind, sich wechselseitig beeinflussen und hervorbringen. Wie Waldschmidt betont, firmiert die Kategorie Behinderung in der mittlerweile gut entwickelten Intersektionalitätsforschung häufig an den hinteren Plätzen oder wird unter »etc.« subsummiert.¹⁶ Zugleich hat eine kulturwissenschaftliche Perspektive auf Behinderung und insbesondere der Fokus auf die Herstellung und normative Regulierung von Körpern vielfältige Anschlussstellen zu

¹⁴ Anne Waldschmidt, »Warum und wozu brauchen die Disability Studies die Disability History? Programmatische Überlegungen«, in *Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung*, Hg. Elsbeth Bösl, Anne Klein und Anne Waldschmidt (Bielefeld: transcript, 2010): 13–28, hier 19.

¹⁵ Sebastian Barsc und Elsbeth Bösl, »Disability History, Behinderung sichtbar machen: Emanzipationsbewegung und Forschungsfeld«, in *Zeithistorische Forschungen* 19, Nr. 2 (2022): 219–34, hier 221.

¹⁶ Anne Waldschmidt, »Das Mädchen Ashley oder: Intersektionen von Behinderung, Normalität und Geschlecht«, in *Gendering Disability: Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht*, hg. Jutta Jacob, Swantje Köbsell und Eske Wollrad (Bielefeld: transcript Verlag, 2010): 35–60, hier 37.

feministischen und queeren Perspektiven geliefert. Anfang der 2000er Jahre orteten Theoretiker*innen wie Rosemarie Garland-Thompson eine grundlegende Transformation feministischer Theorien durch die Integration der Kategorie Disability.¹⁷ Der Zusammenhang von Heteronormativität und *able-bodiedness* wurde – beginnend mit Arbeiten von Robert McRuer – als zentraler Analysegegenstand der queeren Disability Studies begründet.¹⁸ Analysiert und kritisiert wird darin die enge Verknüpfung von körperlicher Gesundheit, Leistungsfähigkeit und auf Reproduktion abzielender Heterosexualität (insbesondere in neoliberalen Gesellschaften), entlang derer Körper normativ ausgerichtet und diszipliniert werden. Von Audre Lordes *Cancer Journals* bis Sara Ahmeds *Living a Feminist Life* haben Autorinnen in teils autobiografischer Form über die Schnittstellen von Behinderung, chronischer Krankheit und Geschlecht nachgedacht.¹⁹ Ann Cvetkovich legte mit *Depression – a public feeling* eine ebenfalls teils biografische, teils theoretische Arbeit vor, die sich gegen die Individualisierung psychischer Erkrankungen und für deren Verortung in gesellschaftspolitischen Kontexten aussprach.²⁰ Zuletzt wurden wissenschaftliche Auseinandersetzungen um diese Fragen vermehrt in Debatten um *queer temporality* eingeschrieben.²¹

Zusammenschlüsse und Aktivismus

Die politischen Aktivitäten von Lesben mit Behinderungen haben mehrere Ursprünge zu Beginn der 1980er Jahre: zum einen begannen sich zu die-

-
- 17 Rosemarie Garland-Thompson, »Integrating Disability, Transforming Feminist Theory«, *NWSA Journal* 14, Nr. 3 (2002): 1–32.
 - 18 Robert McRuer, »Compulsory Able-Bodiedness and Queer/Disabled Existence«, in *Disability Studies. Enabling the Humanities*, hg. Sharon L. Snyder, Brenda Jo Brueggemann und Rosemarie Garland-Thompson (New York: Modern Language Association, 2002): 88–100, *Desiring Disability – Queer Theory meets Disability Studies*, *Journal of Lesbian and Gay Studies*, Robert McRuer, Abby Wilkerson, Hg. (Durham: Duke University Press, 2003).
 - 19 Audre Lorde, *The Cancer Journals* (San Francisco: Spinsters, 1980); Sara Ahmed, *Living a Feminist Life* (Durham/London: Duke University Press, 2017).
 - 20 Ann Cvetkovich, *Depression – a public feeling* (Durham/London: Duke University Press, 2012).
 - 21 Siehe z.B. Mara Pieri, *LGBTQ+ People with Chronic Illness. Chroniqueers in Southern Europe* (London: palgrave macmillan, 2023), Alison Kafer, *Feminist, Queer, Crip* (Bloomington/Indiana: Indiana University Press, 2013).

sem Zeitpunkt innerhalb der noch jungen Behindertenbewegung Frauen* zu organisieren, die sich von den vermeintlich geschlechtsneutralen Anliegen der Bewegung nicht vertreten sahen.²² Ihre Zusammenschlüsse standen im Kontext der seit Ende der 1970er Jahre entstehenden *Krüppelgruppen*, die ihre Politik radikaler anlegten als frühere Interessensvertretungen und vehement gegen Normalisierungsansprüche argumentierten oder auch die Zusammenarbeit mit Personen ohne Behinderung ablehnten.²³ Insbesondere die Aktivitäten von Seiten offizieller Politik, die 1981 im von der UN ausgerufenen »International Year of Disabled Persons« stattfanden, wurden als zynisch empfunden und bedeuteten einen wesentlichen Motor der emanzipatorischen Behindertenrechtsbewegung.²⁴ Bei spektakulären Aktionen wie dem »Krüppeltribunal« in Dortmund, bei dem Aktivist*innen Anklage gegen Menschenrechtsverletzungen erhoben, wurde der Alltag von Menschen mit Behinderungen politisiert und Selbstbestimmung statt Aussoneration und Befürsorgung eingefordert.

Zum anderen entwickelten sich in den 1980er Jahren vermehrt Debatten über Differenzen innerhalb der Frauen- und Lesbenbewegung. Weitere soziale Kategorien wie *race* und *class* stellten verallgemeinernde Ansprüche und das lesbische Kollektivsubjekt in Frage.²⁵ Die Anliegen von Lesben mit Behinderungen blieben dabei allerdings meist unerwähnt.

²² Brigitte Faber, Martina Puschke und Weibernetz e.V., Hg., *25 Jahre Bewegung behinderter Frauen. Erfahrungen, Anekdoten, Blitzlichter aus den Jahren 1981–2006*, (Kassel: Selbstverlag, 2007), Pia Marzell, »Krüppelfrauengruppen«, *Digitales Deutsches Frauenarchiv*, 2020, <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/themen/krueppelfrauengruppen>, (Zugriff am 3.November 2023). Siehe auch die frühen Texte in der Krüppelzeitung, wie Theresia Degener, »Krüppelbewegung + Frauenbewegung – Jacke wie Hose?«, *Krüppelzeitung* Nr. 2 (1981): 14–17, die etwa schreibt »ich kann meine Frauemanzipation [sic!] nicht von meiner Krüppelemanzipation trennen« (14).

²³ Lingelbach und Schlund, »Disability History«.

²⁴ Zur Behindertenbewegung in Deutschland siehe Swantje Köbsell, »Eine Frage des Bewusstseins – Zur Geschichte der Behindertenbewegung in Deutschland«, in »Ich fühle mich wie ein Vogel, der aus seinem Nest fliegt.« *Menschen mit Behinderungen in der Erwachsenenbildung*, Hg. Tobias Erzmann und Georg Feuser (Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2001): 43–84, zu Österreich siehe Volker Schönwiese, »Geschichte und Strategie der Selbstbestimmt Leben Bewegung«, *Stimme. Zeitschrift der Initiative Minderheiten* 30, Nr. 115 (2020): 23–27.

²⁵ Sabine_Hark, »Eine Lesbe ist eine Lesbe, ist eine Lesbe... oder? – Notizen zur Identität und Differenz«, in *beiträge zur feministischen theorie und praxis* Nr. 25/26 (1989): 59–71.

Daniela von Raffay und Ursula Eggli waren die ersten Aktivistinnen, die die Situation von lesbischen Frauen* mit Behinderungen in den Medien der Lesbenszene thematisierten.²⁶ Sie kritisierten, dass sie sich doppelt ousen müssten: als Lesbe in der Mehrheitsgesellschaft und in der Behindertenbewegung und als Person mit Behinderung in der Lesbenbewegung.²⁷ Egglis autobiografisches Buch *Herz im Korsett* (1977), das zahlreiche Auflagen erfuhr, bildete – ebenso wie Luise Puschs Roman *Sonja* (1980) – einen zentralen Moment für die Auseinandersetzung mit Fragen von Behinderung innerhalb der Frauenbewegung.²⁸

Wie eine Reihe anderer Texte, die dieses Thema später behandeln, beginnt von Raffay ihren Artikel mit der eigenen Erfahrung, mit der Beschreibung des eigenen Körpers – in welcher Weise er ›abweiche‹ von den anderen lesbischen Körpern. Von Raffay beschreibt das Gefühl, in lesbischen Zusammenhängen andere Lesben nicht mit der eigenen Attraktivität (Körper, Kleidung etc.) überzeugen zu können, sie müsse mit anderen Mitteln auf sich aufmerksam machen: »Ich zwinge die anderen durch mein Verhalten dazu, sich mit mir auseinanderzusetzen, entweder mitzulachen, mitzureden, mitzumachen oder auch, sich über mich und mein lautes Gebaren aufzuregen – aber das bringt sie jedenfalls davon ab, sich an meiner Behinderung aufzuhalten.«²⁹

Ab Mitte der 1980er Jahre wurde die Kritik von Seiten lesbischer Frauen* mit Behinderungen an der politischen Lesbenszene lauter. Die *Politlesben* wurden mit dem Vorwurf der fehlenden Solidarität und Ignoranz konfrontiert, fanden doch Treffen und Veranstaltungen meist unreflektiert in nicht-barrierefreien Räumen statt, es fehlte an Gebärdendolmetschung und Materialien in Braille-Schrift. Auf den Plena der *Berliner Lesbenwoche* und des *Lesbenpfingstreffens* (später *Lesbenfrühlingstreffen*) kam es zu heftigen Diskussionen, die in dem Beschluss mündeten, die *Lesbenwoche* nur noch in barrierefreien Räumen statt-

26 Daniela (von Raffay), »lieber behindert als ›verhindert‹«, *Lesbenpresse* Nr. 5 (1977): 14–15; Wiederabdruck in: Dennert, Leidinger und Rauchut, Hg., *In Bewegung bleiben*, 89–90, Ursula Eggli, »Behinderte Lesbe«, in *LesbenStich* Nr. 1 (1983): 7.

27 Raab, »Krüppellesben«, 182.

28 Ursula Eggli, *Herz im Korsett. Tagebuch einer Behinderten* (Gümlingen: Zytglogge, 1977). Judith Offenbach, *Sonja. Eine Melancholie für Fortgeschrittene* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1980). Sonja erschien zuerst unter dem Pseudonym Judith Offenbach; 1998 machte die feministische Linguistin Luise Pusch öffentlich, dass sie die Autorin des autobiografischen Romans ist.

29 (von Raffay), »lieber behindert«, 89.

finden zu lassen.³⁰ Trotz des Beschlusses von 1987 blieben die Belange von Lesben mit Behinderungen allerdings unterrepräsentiert;³¹ so fand der Abschlussball der *Lesbenwoche* von 1989 wieder in einem nicht für alle zugänglichen Raum statt und wurde deshalb von einer Protestaktion der *Krüppellesben* begleitet. Die Aktivistinnen der Organisationsgruppe rechtfertigten ihr Vorgehen damit, nicht sie hätten »eine behindertenfeindliche Situation in Berlin geschaffen [...], sondern die Gesellschaft, in der wir leben.«³² Unter dem Titel »6 Jahre Ausgrenzung sind zuviel – die 7. Berliner Lesbenwoche nur noch in ›behindertengerechten‹ Räumen oder gar nicht« folgte in der Dokumentation zur *Lesbenwoche* von 1990 ein offenes Schreiben, das diese Scheinheiligkeit ebenso kritisierte wie die Tatsache, dass dieses Thema zwar immer wieder diskutiert, aber noch immer zu keinem konkreten Ergebnis geführt habe.³³

In den 1990er Jahren begannen sich *Krüppellesben* verstärkt selbst zu organisieren und ihre Anliegen in ersten Netzwerken zu institutionalisieren: 1993 wurde die erste *Krüppellesbengruppe* in Deutschland gegründet, im selben Jahr fand erstmals ein Kongress für gehörlose Lesben statt.³⁴ 1994 nahm das *Krüppellesbennetzwerk* seine Arbeit auf, das fortan jährlich auf den *Lesbenfrühlingstreffen* (LFT) zusammenkam. 1995 fiel eben dort der Beschluss, dass die LFT-Veranstaltungsräume ab nun rollstuhlgerecht sein müssten (Barrierefreiheit wurde zu diesem Zeitpunkt mit der Zugänglichkeit von Rollstuhlfahrenden gleichgesetzt). 1995 fand die *Berliner Lesbenwoche* mit dem Schwerpunktthema »Gegen Diskriminierung von Krüppellesben/Lesben mit ›Behinderungen‹«,³⁵ 1996 zum ersten Mal ein bundesweites *Krüppellesbentreffen* statt. Neue Konfliktlinien ergaben sich innerhalb der Lesbenbewegung allerdings entlang der Frage um die Finanzierung von Assistenzgruppen für Lesben mit Behinderungen und auch innerhalb der *Krüppellesben* entstanden vermehrt Debatten um das Thema Sicht-

³⁰ Raab, »Krüppellesben«, 182.

³¹ »Anders«: Dokumentation der sechsten Berliner Lesbenwoche, Berlin 1990, 1.

³² Ebd., 145–147.

³³ Ebd., 1.

³⁴ Carolyn Gammon und Katharina Oguntoye, »Gehörlose Lesben«, in *Lesbenjahrbuch 1. Rücksichten auf 20 Jahre Lesbenbewegung*, Hg. Anke Schäfer und Kathrin Lahusen (Wiesbaden: Feministischer Frauenbuchverlag 1995): 189–194.

³⁵ Caroline Gigitner, »Lernprozesse initiieren. Heuriger Schwerpunkt der 11. Berliner Lesbenwoche Anfang Oktober: gegen Diskriminierung von Krüppellesben/Lesben mit ›Behinderungen‹«, in *anschläge* Nr. 11 (1995): 22–23.

barkeit unterschiedlicher Formen von körperlicher Behinderung, chronischen Krankheiten und psychischen Erkrankungen.³⁶

»Lebendig statt normal«

Die ersten Ausgaben der Zeitschrift *IHRSPINN. Eine radikalfeministische Lesbenzeitschrift*, die ab 1989 von einem Redaktionskollektiv mit Sitz in Bochum halbjährlich herausgebracht wurde, ermöglicht es, einige Aspekte der Reflexions- und Subjektivierungsprozesse lesbischer Frauen* mit Behinderungen in dieser Phase genauer nachzuvollziehen. Der Anspruch der Zeitschrift war, Raum sowohl für politische wie theoretische Auseinandersetzungen zu schaffen³⁷ – ihre Gründung fällt in eben jene Phase, in der ein lesbisch-feministisches ›Wir‹ und der Anspruch, über dieses ›Wir‹ handlungsfähig zu sein, verstärkt hinterfragt wurde. So widmet sich bereits die zweite Ausgabe von *IHRSPINN* dem Themenschwerpunkt »Unterschiede« (Heft 2, 1990), an dessen Beginn die Herausgeberinnen den Produktionsprozess zu diesem Heft reflektieren. Wie sollten sie die unterschiedlichen Differenzkategorien ins Heft einbringen und sichtbar werden lassen? Wer sollte worüber schreiben und welche Festlegungen würden damit eventuell verbunden: »Muß eine jüdische Lesbe immer über ihr Jüdisch-Sein, über Antisemitismus schreiben? Eine Behinderte über die Ausgrenzungen, die sie erfährt?«.³⁸ Sie schreiben vom »Dilemma, uns weder drücken, noch für andere sprechen, noch den ›Zuständigen‹ das Thema zuschreiben zu wollen.«³⁹ Unterschiede werden als »Machtunterschiede und Spaltungen« beschrieben, verbunden mit dem Wunsch, sie auch als »herausfordernde Vielfalt« lesen zu können: »Es gab und gibt die Angst: Wenn wir als kleine, unterdrückte Gruppe jetzt auch noch trennende Verschiedenheiten entdecken – was soll dann noch übrigbleiben?! Unterschied, so scheint es, kommt von Scheiden, und Scheiden tut weh.«⁴⁰

Die Auseinandersetzung mit einer marginalisierten Gruppe bringe immer auch Fragen nach der Norm zutage:

³⁶ Raab, »Krüppellesben«, 183–184.

³⁷ Siehe <http://ihrsinn.auszeiten-frauenarchiv.de/>, (Zugriff am 2. Oktober 2023).

³⁸ »Was uns wichtig ist«, *Unterschiede. IHRSPINN* Nr. 2 (1990): 5–6, hier 5.

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Karen Armbruster, »Warum nicht gleich? Für einen Analogienwechsel im Nachdenken über Unterschiede«, *Unterschiede*. in *IHRSPINN* Nr. 2 (1990): 7–12, hier 7, Herv. i. O.

»In jedem ›zum Thema Machen‹ steckt auch eine Reduktion auf das ›Spezielle‹, eine Aussage über Selbstverständlichkeiten: Wo Lesben ein extra Thema sind, ist Hetero-Realität selbstverständlich, wo Schwarz-Sein Thema wird, ist Weiß-Sein ›normal‹, wo über ›Behinderung‹ gesprochen wird, ist ›Gesund-Sein angenommene Realität.«⁴¹

Die Autorinnen der Texte dieses und eines weiteren Heftes zum Thema Krankheit – Gesundheit – Behinderungen mit dem Titel »Lieber lebendig als normal« (Heft 4, 1990) »benennen und bewerten das komplizierte und mehrdeutige Verhältnis zwischen den Identitäten als Kranke/Behinderte *und* als Lesbe«.⁴² Reflektiert werden also Privilegien und Nachteile, Unterdrückungen und Diskriminierungen, die sich unterschiedlich verstärken oder relativieren können. Auch auf der Ebene materieller Praktiken bemühte sich die *IHRSINN* um Barrierefarmut. So wurde die erste Nummer der *IHRSINN* auf Kassette gesprochen⁴³ – seit den Diskussionen um Barrierefreiheit in der Lesbenszene wurde die Zugänglichkeit von Texten über Audiomedien immer wieder gefordert und auch in anderen Zusammenhängen umgesetzt.⁴⁴

Daniela Beer schreibt in ihrem Text »[ü]ber die Ungleichheit von behinderten und nichtbehinderten Frauen« und stellt fest, dass die Ungleichheit »wirklicher und wirksamer« sei als die Gemeinsamkeiten.⁴⁵ Für ihren Untertitel wählt die Autorin den Satz »Aber als Frauen im Patriarchat sind wir doch alle irgendwie behindert!«, über den sie im Artikel weiter reflektiert: Sie vermutet hinter diesem Satz, wenn er von nichtbehinderten Frauen* ausgesprochen werde, zwar den Wunsch, sich mit behinderten Frauen* zu solidarisieren, allerdings beschreibt sie diese Solidarisierung als voreilig und wenig reflektiert:

»[D]ie Worte erzeugen in mir jedoch immer auch Wut, da eine Gleichheit beschworen wird, die real nicht existent ist – weder im Alltag noch im Bewußtsein von behinderten und nichtbehinderten Frauen und Lesben. Unser

41 Ebd., 10.

42 »Vorwort«, *Lieber lebendig als normal. IHRSINN* Nr. 4 (1991): 5–6, hier 5.

43 Gitta Büchner, »Eine unpersönlich/persönliche Vorbemerkung zum Thema Unterschiede«, *IHRSINN* Nr. 4 (1991): 17–21, hier 17f.

44 *Lila Schriften. Zeitschrift für lesbisch-separatistische Perspektiven* 2, Nr. 2 (1996): 1, 2.

45 Daniela Beer, »Über die Ungleichheit von behinderten und nichtbehinderten Frauen oder ›Aber als Frauen im Patriarchat sind wir doch alle irgendwie behindert!‹«, *IHRSINN* Nr. 4 (1991): 21–25.

Behindertsein wird durch solche Aussagen nicht ernst genommen, sondern verniedlicht. Trauer über die körperliche Einschränkung oder Wut über die gesellschaftliche Benachteiligung aufgrund unserer Behinderung wird uns damit nicht zugestanden [...]. Denn wenn alle Frauen ›irgendwie‹ behindert sind, darf die reale Ungleichheit zwischen behinderten und nichtbehinderten Frauen nicht wahrgenommen werden.⁴⁶

Ein Beitrag von Gitta Büchner nimmt diese Frage aus einer anderen Richtung auf: sie thematisiert ihre eigene Identität als Asthmatischerin, Allergikerin und Neurodermitikerin und stellt damit über das Thema chronische Erkrankungen die Grenze zwischen »behindert« und »nicht behindert« in Frage. Wenn die Idee eines Aufweichens dieser Grenze auch positive Effekte haben konnte, ist damit – in der Argumentation Beers – allerdings die Gefahr verbunden, die spezifischen Erfahrungen von Lesben mit Behinderungen unsichtbar zu machen. Eine bedeutende Erfahrung, die in vielen Texten zum Ausdruck kommt, ist jene als Frau* mit Behinderung als geschlechts- und sexualitätslos zu gelten.⁴⁷ Beer berichtet von einer Kindheit, in der sie vor allem versuchte, »so nicht-behindert wie nur möglich zu werden bzw. zu erscheinen«⁴⁸ und reflektiert über den Druck, den sie als »leichtbehinderte« Frau bereits früh spürte, über möglichst viel Anpassung mit nichtbehinderten Frauen – vor allem »um die Gunst der Männer« – konkurrieren zu können. Dafür seien zwei Möglichkeiten offen gestanden: körperliche »Mängel« durch Intellekt auszugleichen oder als weiblich konnotierte Eigenschaften zu verbessern und zu kultivieren. Mit der Hinwendung zu Frauen habe sich ihre Selbstwahrnehmung zum Positiven verändert, zugleich erlebe sie ihre Identität als lesbische behinderte Frau weiterhin als an »nichtbehinderten« Idealen« orientiert.

Ausblick

Ende der 1990er brachte *die Randschau. Zeitschrift für Behindertenpolitik* ein Schwerpunkttheft mit dem Titel »queer. Lesbisch/schwul« heraus. Jutta Harbusch fragt in einem Gedicht »Was ist eigentlich die Mehrzahl von Coming

46 Beer, »Über die Ungleichheit«, 22.

47 Katja Ulbricht, »Minderheit in einer Minderheit?! Zu den Möglichkeiten einer erfüllenden Lebensgestaltung von Lesben und Schwulen mit Behinderungen« (Diplomarbeit, Fachhochschule Würzburg-Schweinfurt, 2003).

48 Beer, »Coming Out«, 21.

Out?«. Als Überlebende von sexualisierter Gewalt, als Lesbe, als Person »mit veränderten körperlichen Fähigkeiten« sei sie »in den meisten Zusammenhängen [...] mindestens eine Randgruppe.« Es sei »[a]uch eine Art von Krafträning – dieses tägliche heraus- und vertreten – (mit) meiner Lebensrealität«.⁴⁹

Es sind genau diese Reflexionen über die eigene Subjektivität im Dickicht unterschiedlicher sozialer Kategorien, die in den nächsten Jahren hoffentlich zu einer verstärkten Auseinandersetzung der queeren Zeitgeschichte auch mit der Kategorie Behinderung führen werden. Sowohl in der queeren Geschichte als auch in der Intersektionalitätsforschung wurde noch nicht einmal begonnen, dieses Potential auszuschöpfen.

49 Jutta Harbusch, »Was ist eigentlich die Mehrzahl von Coming out?«, *Randschau* Nr. 2 (1998): 11.

Migrantische Zugehörigkeiten in digitalen Zeiten

Yener Bayramoğlu

Menschen fliehen, migrieren und überschreiten die nationalen Grenzen nicht nur aufgrund kriegerischer Auseinandersetzungen oder ökonomischer Schwierigkeiten in ihren Ursprungsländern. Der Wunsch nach einem besseren Leben, wo Sexualität und Geschlechtsidentität sich frei entfalten können, ist auch einer der vielfältigen Gründe. Eine solche Migration hängt eng mit dem Wunsch nach Zugehörigkeit zusammen. Queere Migrant*innen fühlen sich sehr oft nicht (mehr) zugehörig in den Orten, die sie verlassen: Verfolgungen, politische Repression, kriegerische Auseinandersetzungen sowie systematische Homo- und Transfeindlichkeit in der Arbeit, Bildung sowie Gesundheit machen es für die Menschen schwierig, sich in ihrem Geburtsland eine Zukunft vorzustellen. Daher machen sie sich auf den Weg und migrieren zu den Orten, wo sie meinen, sich zugehörig fühlen zu können.

Queere Migration ist jedoch nicht unbedingt eine Einbahnstraße von der Unterdrückung hin zur Befreiung. Das Ankommen im Zielland führt nicht unbedingt zur Zugehörigkeit. Erfolgs- und Fortschrittsnarrative nutzen jedoch die Geschichten einzelner queerer Geflüchteter, um eine teleologische Entwicklung von der (>nicht-westlichen<) Unterdrückung zur Befreiung im >Westen< zu veranschaulichen. Es ist zwar wichtig, die Gewalt hervorzuheben, der queere Migrant*innen in ihren Heimatländern ausgesetzt waren, aber solche Erzählungen laufen Gefahr, die Probleme und die Gewalt unsichtbar zu machen, die Migrant*innen und Geflüchtete im Zielland erleben: Denn Migrant*innen erfahren weiterhin Homo- und Transfeindlichkeit sowie weitere Diskriminierungsformen wie Rassismus, nachdem sie im Zielland ankommen.

Obwohl viele europäische Länder sich gerne als sichere Häfen für LGBT-Menschen preisen, basiert die Entscheidung, wer bleiben darf, nicht unbedingt auf dem Wunsch, Menschen vor Homo- und Transfeindlichkeit anderswo zu schützen. Viele queere Geflüchtete bekommen kein Asyl, weil sie

einfach aus Ländern kommen, in denen gleichgeschlechtliche Sexualität oder Trans* nicht gesetzlich verboten sind. Wie schwer das Leben dort für sie war, spielt dann bei der Entscheidung oft gar keine Rolle. Auch die europäisch-grenzpolitische Definition davon, wer überhaupt schwul oder lesbisch ist, kann sehr restriktiv sein. Es droht die Abschiebung, wenn queere Geflüchtete nicht »schwul oder lesbisch genug« sind oder wenn sie sich auf sozialen Medien nicht schwul oder lesbisch genug präsentieren.¹ Anders als queer-theoretische Wünsche nach einer Welt von fließenden, antinormativen Sexualitäten und Identitäten nahelegen, müssen Asylsuchende und Geflüchtete sich also brav an homonormative Vorgaben anpassen.

Queere Migration ist zudem auch verflochten mit einem spezifischen Zeitgefühl. Sehr oft verlangsamt Migration den Rhythmus der Zeit; verursacht Verspätungen und Zäsuren. Migration führt sehr oft dazu, dass Menschen ihr Leben von vorne anfangen müssen. Eine neue Sprache zu lernen, in einer neuen Stadt den Weg zu finden, die alltäglichen zwischenmenschlichen Codes des Arbeitslebens zu begreifen, neue Freund*innennetzwerke aufzubauen, die Liebe und Unterstützung anbieten, all das kostet einfach sehr viel Zeit. Manche queere Migrant*innen haben sehr wichtige Dokumente und Zeugnisse, die plötzlich ihre Bedeutung verlieren, was dazu führt, dass sie nicht mehr als qualifiziert für diese und jene Jobs gelten. Daher müssen sie sich in einem neuen Bereich von vorne qualifizieren. Eine Sprache nicht beherrschen zu können, in den Behörden die Probleme nicht selbst lösen zu können, nicht zu wissen, wie Krankenkassen und Ähnliches funktionieren, führt dazu, dass Migrant*innen sich wieder zurück in der Kindheit fühlen. Migrant*innen werden oft auch infantilisiert. Nicht nur die unvermeidbaren alltäglichen Dinge, die die Zeit verlangsamten, sondern auch die Migrationspolitik kann nicht losgelöst von Zeitlichkeit verstanden werden. Migrationspolitik verlangsamt die Zeit; kontrolliert die Bewegungen der Migrant*innen mit einer harten Zeitlichkeit. Es ist kein Zufall, dass Einwanderungsbehörden sehr langsam sind, oder dass eine Passkontrolle an der Grenze für Menschen aus den globalen Süden viel länger dauert. Queere Geflüchtete in Ländern wie der Türkei hoffen jahrelang auf eine Neuansiedlung im Globalen Norden.²

¹ Rikke Andreassen, Social media surveillance, LGBTQ refugees and asylum: How migration authorities use social media profiles to determine refugees as ›genuine‹ or ›fraudulent‹ in *First Monday*, 26 (1), (2020).

² Sima Shahrkari, The queer time of death: temporality, geopolitics, and refugee rights. *Sexualities*, 17(8), (2014): 998–1005.

Diejenigen, die schon im Zielland angekommen sind, hoffen jahrelang auf eine Arbeitserlaubnis. Langes Warten aufgrund der langsamen Migrationsbürokratie schafft eine Zeitlichkeit des Schwebezustands, die sich wie ein langsamer Tod anfühlen kann.

Wenn die Zeit während der Migration sich sehr langsam anfühlt, wenn Menschen in den Unterkünften nichts Weiteres zu tun haben außer zu warten, wenn neu angekommene Migrant*innen ein neues queeres Netz brauchen, nutzen sie sehr oft die digitalen Medien. Digitale Medien können die Zeit sowie den Raum schrumpfen. Die Zeit läuft schneller, wenn wir auf einer Dating-App mit potentiellen Partner*innen chatten oder auf dem Smartphone eine virtuelle Farm aufbauen. Die langen Distanzen zwischen Ländern fühlen sich viel kleiner an, wenn ein Videocall die weitentfernten Gesichter und Stimmen zu den Räumen bringt, in denen die Migrant*innen festsitzen. Ohne Zweifel haben auch Briefe, Telefone, Kassetten oder Radios Migrant*innen dabei geholfen, weiterhin emotionale Verbindungen mit den Orten zu unterhalten, die sie verlassen haben. Digitale Technologien verstärken und beschleunigen jedoch den Prozess der gleichzeitigen Interaktionen sowie die aktivistischen Verbindungen zwischen Menschen in unterschiedlichen nationalen Kontexten, vor allem zwischen Diaspora und Ursprungsland.

Wie auch bei anderen Identitätskonstruktionen in digitalen Zeiten sind Alltag, Selbstverständnis, Zugehörigkeit und die Identität von queeren Migrant*innen eng mit den digitalen Medien verwoben. In diesem Zusammenhang haben einige Wissenschaftler*innen untersucht, wie sich digitale Medien auf Coming-Out-Prozesse bei queeren Migrant*innen auswirken.³ Während das Coming-Out ein nützliches Konzept für das Verständnis digital vermittelter und konstruierter Identitäten sein könnte, hat die Queer-of-Color-Forschung zunehmend die eurozentrische Betonung des Coming-Outs als Schlüssel zum Verständnis queerer Lebenswelten kritisiert.⁴ Wie die Queer-of-Color-Kritik gezeigt hat, muss sich nicht jeder outen, um ein glückliches,

3 Jeffrey Patterson and Koen Leurs, *We live here, and we are queer!: young gay connected migrants' transnational ties and integration in the Netherlands*, *Media and Communication*, 7(1) (2019): 90–101.

4 Gayatri Gopinath, *Impossible desires: queer diasporas and South Asian public cultures*, (Durham, NC: Duke University Press 2005); Martin. F. Manalansan IV, *Global divas: Filipino gay men in the diaspora*. (Durham, NC: Duke University Press 2003); Evren Savci, *Queer in translation: sexual politics under neoliberal Islam*. (Durham, NC: Duke University Press 2021).

gesundes Identitätsgefühl zu entwickeln. Ein Blick auf die alltäglichen digitalen Medienpraktiken von queeren Migrant*innen kann auch mehrere Facetten der Identität und der Zugehörigkeit offenbaren, die weitaus komplexer sind, als es singuläre Kategorisierungen vermuten lassen. Vielfältige Erfahrungen und sich überschneidende Ungleichheiten führen oft zu einer Fragmentierung der Identität. Alexander Dhoest untersucht beispielsweise, wie einige queere Migrant*innen ihr Queersein auf Facebook verbergen, um mit heterosexuellen Freund*innen und Familienmitgliedern in Kontakt zu bleiben, während sie auf PlanetRomeo, einer schwulen Dating-Plattform, nach Kontakten zu anderen Queers suchen.⁵ Diese unterschiedliche Nutzung digitaler Plattformen führt zu einer Aufspaltung bestimmter Identitätsaspekte zwischen den digitalen Präsenzen.

Die Bilder und Geschichten in den Medien ermöglichen das Gefühl der Zugehörigkeit in einer Gesellschaft. Sich in Kultur, Politik oder Wissenschaft widerspiegelt zu sehen, erlaubt einem, sich mit der umgebenden Welt zu identifizieren. Der Queer-of-Color-Theoretiker José Esteban Muñoz schrieb, dass Menschen, deren Leben von intersektionalen Ungleichheiten und multiplen Identitäten geprägt sind, nicht viele Möglichkeiten haben, sich zu identifizieren. Nach Muñoz können solche Momente, wenn die Zugehörigkeit zu einer Gesellschaft erschwert wird, zur Disidentifikation führen.⁶ Dabei werden die vorherrschenden kulturellen Vorstellungen und Bilder angeeignet, und ihre Bedeutungen werden verschoben. Wenn queer migrantische Künstler*innen orientalistische Bilder verwenden, wäre das ein Beispiel für Disidentifikation. Disidenfikation ist eine Strategie für Lebenswelten, die aufgrund multipler und widersprüchlicher Erfahrungen und Identitäten fragmentiert sind. In Anlehnung an dieses Konzept untersucht Łukasz Szulc, wie polnische nicht-binäre und Trans-Migrant*innen mit den binären Geschlechterkonstruktionen digitaler Medienplattformen umgehen.⁷ Szulc' Arbeit zeigt, wie die Zugehörigkeit queerer Migrant*innen fragmentiert wird, wenn sie sich nicht nur zwischen den Sprachen, sondern auch von einer digitalen Plattform zur

5 Alexander Dhoest, *Intersections and (dis)connections. LGBTQ uses of digital media in the diaspora*, in J. Retis & R. Tsagourianou (Eds.), *The handbook of diasporas, media, and culture* (Hoboken, NJ: Wiley 2019): 395

6 José Esteban Muñoz, *Disidentifications: Queers of Color and the Performance of Politics*, (Minneapolis: University of Minnesota Press, 1999.)

7 Łukasz Szulc, *Digital gender disidentifications: Beyond the subversion versus hegemony dichotomy and toward everyday gender practices*. *International Journal of Communication*, 14, (2020): 5436–54.

nächsten bewegen. Darüber hinaus eröffnen digitale Medien Möglichkeiten, mit Geschlecht und Sexualität zu experimentieren, während sie gleichzeitig euro-amerikanische Kategorisierungen von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt universalisieren.⁸

Die Forschung befasst sich auch mit der Reproduktion von Ungleichheiten in digitalen Räumen. Digitale Medienplattformen können zu schädlichen Orten werden, die nicht nur Heteronormativität, sondern auch Rassismus perpetuieren und verstärken.⁹ Andrew Shield untersucht beispielsweise, wie die schwulen Dating-Plattformen Grindr und PlanetRomeo rassistische Muster reproduzieren, und er zeigt, wie alltäglicher Rassismus, einschließlich Beleidigungen gegenüber Migrant*innen, wie rassistische und sexistische Ausgrenzung sowie die rassistische Fetischisierung ›andersartiger‹ Körper Teil der alltäglichen digitalen Kommunikation geworden sind.¹⁰

Rassismus ist jedoch nicht nur in digitalen Plattformen zu finden, sondern er prägt auch Grenzregime. In diesem Zusammenhang können queere Migrant*innen Strategien der »digitalen Resilienz« entwickeln.¹¹ Sie nutzen digitale Medien, um mit transnationalen Solidaritäts- und Unterstützungsnetzwerken in Kontakt zu treten, die ihre Migration in sicherere Länder unterstützen können. Darüber hinaus können weitere intersektionale Ungleichheiten in Bezug auf Klasse, Alter und Fähigkeiten zu einem ungleichen Zugang zu queeren digitalen Plattformen führen. Dies muss nicht zwangsläufig an einem Mangel an Ressourcen liegen, sondern kann auch eine Folge davon sein, dass man sich einfach nicht als Teil einer digitalisierten Welt fühlt¹² oder sich

-
- 8 Ahmet Atay, Digital transnational queer isolations and connections. *Journal of International and Intercultural Communication*, 14(4), (2021): 351–365; Yener Bayramoğlu, and Margreth Lünenborg, Queer migration and digital affects: refugees navigating from the Middle East via Turkey to Germany. *Sexuality & Culture*, 22, (2018): 1019–36.
 - 9 Emerich, Daroya, »Not into chopsticks and curries«. Erotic capital and the psychic life of racism on Grindr. In D. Riggs (Ed.) *The psychic life of racism in gay men's communities* (2018): 67–80. Lanham, MD: Lexington; Brandon A. Robinson »Personal preference« as the new racism: gay desire and racial cleansing in cyberspace. *Sociology of Race and Ethnicity*, 1(2), (2015): 317–330.
 - 10 Andrew D. J. Shield, »Looking for North Europeans only«: identifying five racist patterns in online subculture. *Kult*, 15, (2018): 87–106.
 - 11 Ghadeer Udwan, Koen Leurs, and Alencar, Amanda. Digital resilience tactics of Syrian refugees in the Netherlands: Social Media for social support, health, and identity. *Social Media + Society*, 6 (1), (2020).
 - 12 Yener Bayramoğlu, Shady ancestors: queering digital diaspora research. *Global Media Journal – German Edition*, 11(2), (2022).

weigert, bestimmte digitale Plattformen zu nutzen, um sich vom »Überwachungskapitalismus«¹³ zu distanzieren.

Studien zeigen, wie digitale Medien die Raumwahrnehmung verändern: Sie scheinen die Bedeutung physischer Entfernung zu verringern und so die Welt zu verdichten.¹⁴ Wissenschaftler*innen haben untersucht, wie digitale Medien Migrant*innen dabei helfen, mit ihren Herkunfts ländern in Verbindung zu bleiben¹⁵ und sich weiterhin mit den dortigen Diskursen und politischen Vorgängen zu beschäftigen.¹⁶ Queeren Migrant*innen kann die Komprimierung der Welt Möglichkeiten für transnationalen Aktivismus und transnationale Vernetzung eröffnen.¹⁷ Dennoch ziehen es einige queere Migrant*innen möglicherweise vor, sich von bestimmten ethnokulturellen Räumen oder von Familienmitgliedern und Verwandten in ihren Herkunfts ländern zu distanzieren, um sich vor potenziellem Schaden zu schützen.¹⁸ Die Aufrechterhaltung schwacher Bindungen zum Herkunftsland über digitale Medien kann das Zugehörigkeitsgefühl zu dem Land unterstützen, in dem man sich niedergelassen hat.¹⁹ Gleichzeitig verstärken digitale Technologien, die zur Überwachung eingesetzt werden, die rassifizierten und heteronormativen Strukturen von Grenzräumen. Christine Quinan und Mina Hunt haben beispielsweise beobachtet, wie fortschrittliche biometrische Technologien, die an Flughäfen eingesetzt werden, von einer stabilen, binären Vorstellung von Geschlecht abhängen. Geräte wie Körperscanner registrieren nichtkonforme

¹³ Shoshana Zuboff, *The age of surveillance capitalism*, (New York, NY: Public Affairs, 2019).

¹⁴ Jan Van Dijk, *The network society*. 4th edition. (London: Sage, 2020) 112.

¹⁵ Dana Diminescu, The connected migrant: an epistemological manifesto. *Social Science Information*, 47(4), (2008): 565–579.

¹⁶ Andoni Alonso and Pedro J. Oiarzabal (Hg.) *Diasporas in the new media age: identity, politics and community*. University of Nevada Press (2010): 11.

¹⁷ Yener Bayramoğlu and Margreth Lünenborg, Queer migration and digital affects: refugees navigating from the Middle East via Turkey to Germany. *Sexuality & Culture*, 22, (2018): 1019–36.

¹⁸ Alexander Dhoest, Intersections and (dis)connections. LGBTQ uses of digital media in the diaspora. in J. Retis & R. Tsagarousianou (Eds.), *The handbook of diasporas, media, and culture* (Hoboken, NJ: Wiley 2019): 387–98.

¹⁹ Haiqing Yu and Hayden Blain, Tongzhi on the move: digital/social media and place-making practices among young gay Chinese in Australia. *Media International Australia*, 173(3), (2019): 66–80.

Körper als Fehler und zwingen daher trans- und nichtbinäre Personen, sich diesen heteronormativen technologischen Systemen zu beugen.²⁰

Indem sie es Migrant*innen ermöglichen, emotionale und affektive Bindungen zu Menschen in geografisch weit entfernten Räumen aufzubauen und aufrechtzuerhalten, schaffen digitale Medien neue Formen von Affekten und Emotionen.²¹ Die digitale soziale Vernetzung hängt nicht nur von der Fähigkeit des Körpers ab, von dem, was auf einem Smartphone angezeigt wird, beeinflusst zu werden, sondern auch von seiner Fähigkeit, andere Körper zu beeinflussen, mit denen er über das Smartphone ›in Kontakt‹ ist. Die Nutzer*innen interagieren über digitale Geräte und durch digitalisierte Affekte miteinander. Im Falle von virtueller Intimität oder Online-Dating-Plattformen kommen die Affekte zudem oft schon ins Spiel, bevor überhaupt eine Online-Kommunikation stattgefunden hat. Hoffnungen und Ängste prägen die Entscheidungen, die bei der Erstellung eines Profils getroffen werden. Die ethnografische Forschung von Shaka McGlotten²² veranschaulicht zum Beispiel die Auswirkungen von Ängsten auf die Online-Selbstdarstellung schwarzer schwuler Männer. Sexuelle Begegnungen können Migrant*innen helfen, sich verbunden zu fühlen, sie können aber auch das Gefühl des »Andersseins« verstärken, wie Atay feststellt.²³ Während sich die meisten wissenschaftlichen Arbeiten über die Erfahrungen von Migrant*innen auf Gay-Dating-Plattformen für Männer konzentriert haben, untersucht die jüngste Studie von Haili Li die Bedeutung der chinesischen Social-App Rela für in Australien lebende, chinesische und queere Frauen. Li zeigt, wie sie Rela nutzen, um transnationale romantische

-
- 20 C. L. Quinan, and Mina Hunt (2023). Non-binary gender markers: Mobility, migration, and media reception in Europe and beyond. *European Journal of Women's Studies*, 30(3), 380–390.
- 21 Donya Alinejad and Sandra Ponzanesi, Migrancy and digital mediations of emotion. *International Journal of Cultural Studies*, 23(5), (2020): 621–638; Rikke Andreassen, New kinships, new family formations and negotiations of intimacy via social media sites. *Journal of Gender Studies*, 26 (3), (2017): 361–371.
- 22 Shaka McGlotten, Virtual intimacies: media, affect, and queer sociality. (Albany, NY: SUNY Press 2013).
- 23 Ahmet Atay, Digital transnational queer isolations and connections. *Journal of International and Intercultural Communication*, 14(4), (2021): 351–365.

Beziehungen zwischen der Diaspora und dem Herkunftsland aufzubauen und so eine imaginäre körperliche Intimität zu schaffen.²⁴

Während unterschiedliche Kommunikations- und Medientechnologien schon immer ein wichtiger Teil des queer-migrantischen Alltags waren, scheinen digitale Medien stärker als früher in die vielseitigen Facetten des Lebens queerer Migrant*innen zu intervenieren. Wie die aufregende neueste Forschung auf diesem Feld zeigt: queere Migrant*innen navigieren, finden ihren Weg und bauen neue Netzwerke im Zielland mit Hilfe der digitalen Medien. Soziale Medien helfen dabei jedoch nicht nur dabei, Strategien für Flucht und Migration miteinander zu teilen, sondern sie werden auch zum integralen Teil der grenzpolitischen Überwachung. Beispielsweise checken europäische Einwanderungsbehörden die Authentizität des Queerseins von Asylsuchenden, indem sie deren Instagram und Facebook Accounts überprüfen. Digitale Medien ermöglichen nicht nur eine schnelle und lebendige Kommunikation, sondern sie prägen auch die fragmentierten Identifikations- sowie Disidentifikationsprozesse von queeren Migrant*innen. Ungleichheiten wie Rassismus werden einerseits auf sozialen Medien reproduziert. Andererseits helfen soziale Medien queeren Migrant*innen dabei, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Ungleichheiten und Diskriminierungen zu lenken, die sie im Alltag erleben. Mit Hilfe von digitalen und sozialen Medien können sie Protest gegen solche Ungleichheiten mobilisieren. Digitale Medien verändern die Raumwahrnehmung und intensivieren die Kontrolle, der die Bewegungen queerer Migrant*innen unterworfen sind. Digitalisierung der Grenzen kann zur Immobilität von queeren Migrant*innen und Geflüchteten führen. Die Immobilität wiederum kann die Zeit verlangsamen. Auf der anderen Seite können digitale Medien das Gefühl hervorrufen, dass die Zeit plötzlich schneller geht. Die Bedeutung von digitalen Medien für die queere Migration sollte also stets in ihrer Ambivalenz verstanden werden.

24 Haili Li, Transnational togetherness through Rela: Chinese queer women's practices for maintaining ties with the homeland. International Journal of Cultural Studies, 23(5), (2020): 700.

Rassismus und Anti-Rassismus

Christopher Ewing

Die Geschichte der Queerness in Deutschland ist von Rassismus durchzogen. Sowohl Historiker*innen als auch diejenigen, die Rassismus am eigenen Leib erfuhrten, haben die Verflechtung von queerer Politik mit rassistischer Ausgrenzung seit dem Aufkommen queerer Bewegungen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gut dokumentiert. Die Frage ist also nicht, ob es Rassismus in queeren und trans* Bewegungen und Szenen gab, sondern vielmehr: was hat der Rassismus bewirkt? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir sehr genau betrachten, wie zentral Weißsein für die Konzeptualisierung von Queerness in Deutschland war und ist. So lassen sich die komplexen und widersprüchlichen Wege erklären, auf denen weiße, queere Deutsche sich in rassistisch-nationalistische Projekte einbringen konnten. Dabei spielt immer die Annahme eine Rolle, dass eine queere, deutsche Identität untrennbar mit Weißsein verbunden sei.¹

1 Hier beziehe ich mich auf die Kritik von Queers of Color, die die Ent-Rassifizierung von queeren Subjekten problematisieren. Marlon B. Ross, »Beyond the Closet as a Raceless Paradigm«, in *Black Queer Studies: A Critical Anthology*, Hg. E. Patrick Johnson und Mae G. Henderson (Durham, NC: Duke University Press, 2005): 161–89. Im Verlauf dieses Kapitels werde ich mich auch auf eine Reihe von Schlüsseltexten sowohl aus den Vereinigten Staaten als auch aus Europa im Bereich der kritischen Weißseinsforschung beziehen. Dazu gehören: Maisha Maureen Eggers, Grada Kilomba, Peggy Piesche, und Susan Arndt, Hg., *Mythen, Masken, Subjekte: Kritische Weißseinsforschung in Deutschland* (Münster: Unrast Verlag, 2005); Jin Haritaworn, Tamsila Tauqir und Esra Erdem, »Queer-Imperialismus: Eine Intervention in die Debatte über ›muslimische Homophobie‹«, in *re/visionen: Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*, Hg. Kien Nghi Ha, Nicola Lauré al Samarai, und Sheila Mysorekar (Münster: Unrast, 2007); Kevin Mumford, *Not Straight, Not White: Black Gay Men from the March on Washington to the AIDS Crisis* (Chapel Hill: The University of North Carolina Press, 2018). Für weiterführende Literatur vgl. Richard Delgado und Jean Stefancic, Hg., *Critical White Studies: Looking behind the Mirror* (Philadelphia:

Gleichzeitig müssen wir jedoch darauf achten, wie instabil das angenommene Weißsein queerer Identitäten war; oder wie es destabilisiert wurde. Dies geschah auf zwei Arten. Erstens wurden die sexuellen Kriterien für Zugehörigkeit, politische Partizipation und Staatsbürgerschaft – im Englischen spricht man von sexual citizenship – kontinuierlich neu verhandelt. Obwohl viele weiße, queere Aktivist*innen im Kampf um Anerkennung und Inklusion ins nationale Gemeinwesen bedeutende Erfolge errangen, wurde Queerness auch weiterhin gewaltsam aus dem Nationskörper ausgegrenzt. Zweitens konnten queere People of Color die Widersprüche des weißen Rassismus aufzeigen, Alternativen schaffen und gleichzeitig anti-rassistischen Positionen in der queeren Politik zu mehr Geltung verhelfen. Queere Geschichte in Deutschland und wohl auch im deutschsprachigen Europa des zwanzigsten Jahrhunderts wurde – grob zusammengefasst – von drei Dynamiken geprägt: 1) queere Subjekte wurden ent-rassifiziert, 2) queere Menschen wurden gewaltsam aus dem Nationskörper ausgegrenzt, und 3) allmählich entwickelten sich an manchen Orten Szenen und Gemeinschaften von queeren People of Color.

Dieser Beitrag betrachtet alle drei Stränge in ihren teils konfliktreichen Verflechtungen. Dabei gilt es darauf zu achten, dass sich dieses historische Nachzeichnen mitunter auf Identitätskategorien verlassen muss, die einschränken und nur bestimmte trans* und queere Subjektivitäten der Vergangenheit in den Blick bringen.² Im deutschsprachigen Kontext etablierten sich im späten 19. Jahrhundert, auch in den Emanzipationsbewegungen, ganz spezifische Taxonomien nicht-normativer Geschlechter und Sexualitäten.³ Auch die Kategorien der ›Rasse‹ stellen Historiker*innen vor große Herausforderungen. Rassistisches Wissen war nicht nur für koloniale Expansion und post-imperiale Machterhaltung, sondern auch für die Formation von queeren und trans* Subjektivitäten entscheidend.⁴

Im US-Kontext waren homosexuelle Identitäten eng in imperiale Strukturen verstrickt, und die Grenze zwischen homo und hetero korrespondierte

Temple University Press, 1997); Gloria Wekker, *White Innocence: Paradoxes of Colonialism and Race* (Durham: Duke University Press, 2016).

- 2 Katie Sutton, »Sexology's Photographic Turn: Visualizing Trans Identity in Interwar Germany«, *Journal of the History of Sexuality* 27, Nr. 3 (2018): 444–445.
- 3 Elizabeth Schoppelrei, *Speculative Formations: Queer and Trans Communities in the Long Twentieth Century*, Ph.D. Diss., Pennsylvania State University, 2023.
- 4 Laurie Marhoefer, »Was the Homosexual Made White? Race, Empire, and Analogy in Gay and Trans Thought in Twentieth-Century Germany«, *Gender & History* 31 Nr. 1 (2019): 93–94.

oder überkreuzte sich oft mit rassifizierten Differenzlinien.⁵ Manche behaupten, solche Einsichten ließen sich nicht auf Mitteleuropa übertragen. Dass hinter solcher Zurückhaltung oft eher reaktionäre Haltungen als wissenschaftliche Sorgfalt stecken, verdeutlicht der Umstand, dass andere deutschsprachige Wissenschaftler*innen und Aktivist*innen bereits seit Jahrzehnten erfolgreich Ansätze der Critical Race Theory verwenden.⁶ Dabei ist jedoch in zweierlei Hinsicht Vorsicht geboten. Erstens prägen Interaktionen zwischen transnationalen, nationalen und lokalen Prozessen die Verflechtung von ›Rasse‹ und Sexualität in Deutschland und anderswo. Zweitens gilt es, Kategorien und Selbstentwürfe sorgfältig zu historisieren, nicht nur mit Blick auf die institutionalisierte Wissensproduktion, sondern auch auf Kunst, Fotografie und Nachtleben. So entsteht ein multidimensionales Verständnis von queeren und trans* Vergangenheiten sowie davon, wie sie ineinanderfließen. Deswegen darf sich die Analyse nicht auf Institutionen, Politik und soziale Bewegungen beschränken, sie muss viel breiter ansetzen.⁷ Das ist eine große Herausforderung, und ich versuche nicht, sie in diesem kurzen Beitrag zu bewältigen. Vielmehr skizziere ich drei aufeinanderfolgende Momente queerer Politik seit 1945 und zeige dabei, wie zentral Vorstellungen von Rasse für die Gestaltung queerer und trans* Politik waren, auch wenn sich deren Kategorien mitunter dramatisch verschoben.

Die ›Rückkehr‹ des Rassismus nach 1945

Trotz der Zunahme an neueren Arbeiten zur queeren deutschen Geschichte, einschließlich der Nachkriegszeit, wissen wir immer noch auffallend wenig

5 Hiram Perez, *A Taste for Brown Bodies: Gay Modernity and Cosmopolitan Desire* (New York: New York University Press, 2015); Vgl. C. Riley Snorton, *Nobody Is Supposed to Know: Black Sexuality on the Down Low* (Minneapolis: University of Minnesota Press, 2014).

6 Vgl. Maureen Maisha Eggers, Mythen, Masken und Subjekte: kritische Weißseinsforschung in Deutschland (Münster: Unrast, 2005).

7 Zum Versuch, queere Geschichte zu schreiben, ohne queere Subjekte zu fixieren vgl. Jennifer V. Evans, *The Queer Art of History: Queer Kinship After Fascism* (Durham, NC: Duke University Press, 2023): 8. Zur Bedeutung des Nachtlebens in diesem Kontext vgl. madison moore, »DARK ROOM: Sleaze and the Queer Archive«, in *Contemporary Theatre Review* 31, Nr. 1–2 (2021): 191–196.

über die Erfahrungen von queeren und trans* People of Color.⁸ Die Welt der queeren Kneipen und Kabaretts, die in größeren Städten entstand, bot ihren Gästen die Möglichkeit, sich mit dem Werk der in Algerien geborenen Ramonita Vargas und der Schwarzen US-amerikanischen Künstlerin Josephine Baker zu beschäftigen, während an Bahnhöfen gleichgeschlechtliche Intimität ebenso stattfand wie Migration.⁹ Solche Orte wurden zunehmend wichtiger, als die Bundesrepublik 1955 bilaterale Verträge mit einer Reihe von Ländern zu unterzeichnen begann, um Bürger*innen der Vertragsstaaten befristete Arbeitsgenehmigungen zu erteilen. 1961 schloss die BRD einen Vertrag mit der Türkei. Zu Beginn des nächsten Jahrzehnts waren über eine Million türkische Staatsangehörige in die BRD eingewandert. Zweifellos waren einige dieser Neuankömmlinge queer. Sie begegneten sich wandelnden Formen von Gemeinschaft und rassistischer Ausgrenzung, während rassifizierte Ängste bezüglich der Migration im ganzen Land um sich griffen.¹⁰ Veröffentlichungen, Zeitschriften und sogar Fotografien aus den Jahren zwischen 1945 und 1970 weisen jedoch auf eine homophile Szene hin, die weiterhin an der Vorstellung ihres eigenen Weißseins festhielt. Diese Veröffentlichungen zeigen, wie das Begehen im homophilen Milieu der Nachkriegszeit entlang rassifizierter Differenzen konstruiert wurde. Das galt nicht nur für gleichgeschlechtlich begehrende Männer, auch Heterosexuelle sowie weiße, queere Frauen erotisierten rassifizierte Unterschiede bereitwillig. Es gehört zu den zentralen Paradoxien queerer Geschichte, dass die Re-Etablierung einer Szene für schwules Begehen nach der mörderischen nationalsozialistischen Verfolgung untrennbar mit der Sprache der Rassifizierung verknüpft war.

Mit Blick auf Rassismen in queeren Szenen lassen sich sowohl Kontinuität als auch Wandel ausmachen. Nachdem die Nazis den größten Teil der Subkultur zerstört hatten, hofften einige queere und trans* Deutsche auf die Möglichkeiten für Organisation und Gemeinschaftsbildung, die ihnen die Demokratie eröffnen würde. Auch die Rhetorik der Menschenrechte, insbesondere die Resolutionen der Vereinten Nationen zu Rassismus und Genozid, weckten Hoffnungen. Internationale Definitionen von Rassismus boten

⁸ Andrea Rottmann, *Queer Lives across the Wall: Desire and Danger in Divided Berlin, 1945–1970* (Toronto: University of Toronto Press, 2023): 5, 164.

⁹ Evans, *The Queer Art of History*, 44, 31.

¹⁰ Vgl. Lauren Stokes, *Fear of the Family: Guest Workers and Family Migration in the Federal Republic of Germany* (Oxford: Oxford University Press, 2022), 103–104.

Aktivist*innen und Verleger*innen nützliche Werkzeuge, um für die gesellschaftliche Integration der Homosexuellen als einer ›ähnlichen‹ Minderheit zu argumentieren.¹¹ Dadurch verstärkten sie jedoch überlappende Formen der Rassifizierung. Im Sinne eines vermeintlich nicht-rassistischen Liberalismus internationaler Prägung verglichen sich gleichgeschlechtlich begehrende Männer in Westdeutschland mit rassifizierten Gruppen wie Afroamerikaner*innen oder Schwarzen Südafrikaner*innen, um so überzeugender für die Entkriminalisierung von Sex zwischen Männern zu plädieren, der bis 1969 nach der Nazi-Fassung des § 175 bestraft wurde. Wie Laurie Marhoefer und Bradley Boovy erklären, implizieren solche Analogien eine weiße homophile Gemeinschaft und reproduzieren imperiales Wissen über ›Rasse‹.¹² Dieses »unhinterfragte Weißsein«, wie Jin Haritaworn, Tamsila Tauqir und Esra Erdem es nennen, dient dazu Queerness zu »ent-rassifizieren« und People of Color auszuschließen.¹³

Die Vorstellung von queeren Nachkriegsgemeinschaften als implizit weiß beeinflusste politische Forderungen ebenso wie die Artikulation von sexualem Begehrten. Bilder von Männern of Color zirkulierten in den wenigen Nachkriegsmagazinen, die existierten (und verschwanden), einschließlich Der Kreis, Die Insel/Der Weg, und später in den im liberaleren Dänemark veröffentlichten deutschsprachigen Magazinen wie Amigo. Sicherlich kann die erotische Darstellung rassischer Vielfalt dem Überbewerten von Weißsein entgegenlaufen, und Bilder sind kompliziert, nicht zuletzt aufgrund des Ineinanderfließens von Lust und Machtausübung.¹⁴ Die weißen Autoren benutzten jedoch die Sprache des rassifizierten Begehrrens. Sie stellten die körperlichen Merkmale Schwarzer Männer als besonders verlockend dar oder

¹¹ Andreas Pretzel, *Homosexuellenpolitik in der frühen Bundesrepublik* (Hamburg: Männer schwarm Verlag, 2010).

¹² Marhoefer, »Was the Homosexual Made White?«; Bradley Boovy, »Troubling Sameness«, *Women in German Yearbook* 32 (2016): 157.

¹³ Jin Haritaworn, Tamsila Tauqir, und Esra Erdem, »Queer-Imperialismus: Eine Intervention in die Debatte über ›muslimische Homophobie‹«, in *re/visionen: Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*, Hg. Kien Nghi Ha, Nicola Lauré al Samarai, und Sheila Mysorekar (Münster: Unrast, 2007); El-Tayeb, »Gays Who Cannot Properly Be Gay: Queer Muslims in the neoliberal European City«, *European Journal of Women's Studies*, 19, Nr.1, 79–95.

¹⁴ Jennifer Nash, *Black Bodies in Ecstasy: Reading Race, Reading Pornography* (Durham, NC: Duke University Press, 2014); zu ähnlichen Zügen in den Arbeiten von Herbert Tobias vgl. Evans, *The Queer Art of History*, Kapitel 2.

beschrieben die »heißblütige« Natur arabischer Männer, die deswegen bessere Liebhaber seien.¹⁵

Solche Ausdrücke verweisen auf die Langlebigkeit biologischer Rassevorstellungen, die die Kritik am NS-Gedankengut überdauerten. In einigen Fällen war der Einfluss des nationalsozialistischen Rassedenkens besonders explizit. 1958 veröffentlichten die Herausgeber von *Der Kreis* die Ergebnisse einer Leser-Umfrage, die zeigten, dass Bilder von rassifizierten Männern fast auf ebenso viel Interesse stießen wie Bilder von nackten und halbnackten Männern. Ein Leser aus Österreich schrieb jedoch, er sei von »germanisch bestimmtem Blutserbe«, und bezeichnete Männer of Color als »rassefremd«.¹⁶ Die Herausgeber der Zeitschrift zitierten den Brief in ihrem Kommentar und argumentierten dagegen, dass Bilder von Männern of Color zur Vielfalt beitragen. Trotz solcher Distanzierungen dominierten Spannungen zwischen nationalsozialistischen Ansichten und weißem, vermeintlich nicht-rassistischem Liberalismus nach 1945 die queeren Diskussionen über ›Rasse‹. Neben der expliziten Verleugnung von Rassismus spielten Exotisierungen weiterhin eine große Rolle. Dennoch schufen die Spannungen Risse, dank derer queere Menschen of Color beginnen konnten, die Widersprüche der rassistischen Ideologie aufzuzeigen.

Befreiung und ihre Grenzen nach 1970

Nach der Verbreitung der Befreiungsbewegungen in den frühen 1970er Jahren gewann der Aktivismus von queeren People of Color vor allem in feministischen und lesbisch-feministischen Räumen an Zugkraft. Bereits in den 1960er Jahren hatten weiße, westdeutsche Studierende die Rhetorik des US-amerikanischen Schwarzen Befreiungskampfes genutzt, um ihr politisches Ansehen zu steigern und um für ihre anti-imperialistischen und anderweitigen Anliegen zu werben.¹⁷ Studierende aus der sogenannten Dritten Welt, eine damals neu entstehende polit.-geografische Kategorie, drängten ihre weißen,

¹⁵ Christopher Ewing, »Color him Black: Erotic Representations and the Politics of Race in West German Homosexual Magazines, 1949–1974«, *Sexuality & Culture* 21 (2017): 393, 395.

¹⁶ »Das Ergebnis der Abonnentenumfrage für den Bilderteil unserer Zeitschrift«, *Der Kreis* 4 (1958), 16.

¹⁷ Priscilla Layne, *White Rebels in Black: German Appropriation of Black Popular Culture* (Ann Arbor, MI: University of Michigan Press, 2018).

westdeutschen Kommiliton*innen, die anti-koloniale Sache zu unterstützen.¹⁸ In sich verbreiternden transnationalen Kommunikationsnetzwerken drangen auch schwul-lesbische Aktivist*innen aus Argentinien und Brasilien in den 1970er Jahren auf die Solidarität ihrer westdeutschen Kolleg*innen.¹⁹ Tiffany Florvil hat dokumentiert, wie die afrodeutschen Aktivistinnen Ika Hügel-Marshall und Katharina Oguntoye innerhalb von studentischen und feministischen Szenen arbeiteten, um den Problemen von Rassismus und Homophobie mehr Aufmerksamkeit zu verschaffen. 1977 entstand die erste unabhängige Schwarze lesbische Gruppe in der Bundesrepublik.²⁰ Obwohl kurzlebig, war diese Gruppe Teil eines breiteren Netzes von Women of Color, die politische Forderungen stellten, indem sie die Sprachen des Feminismus der 1970er Jahre, des Antimperialismus und des Antirassismus für einen spezifisch westdeutschen Kontext nutzten und weiterentwickelten.

Diese Politiken waren eng mit linken Haltungen in einem breiteren Sinn verbunden. Weiße Studierende, Feministinnen und queere Aktivistinnen integrierten so verschiedene Strange linker Ideologie, wobei sie oft auch rassistizierte Unterschiede fetischisierten. Sie bewunderten Schwarze Befreiungskämpfe als besonders authentisch und wollten sich deren Kraft für ihre eigenen Anliegen aneignen.²¹ Die Bemühungen von queeren People of Color, die Ausweitung transnationaler Kommunikationsnetzwerke und die Bedeutung antirassistischer und antikolonialer Politiken in der westdeutschen Linken, so problematisch sie auch sein konnten, schienen reichlich Raum für ein breiteres Engagement queerer People of Color zu bieten. Das Gegenteil war jedoch der Fall.

Die Dominanz des Weißseins schränkte die Möglichkeiten für queere People of Color stark ein. Weiße schwule Aktivisten und lesbische Feministinnen nahmen sie nicht ernst und es fiel ihnen schwer, eine dauerhafte politische Bewegung zu etablieren. Ein flüchtiger Blick auf die schwulen Printmedien der 1970er Jahre zeigt, wie sehr sexuelle, auch emanzipatorische Begriffe

¹⁸ Vgl. Quinn Slobodian, *Foreign Front: Third World Politics in Sixties West Germany* (Durham: Duke University Press, 2012): 3.

¹⁹ »FLH-Argentinien«, 1975, Homo Heidelbergensis/NARCS Heidelberg/Schwule Politische Arbeitskreis, Bestände, Schwules Museum Berlin; Hans-Peter Reichelt, »Gegen brasilianische Presse- und Polizei-Willkür«, *him applaus*, März 1979, 6–7.

²⁰ Tiffany Florvil, *Mobilizing Black Germany: Afro-German Women and the Making of a Transnational Movement* (Urbana-Champaign: University of Illinois Press, 2020): 15, 18.

²¹ Moritz Ege, *Schwarz werden: Afroamerikanophilie* in den 1960er und 1970er Jahren (Bielefeld: transcript Verlag, 2007).

weiterhin von Vorstellungen rassifizierter Alterität bestimmt blieben. In zwei der beliebtesten und kommerziell erfolgreichsten schwulen Zeitschriften, die nach der teilweisen Entkriminalisierung von Sex zwischen Männern 1969 gegründet wurden, *du&ich* (ab 1969) und *him* (ab 1970) spielten People of Color kaum eine Rolle, allenfalls finden sich gelegentlich exotisierende Darstellungen. Es gab jedoch Ausnahmen. 1972 veröffentlichte *him* eine längere Reportage über Schwarze Deutsche und druckte auch mehrere Interviews ab. Die Interviewten sprachen über Erfahrungen der Exotisierung. Monika R. erklärte, dass ihr Erfolg als Model »eine Ausnahme« sei: »und fragen Sie bitte nicht, was vorher war«. Weiße Männer betrachteten Schwarze Frauen als »Freiwild«. Schwarze schwule, lesbische oder trans Personen wurden nicht interviewt, und der Autor des Stücks, Thomas Eckert, beschrieb Schwarze Deutsche allgemein als »eine schweigende Minderheit [...] über die kaum jemand etwas weiß«.²²

1978 veröffentlichte *du&ich* eine Geschichte über schwule Einwanderer, ebenfalls mit Interviews. Pedro I. aus Barcelona erzählte, dass er nie mehr als 20 DM von einem Kunden erhalten hatte, »Das ist aber nicht schlimm, denn ich schlafte nur mit Männern, die mir gefallen«, sagte er. Marco Pedrazzoli aus Rom erklärte: »[I]ch habe viele Freunde, aber die wollen alle nur mit mir schlafen«, was für ihn unbefriedigend sei, auch wenn er Sex »wichtig und schön« finde. Obwohl man die Diskriminierung südeuropäischer Männer nicht einfach als ausschließlich rassistisch abtun kann, interpretierten die Autoren des Stücks die Abneigung, der ihre Gesprächspartner begegneten, als »rassistisch«.²³ Sicherlich nutzten einige Männer of Color Kontaktanzeigen, um weiße Deutsche kennenzulernen. Dabei stießen sie jedoch vermutlich meist auf ein rassifizierendes und exotisierendes Begehren, das die Dominanz des Weißseins letztlich nur noch weiter festigte.²⁴

Wie Craig Griffiths zeigt, lassen sich kommerzielle schwule Zeitschriften nicht leicht von der Schwulen- bzw. Befreiungsbewegung trennen, auch wenn Herausgeber*innen und Beitragende dieser Bewegung oft kritisch oder

²² Thomas Eckert, »In meiner schwarzen Haut,« *him*, August 1972, 19f. Vgl. auch, in derselben Ausgabe, »Outsider Gastarbeiter«, *him*, August 1972, 24–26. Allerdings wurden in dieser Reportage keine Interviewten als queer identifiziert.

²³ Valentino Rhonheimer und Firenze Bauer, »Papagallos sind auch Menschen«, *du&ich*, November 1978, 11–12.

²⁴ »him kontaktete«, *him*, October 1970, 30; »him kontaktete«, *him*, December 1971, 38.

gar feindlich gegenüber standen.²⁵ Die Lockerheit mit der die Zeitschriften, die die Lust ihrer Leser*innen auf Sex und Skandale bedienten, rassistische Einstellungen reproduzierten, ist auf den ersten Blick unvereinbar mit den Idealen der Schwulenbefreiung und noch mehr mit der Kritik des lesbischen Feminismus an patriarchalen Machtstrukturen, in die auch schwule Männer verstrickt seien. Aber letztlich durchzogen rassistische Ausschlüsse auch die Bewegungen selbst. Laut Katherina Ogunteye wurde die 1977 gegründete Schwarze lesbische Gruppe »unter den Augen der Frauenbewegung auf sehr schmerzhafte Weise zerstört«.²⁶ Sevim Çelebi-Gottschlich, die aus dem Iran eingewandert und in der westdeutschen Frauenbewegung aktiv war, erinnerte sich daran, wie weiße, deutsche Frauen Migrantinnen instrumentalisierten und damit Solidarität unmöglich machten.²⁷ Die Privilegierung des Weißseins setzte dem antirassistischen Aktivismus weiterhin Grenzen, auch wenn queere People of Color neue Wege fanden, um sich zu organisieren.

Die Spannungen zwischen Antirassismus und weißer Abwehrhaltung erzeugten sowohl Einschränkungen als auch Möglichkeiten. Innerhalb lesbisch-feministischer Räume entstanden neue Formen des Aktivismus von queeren People of Color. Wie Ekpenyong Ani, Jasmin Eding, Maisha Eggers, Katja Kinder und Peggy Piesche erklären, organisierten Schwarze Lesben die afrodeutsche Frauenbewegung. 1984 lud Dagmar Schultz, eine weiße, deutsche und lesbische Wissenschaftlerin an der FU Berlin, die US-amerikanische Schwarze Feministin, Theoretikerin und Dichterin Audre Lorde als Gastprofessorin ein. Daraus ergab sich eine achtjährige Zusammenarbeit zwischen Lorde und afrodeutschen Frauen, aus der neue Selbstentwürfe und Bewegungen hervorgingen, die queere, feministische und antirassistische Ansätze ins Zentrum ihrer Politik und sozialen Praxis stellten. Obwohl einige über eine Organisation speziell für afrodeutsche Lesben nachdachten, wurde 1986 die Initiative Afro-Deutsche Frauen (ADEFRA) gegründet, die ein breites Spektrum afrodeutscher und Schwarzer diasporischer Positionen umfasste, aber eine queere Perspektive beibehielt. ADEFRA sowie die Initiative Schwarze Deutsche (ISD) entstanden neben anderen lesbischen und feministischen Organisationen, die strukturelle Rassismen innerhalb

25 Griffiths, *The Ambivalence of Gay Liberation*, 43–44.

26 Florvil, *Mobilizing Black Germany*, 18.

27 Sevim Çelebi, »Immigrantinnen in Frauenprojekten: Erfahrungen, Erwartungen, Realitäten«, *Wege zu Bündnissen: Dokumentation*, ed. May Ayim und Nivedita Prasad (Berlin: Freie Universität Berlin, 1992): 73.

und außerhalb der Frauenbewegung kritisierten. Verschiedene Aktivistinnen betonten, wie Hierarchisierungen nach ›Rasse‹, Klasse und Sexualität zum Gegenstand einer fruchtbaren politischen Auseinandersetzung werden konnten. Diese Arbeit reagierte auf den universalisierenden Impuls des früheren, von Weißen geführten Aktivismus, dessen Politik auf dem Postulat einer allen Frauen gemeinsamen Erfahrung beruhte.²⁸ Dagegen betonten Schwarze Lesben die Unterschiede zwischen Frauen. Sie entwickelten strukturelle Analysen von Rassismus und Sexismus und setzten auf Intimität, Solidarität sowie Unterstützung über Differenzlinien hinweg. Andere antirassistische Aktivist*innen schlossen sich ihnen an.²⁹ Der Schabbeskreis, gegründet 1984 von einer Gruppe jüdischer und nicht-jüdischer Frauen, queer und nicht, wandte sich gegen die Dominanz weißer, oft säkularer christlicher Perspektiven in der Frauenbewegung, stieß aber von Anfang an auf Abwehrhaltungen, laut Mitbegründerin Ben-Maria Baader.³⁰

1984 lässt sich als Wendepunkt verstehen. Neue Diskussionen über Rassismus und Antisemitismus entstanden in der Frauenbewegung. Die Erste Allgemeine Frauenkonferenz in Frankfurt a.M. war ein wichtiger Katalysator.³¹ Die folgenden Jahre waren geprägt von einer Ausweitung der Debatten und des Aktivismus sowie von Spannungen zwischen und innerhalb der verschiedenen Gruppen. Daraus entstanden jedoch neue Koalitionen, die die queere politische Auseinandersetzung mit Rassismus künftig prägen sollten.

-
- ²⁸ Christiane Leidinger, »Frühe Debatten um Rassismus und Antisemitismus in der (Frauen- und) Lesbenbewegung in den 1980er Jahren der BRD«, in *Beiträge zur Geschichte einiger pluralen Linken. Bd. 2: Theorien und Bewegungen nach 1968*, Hg. Marcel Bois und Bernd Hütter (Berlin: Rosa Luxemburg Stiftung, 2010).
- ²⁹ Ekpenyong Ani, Jasmin Eding, Maisha Eggers, Katja Kinder, und Peggy Piesche, »Transformationspotentiale, kreative Macht und Auseinandersetzungen mit einer kritischen Differenzperspektive«, in *In Bewegung bleiben. 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesben*, Hg. Gabriele Dennert, Christiane Leidinger und Franziska Rauchut (Berlin: Querverlag, 2007): 164, 166.
- ³⁰ Maria Baader, *untitled manuscript*, 3, Nachlass May Ayim, Box 2, Universitätsarchiv der Freien Universität Berlin.
- ³¹ Pia Marzell, »Sind wir uns so fremd?: Aufbrüche in der Rassismusdebatte der Frauenbewegung«, in *History | Sexuality | Law* March 8, 2021, <https://hsl.hypotheses.org/1608>

Das Ende des Homonationalismus? Faschismus des einundzwanzigsten Jahrhunderts

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts beschrieb Jasbir Puar das Aufkommen des Homonationalismus in der US-Politik. Homonationalismus vereinnahmt die Homosexualität, die hier als eine Art Abziehbild fungiert, als ein regulatives Skript, das die Ausgrenzung rassifizierter Anderer im Dienste nationalistischer Ziele legitimiert. Eine ganz bestimmte Gruppe von Homosexuellen wird quasi in die Nation integriert, um – pointiert formuliert – Migrant*innen, Muslim*innen und andere als vermeintlich durchgängig homofeindliche Gruppen ausschließen zu können.³² Beruhend auf ähnlichen Beziehungen von Klasse, Geschlecht und ›Rasse‹, entwickelten sich homonationalistische Strategien ab den 1990er Jahren auch in der deutschen queeren Politik.³³ In den 2010er Jahren vertraten dann alle im Bundestag vertretenen Parteien in gewissem Umfang auch Schwule und Lesben, und viele verstanden die wachsende Akzeptanz (einiger) queerer Menschen als Beweis für die sexuelle Fortschrittlichkeit Deutschlands. Repräsentationsansprüche sollten jedoch nicht mit substantiellem Engagement für die Rechte von LGBTQ Personen verwechselt werden. Obwohl die CDU Bundeskanzlerin Angela Merkel 2017 den Boden für eine letztlich erfolgreiche Abstimmung über die Ehe für alle bereitete, stimmten Merkel selbst und zwei Drittel der Unions-Abgeordneten dagegen. Wichtig ist, dass die (teilweise) Akzeptanz sexueller Vielfalt im gesamten politischen Spektrum mit der Behauptung einherging, dass der Islam deutsche queere Menschen bedrohe. Deswegen wurden einerseits Bildungsmaßnahmen und andererseits Immigrationsrestriktionen gefordert. Man

- 32 Jasbir Puar, *Terrorist Assemblages: Homonationalism in Queer Times* (Durham, NC: Duke University Press, 2002), 2.
- 33 Zülfukar Çetin, »Der Schwulenkiez. Homonationalismus und Dominanzgesellschaft,« in *Dominanzkultur reloaded: Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen*, Hg. Iman Attia, Swantje Köbsell und Nivedita Prasad (Bielefeld: Transcript-Verlag, 2015); zur Vorstellung von weißen trans* Personen als »unschuldige Andere« in homonationalistischen Formationen vgl. Jin Haritaworn, *Queer Lovers and Hateful Others: Regenerating Violent Times and Places* (London: Pluto Press, 2015), 109; vgl. ferner Koray Yılmaz-Günay and Salih Alexander Wolter, »Pink Washing Germany? Der deutsche Homonationalismus und die ›jüdische Karte,‹« in *Wer macht Demokratie: Kritische Migrationsforschung*, Hg. Duygu Gürsel, Zülfukar Çetin, und allmende e.V. (Münster: edition assemblage, 2013).

nutzte sexuelle Vielfalt, um Muslime als kulturell anders zu rassifizieren.³⁴ Allerdings ging diese homonationalistische Rechnung nicht durchgängig auf.

Seit den 1990er Jahren hat sich der Schwulenverband in Deutschland (SVD), 1999 umbenannt in Lesben- und Schwulenverband in Deutschland (LSVD), als führende LGBTQ Organisation etabliert. Von Anfang an offiziell unparteiisch, aber auf verschiedenerlei Weise den Grünen, der SPD und der FDP nahe stehend, verfolgte der Verband eine bürgerrechtliche Agenda, setzte sich ein für die Abschaffung des § 175, die gleichgeschlechtliche Ehe, ein Antidiskriminierungsgesetz und den Schutz vor Hassverbrechen. Der LSVD war damit weitgehend erfolgreich. Aktivist*innen und Beobachter*innen kritisierten ihn jedoch dafür, dass er Rassismus, Sexismus und Transphobie innerhalb queerer Szenen und der deutschen Gesellschaft nur selten thematisierte.³⁵ Gleichzeitig haben Vertreter*innen des LSVD und andere weiße schwule und lesbische Aktivist*innen und Politiker*innen implizit dazu beigetragen, dass muslimische ›Migrant*innen‹ zunehmend als homophobe ›Andere‹ gerahmt und rassifiziert wurden.³⁶

Einige könnten dem Begriff Homonationalismus zum ersten Mal begegnet sein, als die US-Theoretikerin Judith Butler 2010 auf dem Berliner Christopher Street Day den von den Organisator*innen verliehenen Civilcouragepreis öffentlich ablehnte. Butler warf den etablierten Teilen der deutschen LGBTQ Bewegung vor, dass sie nicht deutlich genug gegen rassistische und homonationalistische Strömungen vorgingen. Queere PoC Organisationen wie ReachOut, SUSPECT und NoHomonationalism hatten diese Kritik an weiß-dominierten queeren Gruppen schon lange vorher formuliert, weswegen Butler ihre Arbeit explizit anerkannte. Auch Gays and Lesbians aus der Türkei, LesMigraS (Lesbische Migrantinnen und Schwarze Lesben), IdentX und TransInterQueer hatten auf das Versagen des weiß-dominierten schwulen und lesbischen Aktivismus hingewiesen, der die Anliegen von trans* und queeren People of Color vernachlässigte.³⁷ Sie kritisierten zudem den okzidentalisti-

34 Haritaworn, *Queer Lovers and Hateful Others*, 100.

35 Heinz Jürgen Voß, »Queer and (Anti)Capitalism II«, in *The Queer Intersectional in Contemporary Germany: Essays on Racism, Capitalism, and Sexual Politics*, Hg. Christopher Sweetapple (Gießen: Psychosozial-Verlag, 2018): 121.

36 Zülfukar Çetin, »The Dynamics of Queer Politics and Gentrification in Berlin«, in Sweetapple, Hg., *The Queer Intersectional*, 149.

37 Zur Rede Butlers vgl. Laurie Marhoefer, »Homosexuality and Theories of Culture,« in *Was ist Homosexualität? Forschungsgeschichte, gesellschaftliche Entwicklungen und Perspektiven*, Hg. Jennifer V. Evans, Florian Mildenberger, Rudiger Lautmann und Jakob Pastöt-

schen sexuellen Exzessionalismus vieler weißer Aktivist*innen und betonten dessen gewalttätige, diskriminierende und exkludierende Implikationen.

Die Dinge werden jedoch komplizierter, wenn wir uns der zweiten Hälfte der 2010er Jahre zuwenden. Im Jahr 2017, nur wenige Monate nach der Einführung der gleichgeschlechtlichen Ehe, zog mit der Alternative für Deutschland (AfD) erstmals seit 1961 wieder eine Partei rechts von CDU/CSU in den Bundestag ein. Die AfD war erfolgreich mit giftiger ausländerfeindlicher bzw. rassistischer Rhetorik, schockierenden Behauptungen zur Irrelevanz der Nazi-Vergangenheit und Alice Weidel, einer weißen Lesbe, als einer ihrer beiden Spitzenkandidat*innen. Weidel und viele ihrer Kollegen behaupteten, die AfD könne deutsche Schwule und Lesben am besten vor der angeblichen Bedrohung durch den Islam schützen. Ihre Haltung zu den Rechten von Schwulen und Lesben war und ist jedoch ausgesprochen zweideutig.³⁸ Kontinuierlich verstärkte die AfD ihre Anti-LGBTQ-Rhetorik, hetzte gegen trans* Personen und schürte Ängste vor ›Frühsexualisierung‹, ›Gender-Propaganda‹ und der angeblichen Bedrohung ›unserer Kinder‹ durch queere und trans* Personen. Im Juni 2023 startete die AfD eine Plakatkampagne, die Drag Queens als kriminelle Raubtiere darstellte und damit an die jahrhundertlange Dämonisierung queerer Menschen als pädosexuellen Triebtätern anknüpfte.³⁹

Die Widersprüche in der AfD und darüber hinaus in der queeren Politik werfen drängende Fragen auf: Kann Homonationalismus funktionieren, ohne sich an den selbst-proklamierten sexuellen Exzessionalismus zu halten? Kann man ›den Anderen‹ Queerfeindlichkeit vorwerfen und gleichzeitig selbst queerfeindlich sein? Gabriele Dietze argumentiert überzeugend, dass Alice

ter, (Hamburg: Männer schwarm, 2014): 265–7; zur Gründung trans* und queer antirassistischer Organisationen in den 1990er Jahren vgl. Tanja Vogler, *Das politische Subjekt des queeren Aktivismus: Diskurs- und Akteurskonstellationen queerer Politiken im deutschsprachigen Raum* (Bielefeld: transcript Verlag, 2022): 89–90; zur Entwicklung von GLADT vgl. Jennifer Petzen, »Home or Homelike? Turkish Queers Manage Space in Berlin« *Space and Culture* 7, Nr. 1 (2004): 20–32; zu frühen queer-migrantischen Organisationsversuchen vgl. İpek İpekçioğlu, »Die erste Gruppe Lesben aus der Türkei, 1992–1995« in *In Bewegung bleiben*.

- 38 N.N., »Homophobie in der AfD ist Alice Weidel ›verhältnismäßig egal‹«, *queer.de*, 8. August 2022, https://www.queer.de/detail.php?article_id=42853, (Zugriff am 23. März 2024).
- 39 Vgl. Micha Schulze, »Volksverhetzung: Anzeige gegen AfD gestellt«, *queer.de*, 10. Juni 2023, https://www.queer.de/detail.php?article_id=45887, (Zugriff am 23. März 2024).

Weidel als lesbische Frau »die Choreografie von Opferpositionen« verkörpert, die es der AfD erlaubt, sich als Beschützer der weißen Deutschen vor muslimischer Aggression zu gerieren.⁴⁰

Dass die weiße, queere Opferrolle zugleich islamophobe und anti-queere Positionen legitimiert, offenbart einen weiteren Widerspruch. Der Homonationalismus ist in der deutschen Politik mittlerweile fest verankert und doch grundlegend instabil. Die Rechte übernahm homonationalistische Rhetoriken aus der Mitte des politischen Spektrums und nutzte sie, um ihre Gegner*innen zu diskreditieren. 2008 kritisierte der offen schwule bildungspolitische Sprecher der CDU-Fraktion im Abgeordnetenhaus von Berlin, Stefan (Sascha) Steuer, im Tagesspiegel den ebenfalls offen schwulen SPD-Bürgermeister Klaus Wowereit, weil seine Regierung nicht in der Lage sei, homophobe Gewalt durch Muslime zu bekämpfen. Steuer verwies auf vom LSVD gesammelte Daten, die anscheinend zeigten, dass junge Männer »türkischer Herkunft« stärker zur Homophobie neigten als ihre »deutschen« Altersgenossen.⁴¹ Ähnlich argumentierten 2014 die »Homosexuellen in der AfD«, als sie sich einerseits gegen von queeren, linksgerichteten Aktivist*innen erhobene, vermeintlich »überzogene Forderungen« wandten und erklärten: »Wir als bürgerliche Homosexuelle haben keine Lust mit einem Fundamentalisten oder Hassprediger über ein Frauenwahlrecht oder Strafen für Schwule zu diskutieren.«⁴² Von der Mitte bis zum rechtsradikalen Rand rechtfertigt der Homonationalismus Positionen, die den Interessen von Schwulen und Lesben mitunter radikal zuwiderlaufen.

-
- 40 Gabriele Dietze, *Sexueller Exzptionalismus: Überlegenheitsnarrative in Migrationsabwehr und Rechtspopulismus* (Bielefeld: transcript Verlag, 2019): 137; zur Zentralität dieses Widerspruchs für die AfD vgl. Patrick Wielowiejski, »Identitäre Schwule und bedrohliche Queers: Zum Verhältnis von Homonationalismus und Anti-/Genderismus im Nationalkonservatismus,« *Feministischen Studien* 18, Nr. 2 (2018): 347–356; zur rechtsextremen Mobilisierung gegen Geschlechterpolitik vgl. Christopher Fritzsch und Julianne Lang, »Die GegnerInnenchaft zur Ehe für alle: ein autoritär-regressives politisches Projekt?«, in *Antifeminismen: Krisen-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potential?*, Hg. Annette Henninger und Ursula Birsl (Bielefeld: transcript Verlag, 2020): 267.
- 41 Sascha Steuer, »Die Übergriffe machen uns Angst«, *Der Tagesspiegel*, 7. November 2008, <https://www.tagesspiegel.de/berlin/sascha-steuer-cdu-die-uebergriffe-machen-uns-angst/1365440.html> (Zugriff am 23. März 2024).
- 42 Alternative Homosexuelle, Facebook post, AHO, 8. Oktober 2014, <https://www.facebook.com/1490981311156762/posts/homosexuelle-in-der-afd-neu-aufgestellt-bei-der-mitgliederversammlung-am-04-oktober/1492179057703654/> (Zugriff am 23. März 2024).

Nun könnte man zwischen einem neuen, teilweise queer-freundlichen und einem alten, queer-feindlichen Nationalismus unterscheiden, aber letztlich sind die beiden eng miteinander verbunden.⁴³ Die Widersprüche in der Geschichte des Rassismus in der deutschen queeren Politik zeigen, dass es keine einfachen Antworten gibt. Stattdessen müssen wir uns heute mit Nationalismen auseinandersetzen, die queere Menschen als ent-rassifizierte Opfer akzeptieren und zugleich in reaktionärer Absicht quefeindliche Stimmungen mobilisieren. Zudem gilt es zu beleuchten, wie queere Menschen in der Vergangenheit in gewalttätige Formen des Rassismus und Nationalismus involviert waren, und wie manchen die Gewalt, die sie im Namen der ›Reinigung‹ der Nation queeren Menschen antaten, homerotische Lust bereitete. Wir fangen gerade erst an, diese Arbeit zu leisten.⁴⁴ Die Auseinandersetzung mit rassistischen Ausschlüssen und antirassistischen Bewegungen ermöglicht das Schreiben von Geschichten, die uns die Mittel an die Hand geben, die wir brauchen, um mit unserer gewalttätigen, aber keineswegs hoffnungslosen Gegenwart zu kämpfen.

43 Stefan Dudink, »Homosexuality, Race, and the Rhetoric of Nationalism«, *History of the Present* 1 no. 2 (2011): 260f.

44 Evans, *The Queer Art of History*, 12.

Symbole und Subjektivierung

Sébastien Tremblay

Beim Betreten des Museum of Modern Art in New York City können Besucher*innen, die ihren Blick beim Durchqueren des Foyers nach oben richten, sie nahe der Haupttreppe in ihrer ganzen Pracht wehen sehen: die ›Pride‹ Regenbogenfahne, ein bekanntes Symbol für viele Mitglieder der queeren Community. Das MoMa erwarb die Flagge 2015 über seine Designsammlung, nachdem das nordamerikanische Recycling-Logo und das @-Zeichen – beides Ikonen einer ökologischen und digitalen Wende – in die Sammlung aufgenommen worden waren. Auch wenn sie ihre Relevanz unterstreichen, sind die Museen nicht die einzigen Garanten für die Konservierung von Symbolen und deren Bedeutungen. Seit langem interessieren sich auch Wissenschaftler*innen für die diskursive Rolle, die visuelle Elemente spielen. Als wichtige Faktoren und Indikatoren des historischen Wandels haben sie diejenigen fasziniert, die sich mit Protestbewegungen, der Bildung von Kollektiven oder der globalen Verbreitung von Wissen in mehreren Sprachen befassen.¹ Dieser Beitrag konzentriert sich auf Symbole und ihre Rolle in der queeren Geschichtsschreibung. Er geht zunächst kurz darauf ein, auf welche Weise sich Historiker*innen für Symbole interessieren, gibt eine kurze Einführung in die Semio- logie und hebt den sogenannten pictorial turn in der Geschichtsschreibung hervor. Anschließend werden einige Symbole vorgestellt, die die queere deutsche Zeitgeschichte geprägt haben. Dann folgen Überlegungen zur Erschaf- fung des queeren Subjekts durch Bilder, wobei zwei dieser Symbole besonders hervorgehoben werden: der Rosa Winkel und die Labrys. Abschließend wird die Verwendung von Symbolen durch queere Aktivist*innen diskutiert, wo-

1 Für ein Beispiel für diese Art der Forschung in einem queeren Kontext: Gigi Otávalo-Hormillosa, »Metamorphic and Sensuous Brown Bodies«, *Latin American and Latinx Visual Culture* 1, Nr. 2 (2019): 58–73.

bei der Rosa Winkel als Ausgangspunkt der westdeutschen queeren Geschichte dient.

Symbole und Historiker*innen

Zwei theoretische Ansätze sind wichtig, um die Bedeutung von Symbolen für die Geschichtswissenschaft zu verstehen: die Semiolegie und der sogenannte pictorial turn. Die Semiolegie untersucht Zeichen und Symbole und wie diese Bedeutung schaffen. Der pictorial turn ist ein theoretischer Paradigmenwechsel, der im späten 20. Jahrhundert in der Geschichtswissenschaft und anderen Disziplinen aufkam und die historische Methodik stark veränderte. Er bezieht sich auf die Hinwendung der Wissenschaft zu visuellen Darstellungen, insbesondere zu Bildern und visueller Kultur, als wichtigen Quellen für das historische Verständnis.

Die Semiolegie prüft, wie Kommunikation durch verschiedene Zeichensysteme wie Sprache, Bilder, Gesten und Objekte erfolgt, und beschäftigt sich damit, wie sie funktionieren, wie sie interpretiert werden und wie sie zum Prozess der Bedeutungsgebung beitragen.² In ihrem Kern geht es der Semiolegie darum, dass Zeichen nicht willkürlich oder bedeutungslos sind, sondern vielmehr grundlegende Elemente der menschlichen Kommunikation und Erkenntnis, die aus zwei Komponenten bestehen: einem Signifikant und einem Signifikat. Der Signifikant bezieht sich auf die Form (Wort, Ton, Bild usw.). Zum Beispiel kann das Wort ‚Regenbogen‘ oder das Bild eines Regenbogens als Signifikant dienen. Das Signifikat bezieht sich auf das Konzept oder die Bedeutung, die mit dem Signifikant verbunden ist. Im Falle des Wortes ‚Regenbogen‘ beispielsweise ist das Signifikat die Vorstellung oder die mentale Repräsentation eines Regenbogens. Diese Beziehung zwischen Signifikant und Signifikat ist nicht starr oder universell, sondern wird durch soziokulturelle Faktoren und historische Kontexte bestimmt. Die Semiolegie erforscht daher, wie eine Fülle von Zeichen in verschiedenen Systemen wie Sprache, Li-

² Margrit Pernau und Luc Wodzicki, »Entanglements, Political Communication and Shared Temporal Layers«, *Cromohs* 21 (2018): 1–17. In einem queeren deutschen Kontext: Dominique Grisard, »Rosa: Zum Stellenwert der Farbe in der Schwulen- und Lesbenbewegung«, in *Rosa Radikale: Die Schwulenbewegung der 1970er Jahre*, hg. von Andreas Pretzel und Volker Weiß (Hamburg: Männer schwarm, 2012), 177–98.

teratur, Werbung, Film und Kunst verwendet wird.³ Sie analysiert, wie Zeichen in Codes organisiert sind und wie diese Codes unser Verständnis der Welt prägen. So bilden beispielsweise die grammatischen Regeln einer Sprache einen Code, der bestimmt, wie Wörter kombiniert werden, um eine Bedeutung zu vermitteln. Die Semioleogie betrachtet auch die Rolle der Interpret*innen oder Empfänger*innen dieser Zeichen. Sie erkennt an, dass die Bedeutung den Zeichen nicht inhärent ist, sondern durch Interpretation konstruiert wird. Auch in diesem Fall können verschiedene Personen oder Gruppen Zeichen aufgrund soziokultureller Faktoren und des historischen Kontextes unterschiedlich interpretieren. So kann sich der Regenbogen beispielsweise auf das Queersein oder auf den politischen Begriff der Vielfalt beziehen, eine Metonymie für queere Menschen im Allgemeinen sein oder einfach nur ein Wetterphänomen darstellen.

Der pictorial turn fand in den 1990er Jahren statt.⁴ Traditionell stützte sich die historische Forschung, auch die queere Geschichte, stark auf schriftliche Dokumente und Texte als Primärquellen für die Rekonstruktion der Vergangenheit. Mit der zunehmenden Verfügbarkeit von visuellem Material begannen Historiker*innen jedoch, die Bedeutung von Bildern als historischen Quellen anzuerkennen. Bilder können in der Tat Momente, Emotionen und visuelle Details einfangen, die textliche Beschreibungen nicht angemessen wiedergeben, und so wertvolle Hinweise für das Verständnis der visuellen Kultur einer bestimmten Zeit liefern.⁵ Dabei beeinflussen Bilder den Diskurs und tragen zur Konstruktion des historischen Gedächtnisses und zur Schaffung politischer Subjekte bei.⁶ Durch die Untersuchung der Produktion, Verbreitung und Rezeption von Bildern gewannen Historiker*innen ein tieferes Verständnis dafür, wie die visuelle Kultur zur Gestaltung des historischen Bewusstseins beiträgt.

-
- 3 Imke Rajamani, »Pictures, Emotions, Conceptual Change: Anger in Popular Hindi Cinema«, *Contributions to the History of Concepts* 7, Nr. 2 (2012): 52–77.
 - 4 W. J. T. Mitchell, *Image science: Iconology, Visual Culture, and Media Aesthetics* (Chicago, IL: University of Chicago Press, 2015); Gottfried Boehm, *Wie Bilder Sinn erzeugen: Die Macht des Zeigens* (Berlin: Berlin University Press, 2008).
 - 5 Gerhard Paul, »Das Mao-Porträt. Herrscherbild, Protestsymbol und Kunstikone«, *Contemporary History* 6, Nr. 1 (2009): 58–84.
 - 6 Jennifer V. Evans, »Seeing Subjectivity: Erotic Photography and the Optics of Desire«, *The American Historical Review* 118, Nr. 2 (1. April 2013): 430–62; Katie Sutton, »Sexology's Photographic Turn: Visualizing Trans Identity in Interwar Germany«, *Journal of the History of Sexuality* 27, Nr. 3 (2018): 442–79.

Symbole spielen auch in der Geschichte von Kollektiven eine entscheidende Rolle, da sie als mächtige Werkzeuge für Kommunikation, Identitätsbildung, Mobilisierung und Widerstand dienen. In der queeren deutschen Geschichte waren Bilder und Symbole wichtig, die den queeren Subjekten halfen, Räume der Zugehörigkeit zu erkennen sowie ein Kollektiv zu identifizieren und eventuell zu umgrenzen. Beim Sichten von Quellen aus der Schwulen- und Lesbenbewegung finden sich immer wieder solche Fälle, oft im Kontext einer Alltagsgeschichte. So berichtet zum Beispiel ein junger Mann namens Tommi 1987 in der Lesben- und Schwulenzeitschrift *Dorn Rosa* wie er auf der Autobahn im Bundesland Nordrhein-Westfalen fuhr und an einer Tankstelle anhielt. Während der kleinen Pause traf er zwei lesbische Frauen, die sich über seine Bekanntschaft freuten. Tommis Auto hatte mit seinem überlebensgroßen Rosa Winkel auf der Motorhaube ihre Aufmerksamkeit erregt. Anhand des rosafarbenen Symbols, das damals unter queeren Aktivist*innen sehr en vogue war, hatten die beiden Frauen ihn als Mitglied oder zumindest als Sympathisant einer schwulen und lesbischen Community erkannt. Nachdem sie einige Gedanken ausgetauscht hatten, schlossen sie sich gemeinsam einer Aktivist*innengruppe in der Landeshauptstadt Düsseldorf an.⁷

Eine Untersuchung von Symbolen ist aus verschiedenen Gründen von Bedeutung. Zunächst analysiert sie die visuelle Darstellung von Ideen, Werten und Zielen einer sozialen Bewegung. Symbole können auch Solidarität schaffen und zum Engagement motivieren, indem sie an gemeinsame Werte und Hoffnungen anknüpfen. Oder sie können negative Emotionen wie Angst und Wut schüren, die zur Mobilisierung beitragen.⁸ Indem sie kollektive Erinnerungen oder leidvolle Erfahrungen der Vergangenheit aufgreifen, können sie eine soziale Gruppe definieren und das Identitäts- und Gemeinschaftsgefühl fördern.⁹ Symbole können auch Botschaften vermitteln, die leicht zu verstehen sind, sodass die Bewegungen ihre Ideen einer breiteren Öffentlichkeit wirksam vermitteln können. Zweitens haben sie oft eine historische und kulturelle Bedeutung, die heutige Bewegungen mit vergangenen Kämpfen verbindet und

⁷ Tommi Scheer. »Was Nicht so alles geschehen kann... wenn man einen Rosa Winkel auf dem Auto kleben hat...« *Dorn Rosa: Zeitung der demokratischen Lesben- und Schwulen-Initiative*, Oktober (1987): 25.

⁸ Zum Beispiel im Fall von AIDS-Aktivismus: Avram Finkelstein, *After Silence: A History of AIDS Through its Images* (Oakland, CA: University of California Press, 2018): 46.

⁹ Marianne Hirsch, *The Generation of Postmemory: Writing and Visual Culture After the Holocaust* (New York, NY: Columbia University Press, 2012): 108.

ein Gefühl der Kontinuität stiftet. Gegenwärtige Bewegungen können Symbole aus früheren Bewegungen übernehmen oder anpassen sowie sich von historischen Ereignissen und Persönlichkeiten inspirieren lassen. Diese Verbindung zur Geschichte kann Bewegungen helfen, ein kollektives Gedächtnis zu berufen, Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen und ein Gefühl der Widerstandsfähigkeit und Entschlossenheit zu entwickeln.

Symbole und queere Geschichte

Visuelles Material spielte eine zentrale Rolle in vielen subkulturellen und gegenkulturellen Bewegungen der queeren Geschichte. Aktivist*innengruppen, Drag-Communities und queere Publikationen nutzten Symbole häufig als Mittel der Selbstdarstellung, des Widerstands und des Aufbaus von Gemeinschaften.¹⁰

Neben vielen anderen Symbolen scheinen der Rosa Winkel und die Regenbogenflagge die Community am stärksten durchdrungen zu haben. Letztere entstand in den späten 1970er Jahren in Nordamerika und war als Anerkennung der queeren Community gedacht, ein allumfassendes Symbol, eine Fahne, die die Kraft der Vielfalt und der Differenz verkünden sollte.¹¹ Der Rosa Winkel war ein Symbol, mit dem die nationalsozialistischen Machthabenden Männer kennzeichneten, die wegen ihrer Homosexualität (oder ihrer vermuteten Homosexualität) stigmatisiert und deportiert worden waren. In den 1970er Jahren griff die Schwulenbewegung in Westdeutschland ihn auf und reinterpretierte ihn als Symbol der Emanzipation.¹² Im Fall des Rosa Winkels ist es möglich, das Potenzial einer kollektiven negativen Vergangenheit, das heißt das Potenzial der Erinnerung an Leiden und Verfolgung hervorzuheben. Diese Erinnerung kann politisches Handeln motivieren oder ein Lernen aus

10 Jennifer Evans und Elissa Mailänder, »Cross-Dressing, Male Intimacy and the Violence of Transgression in Third Reich Photography«, in *German History* 39, Nr. 1 (23. Juni 2021): 54–77.

11 Michelle Millar Fischer and Paola Antonelli, »MoMA Acquires the Rainbow Flag«, MoMA.org. Museum of Modern Art, Zugriff am 26. September 2023, <https://www.moma.org/magazine/articles/909>.

12 Sébastien Tremblay, »Ich konnte ihren Schmerz körperlich spüren.« Die Historisierung der NS-Verfolgung und die Wiederaneignung des Rosa Winkels in der westdeutschen Schwulenbewegung der 1970er Jahre», *Invertito*, Nr. 21 (2019): 179–202.

der Geschichte ermöglichen. Queerer zeitgenössischer Protest und die Schönheit der queeren Freude wird dadurch kontextualisiert. Queere Freude in unserer Gegenwart, eine Freude, die die Vergangenheit überlebt hat, wird zelebriert, indem historische Brüche und Kontraste akzentuiert werden.

Der Rosa Winkel ist nicht nur ein Symbol, das mit der queeren Geschichte verbunden ist. Seine gegenwärtige internationale Resonanz und sein behaupteter Universalismus sind untrennbar mit seinen epistemologischen Grenzen verbunden. Ein Bericht der Vereinten Nationen aus den 1980er Jahren betrachtete den Rosa Winkel als »Adelsprädikat« (patent of nobility) für queere Aktivist*innen auf der ganzen Welt, wodurch alle queeren sozialen Bewegungen zwangsläufig in die euro-amerikanische Geschichte eingebunden wurden, der der Rosa Winkel entstammte.¹³ Im Bericht der UN hieß es weiter, dass alle queeren sozialen Bewegungen in der euro-amerikanischen Geschichte verankert seien, weil der Rosa Winkel international verwendet werde. Die Lektüre wichtiger queerer Symbole, wie hier des Rosa Winkels, ermöglicht es daher, Spannungen und Machtverschiebungen transnational zu untersuchen.

Andere Symbole wiesen stärker auf die Position von Frauen(-Lesben) innerhalb der queeren Community hin. Sie wurden verwendet, um die in der Gesellschaft vorhandenen patriarchalen Strukturen und Normen anzuprangern, die auch von schwulen Männern reproduziert wurden. Lesben trugen die Larys, die Doppelaxt der Amazonen – in der griechischen Mythologie eine Gruppe von Kriegerinnen – an Halsketten und auf Buttons als ermächtigendes Emblem für Unabhängigkeit und kriegerische Stärke.¹⁴ Auf diese Weise versuchten lesbische Aktivistinnen, die ›Normalität‹ patriarchaler Gesellschaften zu dekonstruieren, indem sie auf die Vergangenheit verwiesen, auch wenn es sich dabei um eine mythologische Vergangenheit handelte.¹⁵ Unter Verweis auf die Amazonen beanspruchten lesbische Feministinnen ein mögliches Leben ohne Männer, mit Frauen, im Kampf für Frauen, wie die Amazonen der griechischen

¹³ Um Auszüge aus dem Bericht zu lesen: Tremblay, *A Badge of Injury*, 172.

¹⁴ Beate Schappach, »Geballte Faust, Doppelaxt, rosa Winkel: Gruppenkonstituierende Symbole der Frauen-, Lesben- und Schwulenbewegung«, in *Linksalternative Milieus und Neue Soziale Bewegungen in den 1970er Jahren*, hg. von Cordia Baumann, Sebastian Gehrig, und Nicolas Büchse (Heidelberg: Universitätsverlag Heidelberg, 2011): 259–83.

¹⁵ Rachel E. Poulsen, »Amazons«, in *Reader's Guide to Lesbian and Gay Studies*, hg. von Timothy F. Murphy (Chicago; London: Fitzroy Dearborn Publishers, 2000), 43.

Mythologie.¹⁶ Wie immer sind Symbole in historische Kontexte eingebettet, da sie für verschiedene Individuen und Gruppen unterschiedliche Bedeutungen und Interpretationen haben können. Während viele lesbische Frauen die Labrys als Symbol der Ermächtigung annahmen, verwendeten sogenannte ›trans-exclusionary radical feminists‹¹⁷ sie auch, um eine angeblich ›echte‹ Erfahrung des Frauseins zu markieren und sich von trans* Weiblichkeit abzugrenzen. So reproduzieren sie Binaritäten und biologischen Essentialismus.¹⁸ Ein Symbol der Einheit wird in Ausgrenzungen eingebettet. Die Doppelaxt ist aber nicht nur mit der queeren Geschichte verbunden. Die Labrys wurde auch von einigen faschistischen Regimen verwendet, vor allem in Vichy-Frankreich,¹⁹ wo sie nichts mit lesbischem Feminismus zu tun hatte.

Beispiel: Der Rosa Winkel in der BRD

Betrachtet man die Erinnerungskämpfe innerhalb queerer Organisationen und untersucht den Nationalsozialismus im queeren kulturellen Gedächtnis, so kann man sehen, wie der Rosa Winkel als Symbol auch Spannungen innerhalb der Schwulen- und der Lesbenbewegung verschärft hat. Im Zentrum dieser Geschichte stehen die Kategorien der nationalsozialistischen Täter*innen, die das Symbol etabliert haben. Diese Kategorien geistern auch durch die Gegenwart und die Verwendung des Rosa Winkels im dritten Drittel des 20. Jahrhunderts, nachdem westdeutsche Aktivisten der Schwulenbewegung ihn wiederbelebt hatten. Dabei geht es einerseits darum, wie queere Geschichte in die offizielle nationale Erinnerungspolitik der BRD integriert wurde, und andererseits darum, wie bestimmte queere Erfahrungen aus der Zeit des Nationalsozialismus auch innerhalb des Schwulen- und der Lesbenbewegung aus dem queeren Gedächtnis ausgegrenzt wurden.

- 16 Rebecca Jennings, »Creating Feminist Culture: Australian Rural Lesbian-Separatist Communities in the 1970s and 1980s«, *Journal of Women's History* 30, Nr. 2 (2018): 88–111.
- 17 Oder TERF, Feministische Aktivist*innen oder Organisationen, die Transfrauen aus dem Kampf für Frauenrechte oder aus Frauerräumen ausschließen wollen.
- 18 Die lesbische Fraktion (lesbian caucus) der Women's Declaration International US, eine bekannte TERF-Organisation, verwendet das Symbol zum Beispiel in ihrem Logo.
- 19 Die Francisque (eine Labrys) war das Symbol der Partei von Philippe Pétain, dem Oberhaupt von Vichy-Frankreich. Sie wurde auch als Medaille – L'ordre de la Francisque gallique – verwendet.

In den 1970er Jahren griffen schwule Männer den Rosa Winkel vor allem aus zwei Gründen wieder auf. Erstens entdeckten sie die Verfolgung von Männern wieder, die während des Nationalsozialismus wegen Homosexualität unter dem Paragrafen 175 StGB verfolgt wurden. Die nationalsozialistische Version dieses Paragrafen verschwand erst 1969 aus dem bundesdeutschen Strafgesetzbuch. Er war seit 1871 Bestandteil des Strafrechts und wurde 1935 von den nationalsozialistischen Machthabenden verschärft. Indem sie den Rosa Winkel als Symbol für ihre Bewegung benutzten, wiesen schwule Aktivisten auf gesetzliche Kontinuitäten hin und legitimierten ihren Kampf dadurch, dass sie Homophobie mit der nationalsozialistischen Diktatur in Verbindung brachten.²⁰ Zweitens markierten sie sich selbst, indem sie das Zeichen, mit dem das NS-Regime Männer gebrandmarkt und stigmatisiert hatte, in seiner Bedeutung umkehrten und mit genau diesem Symbol im öffentlichen Raum Platz beanspruchten und ihre Queerness (hier in Form von »Schwulsein«) auf emanzipatorische Weise bekräftigten. Der Rosa Winkel, ein Symbol für Gewalt und Diskriminierung, wurde zu einem Symbol der Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit und zu einem Symbol der schwulen Emanzipation. Indem schwule Männer den Rosa Winkel in zahllosen schwulen Zeitschriften und auf Flugblättern lasen, auf Plakaten sahen und an ihrer Kleidung befestigten, wurde er zu einem Zeichen für das »Schwulsein«, für die Zugehörigkeit zu einem queeren Kollektiv namens Schwulenbewegung.²¹ Damit historisierten sie nicht nur ihr Kollektiv und verbanden es mit der nationalen Geschichte, sondern bestätigten sich auch als schwule Subjekte, die durch das Symbol miteinander verbunden waren. Durch die Verwendung des Rosa Winkels und die Begegnungen mit ihm wurden verschiedene Erfahrungen von Queerness unter dem Dach der Schwulenbewegung vereint. Das Symbol hatte nicht nur einen historischen Wert, sondern auch eine historische Wirkung.

Überraschenderweise wird der Rosa Winkel trotz seiner Bedeutung für die Queere Geschichte erst seit Kurzem erforscht. Zunächst wurde seine Verwendung im queeren Aktivismus kritisiert. In den späten 1990er Jahren verurteilten wissenschaftliche Abhandlungen den Gebrauch des Symbols

²⁰ Carolyn Dinshaw, »Touching on the Past«, in *The Boswell Thesis: Essays for the Twenty-Fifth Anniversary of John Boswell's Christianity, Social Tolerance, and Homosexuality*, Hg. von Matthew Kuefler (Chicago, IL: University of Chicago Press, 2006): 57–73.

²¹ Tremblay, *A Badge of Injury*, 32.

sogar in moralischer und ethischer Hinsicht.²² Der Rosa Winkel schien eine Anomalie zu sein, die eine angemessene historische Untersuchung nicht verdiente. Es gab jedoch einige Ausnahmen, wie Michael Holy, der akribisch Dokumente der Schwulenbewegung der 1970er Jahre archivierte und auch über den Rosa Winkel reflektierte.²³ Zu Beginn des Jahrtausends begann Erik N. Jensen, die Bedeutung des Symbols seit seiner Wiederbelebung zu untersuchen, und ebnete damit den Weg für neue Forschungen, die sich mit seiner nationalen und transnationalen Geschichte beschäftigen.²⁴ Jake Newsome war einer derjenigen, die sich auf den Akt der Wiedereinführung konzentrierten, auf die Bedeutung der nationalsozialistischen Verfolgungen für das queere Gedächtnis und die Rolle, die das Symbol dabei spielte.²⁵ Andere konzentrierten sich mehr auf den Rosa Winkel selbst als einen visuellen Faktor des historischen Wandels in der queeren Geschichte.²⁶

Um den rosa Winkel haben sich zuletzt auch historiografische Konflikte entwickelt. Als Symbol der Unterdrückung schwuler Männer überdeckte er die Situation lesbischer Frauen während des Nationalsozialismus. Das Gros der Forschung zum Leiden von queeren Frauen im Nationalsozialismus argumentiert jenseits fester Identitäten und zeigt, wie neue queere Methoden ein beseres Verständnis der Machtstrukturen im Nationalsozialismus jenseits offizieller Opferkategorien ermöglichen.²⁷ Indem sie queeres männliches Leiden in den Mittelpunkt gestellt und die Erinnerung daran durch die Wiederaneignung eines von den Täter*innen geschaffenen Symbols legitimiert haben, sehen sich queere Männer der Schwulenbewegung nun mit der langsamen Ero-

-
- 22 R. Almy Elman, »Triangles and Tribulations«, *Journal of Homosexuality* 30, Nr. 3 (1996): 1–11.
- 23 Michael Holy, »Der entliehene rosa Winkel«, in *Der Frankfurter Engel, Mahnmal Homosexuellenverfolgung: Ein Lesebuch*, hg. von Initiative Mahnmal Homosexuellenverfolgung (Frankfurt a.M.: Eichborn, 1997): 74–87.
- 24 Erik N. Jensen, »The Pink Triangle and Political Consciousness: Gays, Lesbians, and the Memory of Nazi Persecution«, in *Journal of the History of Sexuality* 11, Nr. 1 (2002): 319–49.
- 25 Jake W. Newsome, *Pink Triangle Legacies. Coming Out in the Shadow of the Holocaust* (Ithaca, NY: Cornell University Press, 2022).
- 26 Tremblay, *A Badge of Injury*.
- 27 Laurie Marhoefer, »Lesbianism, Transvestitism, and the Nazi State: A Microhistory of a Gestapo Investigation, 1939–1943«, in *The American Historical Review* 121, Nr. 4 (2016): 1167–95; Anna Häjková, *Menschen ohne Geschichte sind Staub: Homophobie und Holocaust*, (Göttingen: Wallstein Verlag, 2021); Samuel Clowes Hunke, »Heterogeneous Persecution: Lesbianism and the Nazi State«, *Central European History* 54 (2021): 297–325;

sion dieser Opferkategorien konfrontiert. Jüngste Debatten über Solidarität und Konflikte zwischen Opfergruppen haben gezeigt, wie Opferorganisationen selbst die Behauptung fester Opferkategorien anfechten.²⁸ Dennoch ist der Rosa Winkel inzwischen Teil der queeren kulturellen Erinnerung an den Nationalsozialismus geworden. Durch die jahrzehntelange Fokussierung auf dieses Symbol haben queere männliche Aktivisten die Opferrolle und das historische Unrecht mit einem Gefühl der Zugehörigkeit verbunden.²⁹ Mit anderen Worten: Die Verwendung des Rosa Winkels in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat semantisch Kategorien von Opferschaft indirekt fixiert. In Ermangelung eines Rosa Winkels werden die Befürworter*innen der Erinnerung an andere queere Opfer der Nazis beschuldigt, die Vergangenheit für zeitgenössische Zwecke zu instrumentalisieren. Da das männliche queere Subjekt untrennbar mit Kategorien der Vergangenheit verbunden war, verstärkte es diese Kategorien in der Gegenwart. Da Frauen in Deutschland nicht rechtlich nach § 175 RStGB verfolgt wurden, wurde ihnen der prägende Aspekt des kollektiven Gedächtnisses vorenthalten. Unglücklicherweise schränkte eine Erinnerungspolitik, die sich auf Aspekte des Strafgesetzbuchs der Vergangenheit stützte, daher die Möglichkeit ein, Opferschaft jenseits der von Täter*innen in der Vergangenheit geschaffenen Opferkategorien zu beleuchten. Eine Analyse von Symbolen als historischen visuellen Konzepten ermöglicht aber eine Geschichtsschreibung, die sowohl Sichtbarkeit als auch Unsichtbarkeit in der queeren Erinnerungspolitik hervorhebt, in diesem Fall die Unsichtbarmachung des lesbischen Leidens.

Der Schwarze Winkel, der historisch mit dem Rosa Winkel verbunden und im kollektiven Gedächtnis verankert ist, wurde im dritten Drittel des 20. Jahrhunderts auch zu einem prominenten Symbol für das Lesbe-Sein. Der Fokus auf den Rosa Winkel schärfte zwar das Bewusstsein für die Verfolgung der Männer in der NS-Zeit, ließ aber die gleichzeitige Unterdrückung queerer Frauen in den Hintergrund treten. Im Laufe der Zeit wurde der Schwarze Winkel, der zuvor zur Kennzeichnung verschiedener, von den Nazis als »Asoziale« diffamierten Personen, darunter auch lesbischen Frauen, verwendet worden war, weithin mit der Verfolgung von Lesben in Verbindung gebracht.

²⁸ Manuela Bauche u.a., »From Opferkonkurrenz to Solidarity: A Round Table«, in *Bulletin of the German Historical Institute London* 44, Nr. 2 – Special Issue Memory Culture 2.0: From Opferkonkurrenz to Solidarity (2022): 32–85.

²⁹ Craig Griffiths, *The Ambivalence of Gay Liberation: Male Homosexual Politics in 1970s West Germany* (Oxford: Oxford University Press, 2021): 128.

Auch lesbische Aktivistinnen historisierten ihre Bewegung mit Bezug auf die NS-Vergangenheit. Das Problem blieb jedoch, dass das nationalsozialistische Regime den Schwarzen Winkel nicht dazu benutzte, queere Frauen in den Lagern systematisch zu brandmarken, und dass queere Frauen sich nicht auf eine eindeutige rechtliche Kategorie bezogen, sondern auf strukturelle Unterdrückung. Deswegen werden queere Frauen heutzutage beschuldigt, die Vergangenheit zu instrumentalisieren. Als die Erzählungen über die Verfolgung von nach § 175 StGB deportierten Männern unter dem Naziregime ins Zentrum der homosexuellen Erinnerungspolitik rückten, intervenierten lesbische Aktivistinnen in ihrem Streben nach Sichtbarkeit und Gerechtigkeit. Einige plädierten nicht nur für die Anerkennung der Verfolgung von queeren Frauen, sondern nahmen auch den Rosa Winkel als mögliches Symbol für lesbische Identitäten auf. Auf Fotos von queerer Demonstrationen sind Frauen zu sehen, die dieses Symbol wie ihre männlichen Mit-Demonstranten schwenken. Das bedeutet, dass queere Frauen das queere weibliche Subjekt auch im Rahmen der schwulen Erinnerungskultur geschaffen haben, indem sie eine lesbische Politik in die schwule Symbolik integrierten. Auf diese Weise haben sie die vorherrschenden schwulen Narrative durchbrochen, indem sie die Einbeziehung der lesbischen Erinnerung und die Anerkennung eines lesbischen Leidens in der Erinnerung an den Nationalsozialismus forderten. Sie verschmolzen jedoch auch lesbische Erzählungen zu einer umfassenden homosexuellen Erzählung über die Epoche, indem sie die Spezifität der lesbischen Geschichte im Nationalsozialismus ausblendeten und die lesbische Identität mit einer breiteren schwulen Geschichte zusammenfassten. Mit anderen Worten: Durch die Integration der queeren Erinnerung in das offizielle nationale Gedächtnis der BRD war der Rosa Winkel ein Symbol der Inklusion und des Zusammenhalts. Indem er das queere Subjekt früheren Kategorien entsprechend definierte, die bereits ausgrenzend waren, wurde der Rosa Winkel gleichzeitig zu einem Symbol der Ausgrenzung. Ausgehend vom Rosa Winkel können Wissenschaftler*innen nicht nur die Entstehung des queeren Subjekts und die Bedeutung der Erinnerungskultur für die queere Geschichte untersuchen, sondern auch nuancierte Debatten über Zugehörigkeit in queeren Kollektiven führen.

Unsichtbarkeit lesbischer Liebe im deutschsprachigen Raum seit 1945

Kirsten Plötz und Corinne Rufli

Lesbische Unsichtbarkeit ist verschränkt mit medial und wissenschaftlich vermittelten Frauenbildern, mit politischen, rechtlichen und ökonomischen Geschlechterverhältnissen. Lesbische Geschichte ist also kein isolierter Gegenstand, sondern hängt mit zahlreichen Ungleichheitsverhältnissen zusammen. Lesbisches Leben war lange kaum sichtbar und ist noch weitgehend unerforscht, die Legitimität des Forschungsfeldes muss immer wieder verteidigt werden. Der vorliegende Text eröffnet ein Panorama auf verschiedene gesellschaftliche Bereiche, in denen lesbische Unsichtbarkeit hergestellt wurde und/oder sich auswirkte. Er stellt ein Verständnis von Lesbisch-Sein zur Diskussion, das nicht auf Identitäten abzielt, sondern auf Lebensweisen. Mehr Sichtbarkeit muss nicht unbedingt mehr Freiheit bedeuten: Auch in der gesellschaftlichen Unsichtbarkeit existierte lesbisches Leben in verschiedenen Formen.

Überwiegend ignoriert in Politik- und Medienöffentlichkeit

Anders als Begehrungen unter Männern wurde lesbische Liebe in den öffentlichen Sphären von Politik und Medien bis weit in die 1990er Jahre weitgehend ignoriert.¹ Ob in Regierungserklärungen oder Meldungen der Presse: lesbisches Leben kam in diesen Öffentlichkeiten kaum vor. Auch medienträchtige Skandale um Begehrungen unter Frauen sind bis in die 1970er Jahre nicht zu verzeichnen. In Westdeutschland, der Schweiz und Österreich lag das unter anderem

¹ Vgl. Kirsten Plötz, »... in ständiger Angst ...«. Eine historische Studie über rechtliche Folgen einer Scheidung für Mütter mit lesbischen Beziehungen und ihre Kinder in Westdeutschland unter besonderer Berücksichtigung von Rheinland-Pfalz (1946–2000), 2021.

daran, dass Frauen auf das als privat geltende Lebensziel der Ehe und Mutter- schaft festgelegt wurden und kaum offizielle Machtpositionen besetzten. An- ders als Männer konnten sie soziale Anerkennung kaum über eine Erwerbsar- beit erlangen.²

Während »die Frau« als Ehefrau und Mutter bis weit in die 1960er Jahre ge- redezu geschwäztig erörtert wurde, blieb es um lesbisches Leben überwiegend still. Es war damit als Möglichkeit weitgehend unsichtbar und folglich für die »Sittlichkeit« und die politisch gewollte Geschlechterordnung weniger gefähr- lich. »Sittlichkeit« meint in diesem Zusammenhang die Norm, dass Sexualität ausschließlich innerhalb einer Ehe stattfinden durfte.³

»Die Frau« wurde, wie auch »die Familie« oftmals eindimensional gedacht. Die bundesdeutsche Politik mit ihrem Familienrecht wie auch dem Grundge- setz sowie etliche Medien ignorierten Familien, die aus Frauen(paaren) und ihren Kindern bestanden.⁴ Solche Frauenfamilien oder Mütterfamilien wa- ren, nicht zuletzt durch die Frauenmehrheit wegen des Weltkriegs, ab Mitte der 1940er Jahre weit verbreitet. In der auflagenstarken Zeitschrift Constanze wurde 1948 erfolglos gefordert, Frauenfamilien ausdrücklich in den Schutz des Grundgesetzes einzubeziehen. In den Protokollen des Parlamentarischen Rates hinterließ das keine Spuren.⁵

Selbst wenn lesbisches Begehrten offensichtlich war, wie z.B. in der Neuver- filmung von Mädchen in Uniform (1958), wurde es teils umgedeutet, teils ver- schwiegen. Der Film wurde als pubertäre Pensionatsromanze abgetan, die vor allem von autoritärer Erziehung handelte; die Liebeserklärung einer Schülerin an die Lehrerin wurde kaum besprochen. Gleichgeschlechtliche »Schwärme- reien« von Mädchen wurden oft als Entwicklungsphase hin zum Eigentlichen, der Ehe, gedeutet.

Vieles ist erst in Ansätzen erforscht, wie die Frage, in welchem Maße Län- der und Staaten Maßnahmen trafen, durch die positive Darstellungen lesbi-

2 Vgl. Kirsten Plötz, *Als fehle die bessere Hälfte. >Alleinstehende< Frauen in der frühen BRD 1949–1969* (Königstein i. Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2005); Iris von Roten, *Frauen im Laufgitter: Offene Worte zur Stellung der Frau* (Zürich, Dortmund: eFeF1991 [1958]).

3 Vgl. zu Sittlichkeit: Sybille Steinbacher, *Wie der Sex nach Deutschland kam. Der Kampf um Sittlichkeit und Anstand in der frühen Bundesrepublik* (München: Siedler, 2011).

4 Vgl. Robert G. Moeller, *Geschützte Mütter. Frauen und Familien in der westdeutschen Nach- kriegspolitik*. (München: dtv, 1997 [Berkeley 1993]): 110, 122, 126f.

5 Vgl. Kirsten Plötz, »... eine der massivsten Bedrohungen. Westdeutsches Ehe- und Familien- recht vs. lesbische Liebe, 1946–2000« in *Invertito* 23 (2022): 116–145. Siehe auch Beitrag von Katja Patzel-Mattern und Elena Mayeres in diesem Band.

scher Liebe nur sehr eingeschränkt verfügbar waren. Für die Bundesrepublik sind das Gesetz gegen »Schmutz und Schund« oder Indizierungen der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften zu nennen. Viele Zeitzeug*innen können sich nicht an öffentliche Erwähnungen lesbischen Lebens vor den 1970er Jahren erinnern.⁶ Es ist nicht abzuschätzen, wie viele Frauen infolge des Eindrucks, ein Leben mit einer Partnerin sei undenkbar und sie stünden mit entsprechenden Sehnsüchten alleine, eine Ehe eingingen.

1973 wurden erste Dokumentationen im bundesdeutschen Fernsehen ausgestrahlt, Jahre nach den ersten Dokumentationen über männliche Homosexualität.⁷ Die umfassende Ignoranz endete 1974, als die Boulevardpresse, einige seriöse Medien und auch das Gericht im norddeutschen Itzehoe einen Mordprozess gegen ein Frauenpaar zu einem Prozess gegen lesbische Liebe umfunktionierten. Medien, allen voran die Boulevardpresse, warnten nun vor gefährlichen Lesben. Dagegen protestierten einige Gruppen der Frauenbewegung, und es formierte sich eine Lesbenbewegung an vielen zusätzlichen Orten.⁸ Die Bewegungen wiesen abwertende Äußerungen zurück und wollten das Schweigen über reale Anliegen und Lebensweisen lesbisch liebender Frauen brechen. Wenig später erschienen feministische Bestseller, in denen Zwangsheterosexualität und Unterdrückung angeklagt wurden.⁹

6 Vgl. Kirsten Plötz, »... in ständiger Angst ...«. Sowie: Corinne Rufli, *Seit dieser Nacht war ich wie verzaubert. Frauenliebende Frauen über siebzig erzählen* (Baden: hier und jetzt, 2015).

7 Im ZDF lief 1973 »Zärtlichkeit und Rebellion«, ARD zeigte 1974 den Fernsehfilm »Und wir nehmen uns unser Recht! Lesbierinnen in Deutschland«. Siehe auch: Elke Amberg, *Schön! Stark! Frei! Wie Lesben in der Presse (nicht) dargestellt werden* (Sulzbach/Taunus: Helmer, 2011). In der Schweiz hatte die Sendung »Teareena« 1978 über Homosexualität vor Augen geführt, wie lesbische Aktivistinnen unsichtbar gemacht werden. Siehe: http://l-wiki.ch/Teareena_Homosexualit%C3%A4t (Zugriff am 18. Dezember 2023). Eine bahnbrechende Dokumentation über männliche Homosexualität sendete die ARD 1965. Vgl. Mario Kramp/Martin Sölle, § 175 – Restauration und Reform in der Bundesrepublik in: Kristof Balser et al. (Hg.): »Himmel und Hölle. Das Leben der Kölner Homosexuellen 1945–1969« (Köln o.J. [1994]): 124–154, hier 143–145.

8 Vgl. Gabriele Dennert, Christiane Leidinger und Franziska Rauchut, *Lesben in Wut* in: Gabriele Dennert, Christiane Leidinger und Franziska Rauchut (Hg.), *In Bewegung bleiben: 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesben*. (Berlin: Quer, 2007): 31–61.

9 Wie z.B. Alice Schwarzer, *Der kleine Unterschied und seine großen Folgen* (Frankfurt a.M.: S. Fischer); und später: Adrienne Rich, Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz in *Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Audre Lorde und Adrienne Rich*, herausgegeben von Dagmar Schultz (Berlin: Orlanda, 1983): 138–168.

Ab den 1990er Jahren tauchten vereinzelt Figuren mit erkennbar lesbischem Begehr in TV- und Popkultur auf wie Hella von Sinnen.

Schlecht sichtbar im Strafrecht

Während das Begehen unter Männern in Deutschland unter Strafe stand, stand das Begehen unter Frauen in Deutschland und in der Schweiz nicht als solches unter Strafe. Frauen hatten wesentlich weniger Möglichkeiten als Männer, ihr Leben nach den eigenen Wünschen einzurichten; ihr Platz war durch Ehegesetze bis 1975 (Österreich), 1977 (BRD) bzw. 1988 (Schweiz) ausdrücklich der einer dienenden Gehilfin des Ehemannes. Die Stellung der Frauen war so untergeordnet, dass breit aufgestellte Kontrollmechanismen ihr normabweichendes Verhalten bestraften und ein spezieller Strafrechtsparagraph nicht notwendig zu sein schien. Österreich war das einzige deutschsprachige Land, das nach 1945 lesbische Sexualität unter Erwachsenen weiterhin als solche bestraftete, bis 1971 nach § 129,1b StGB.¹⁰ Jedoch waren in den Jahren, für die Zahlen vorliegen (1946–1967), maximal 4 Prozent der wegen gleichgeschlechtlicher Sexualität Verurteilten weiblich. Während ab 1971 der § 129 StGB gleichgeschlechtliche Sexualität an sich nicht länger bestraft, wurden »Werbung für Unzucht mit Personen des gleichen Geschlechtes oder mit Tieren« (§ 220) sowie »Verbindungen zur Begünstigung gleichgeschlechtlicher Unzucht« (§ 221) eingeführt und erst 1996 abgeschafft. Der österreichische Staat setzte auf mehreren Ebenen die Unsichtbarmachung fort.

Lesbische Sexualität wurde in Deutschland nicht nach § 175 StGB verurteilt, dieser bedrohte nur mann-männliche Sexualität mit Strafe. Man erwog allerdings im Laufe des 20. Jahrhunderts mehrfach eine Ausweitung auf Frauen; sie blieb jederzeit denkbar, bis der Paragraf 1994 gänzlich gestrichen wurde. Dass der Paragraf sich nur auf Männer bezog, begründete man über die Jahrzehnte damit, dass auch homosexuelle Frauen – ob freiwillig oder nicht – zur Fortpflanzung beitragen könnten, dass Frauen generell kaum Bedeutung für das öffentliche Leben hätten und dass ihr gleichgeschlechtliches Begehen

¹⁰ Vgl. Plötz, »... eine der massivsten Bedrohungen«, 116–145; Natalia Gerodetti, *Modernising Sexualities: Towards a Socio-historical Understanding of Sexualities in the Swiss Nation*. (Bern: Lang, 2005): 78–81; Claudia Schoppmann, *Verbotene Verhältnisse. Frauenliebe 1938–1945* (Berlin: Querverlag, 1999).

kaum auffalle.¹¹ Unsichtbarkeit wirkte sich in diesem Zusammenhang also positiv für lesbisch Liebende aus.

Allerdings blieb oftmals ein Gefühl der Bedrohung. Auch war lesbische Sexualität keineswegs erlaubt; sie konnte als »Unzucht« im Zusammenhang z.B. mit »Kuppelei« strafrechtlich verfolgt werden. Es sagt viel über die staatliche Wertung weiblichen Begehrens aus, dass Ehemänner wegen »Kuppelei« bestraft wurden, wenn sie ihre Gattinnen nicht von »unzüchtigen« – also auch lesbischen – Handlungen abhielten. Doch systematisch erforscht ist »Kuppelei« in der Bedeutung für lesbisches Leben noch nicht.¹²

Die DDR hob 1968 den § 175 StGB auf und führte einen neuen § 151 StGB ein, nach dem für homosexuelle Handlungen ein höheres Jugendschutzalter als für heterosexuelle Kontakte galt. Diese Bestimmung galt bis 1989 – auch für Frauen. Darüber, in welchem Maße Frauen in der DDR nach § 151 StGB bestraft wurden, ist kaum etwas bekannt.¹³

Seit 1942 gilt in der Schweiz für beide Geschlechter Straffreiheit bei einvernehmlichen gleichgeschlechtlichen Handlungen unter Erwachsenen. Nach Art. 194 StGB wurden bis 1992 jedoch homosexuelle Handlungen mit Unmündigen zwischen 16 und 20 Jahren bestraft, während das Schutzalter bei heterosexuellen Handlungen bei 16 lag.¹⁴

Stille Unterordnung in der Ehe

Das Verschweigen lesbischer Liebe war so dicht, dass viele Frauen heirateten, weil sie keine anderen Lebenswege kannten. So manche wurde dadurch »Lesbe auf dem zweiten Bildungsweg«, wie es eine von ihnen ausdrückte.¹⁵ Daher sind Einschränkungen weiblicher Handlungsmöglichkeiten durch die Ehe für

¹¹ Vgl. Schoppmann, *Verbotene Verhältnisse*, 128.

¹² Vgl. Plötz, »... eine der massivsten Bedrohungen«, 116–145.

¹³ Vgl. Maria Borowski, *Parallelwelten: Lesbisch-schwules Leben in der frühen DDR* (Berlin: Metropol-Verlag, 2017). Siehe auch: Film »Uferfrauen – lesbisches L(i)eben in der DDR« (2019).

¹⁴ Vgl. Ilse Kokula und Ulrike Böhmer, *Die Welt gehört uns doch! Zusammenschluss lesbischer Frauen in der Schweiz der 30er Jahre* (Zürich: eF-eF, 1991) sowie Thierry Delessert, *Sortons du ghetto. Histoire politique des homosexualités en Suisse, 1950–1990*, (Zürich/Genf: Seismo, 2021).

¹⁵ Vgl. Plötz, »... eine der massivsten Bedrohungen« 127.

die Erforschung lesbischer Geschichte hochrelevant. Dies ist ein grundlegender Unterschied zur Erforschung schwuler Geschichte, in der es zwar ebenfalls Ehen gibt, aber Männer nahmen in diesen nicht die untergeordnete Position der Ehefrauen ein. Verliebte sich beispielsweise eine Ehefrau in der Bundesrepublik in ihre Kollegin, durfte der Ehemann ohne ihr Wissen ihren Arbeitsvertrag kündigen, ihr den Lohn bzw. das Gehalt aus ihrer Erwerbsarbeit sowie den Zugang zum Konto vorenthalten. Er konnte sie außerdem sexuell »züchtigen«, die Kinder bei Großeltern aufwachsen lassen und einen Umzug des Paares an einen anderen Ort veranlassen. Wehrte sich die Ehefrau dagegen oder ging ein lesbisches Verhältnis ein, riskierte sie eine »schuldige« Scheidung und damit den Verlust von Unterhalt und Kindern. Soweit die Rechtslage. Empirisch ist dies kaum erforscht.

Die DDR hatte kein staatliches Interesse daran, die Abhängigkeit von Frauen zu perpetuieren; diese Rechtslage aus der Kaiserzeit endete dort 1955.¹⁶ Im Alltag blieb die männliche Vorrangstellung jedoch oft bestehen. In Westdeutschland galt die alte Rechtslage deutlich länger. Die volle Autorität des Ehemannes wurde 1958 erstmals eingeschränkt, doch konnten Ehefrauen weiterhin bis 1977 nur eingeschränkt erwerbstätig sein und sie hatten ihren Männern ihre Körper für (sexuelle) »eheliche Pflichten« (und Schwangerschaften) zur Verfügung zu stellen. Weigerte sich die Ehefrau »grundlos«, konnte ihr die Schuld an der Ehescheidung zugeschrieben werden. Der Bundesgerichtshof betonte 1966, ein teilnahmsloses Geschehenlassen reiche nicht aus.¹⁷

Erst die ab 1977 geltende Familienrechtsreform schaffte die »Schuld« bei der Scheidung genauso ab wie die eindeutige Vormachtstellung des Mannes. Doch das Strafrecht in Deutschland kannte bis 1997 keine Vergewaltigung in der Ehe. In der Schweiz wurde 1988 das patriarchale Ehrerecht durch ein eher partnerschaftliches abgelöst. Ab 1992 fiel die Nötigung zum Beischlaf in der Ehe unter den Tatbestand der Vergewaltigung.¹⁸ In Österreich wurde das Delikt Vergewaltigung in der Ehe 1989 eingeführt.

¹⁶ Borowski, *Parallelwelten*, 43-47.

¹⁷ AZ: IV ZR 239/65, zitiert nach Ute Gerhard, *Für eine andere Gerechtigkeit. Dimensionen feministischer Rechtskritik* (Frankfurt a.M./New York: Campus, 2018), 304. Vgl. Plötz, »...in ständiger Angst...«, 50. Siehe auch: <https://openjur.de/u/270402.html>, (Zugriff am 18. Dezember 2023).

¹⁸ Vgl. für die Schweiz: Eidg. Kommission für Frauenfragen EKF (Hg.) *Sexuelle Integrität und Gewalt an Frauen*. In: *Frauen Macht Geschichte. Zur Geschichte der Gleichstellung in der Schweiz 1848–2000*. (Bern 2009): 2.

Gegen die rechtliche Unfreiheit ihrer Existzenen konnten Frauen nur schwer erfolgreich angehen, solange sie keine hohen politischen Ämter besetzten und – in der Schweiz bis 1971 – nicht einmal als Bürgerinnen ihre staatliche Vertretung wählen, geschweige denn selbst Gesetze verabschieden durften.

Das bundesdeutsche Eherecht war 1961 in der Weise verschärft worden, dass gegen den Willen des »unschuldigen« Ehepartners eine Scheidung kaum möglich war. Wollte eine Frau ihre Ehe beenden und sich einer Frau zuwenden, war sie auf die Unterstützung ihres Ehemanns angewiesen. Daraus entstehende Konfliktlagen konnten rechtlich nicht gelöst werden und dramatisch eskalieren, wie der Mordprozess in Itzehoe 1974 zeigte. Die beiden angeklagten Frauen hatten den Ehemann, der eine Scheidung verweigert und die »ehelichen Pflichten« erzwungen hatte, töten lassen. Der sich nun ausbreitenden Lesbenbewegung war jedoch aus noch nicht erforschten Gründen eine Reform des Ehe- und Familienrechts kein wesentliches Anliegen.¹⁹

Unrechtserfahrungen im ›privaten‹ Bereich waren allgemein nur schwer zu thematisieren. Die strukturelle Unfreiheit der Ehefrauen durch das Ehe- und Familienrecht wurde bis heute kaum skandalisiert. Auch sind kaum Lebensgeschichten von Frauen bekannt, die ihre Ehe nicht verlassen durften, um sich einer Frau zuzuwenden.

»Schuldig« geschieden zu werden, bedeutete den Verlust des Sorgerechts für die Kinder und den Verlust eines Unterhaltsanspruchs. Letzteres konnte sich existenziell auswirken, da Frauen oftmals keine Ausbildung hatten, in gering qualifizierten und schlecht bezahlten Stellen arbeiteten, schneller erwerbslos wurden und selbst bei gleicher Arbeit weniger Lohn bzw. Gehalt als ihre männlichen Kollegen verdienten. Im Steuer- und Rentenrecht wurde die wirtschaftliche Abhängigkeit der Ehefrauen von ihren Männern zementiert. Die Struktur der Erwerbsarbeit war auf männliche Ernährer ausgerichtet. Frauen wurden offen benachteiligt. Weibliche Unabhängigkeit von einem Ernährer war nicht vorgesehen. Eine Ehescheidung wurde für Frauen oftmals zur wirtschaftlichen Katastrophe.

In der Bundesrepublik, so Ergebnisse erster Forschungen, ging das Sorgerecht bis 1977 im Rahmen von Ehescheidungen bei einem Schulterspruch verloren. Ab 1977 wurde das Sorgerecht jedoch durch Auslegungen des »Kindeswohls« weiterhin entzogen, wenn Familiengerichte erfuhren, dass die Mutter lesbisch lebte. Juristinnen und Sozialarbeiterinnen rieten im Interesse der

¹⁹ Mehr dazu: Plötz, »...in ständiger Angst...« (2021).

Mütter bis in die 1990er Jahre zum Verschweigen lesbischer Beziehungen. Erst ab 1999 konnte das Sorgerecht wegen lesbischen Beziehungen nach einer Entscheidung des Europäischen Gerichtshofs nicht mehr offen entzogen werden. Solche Verfahren und Urteile sind noch kaum erforscht. In der Bundesrepublik waren öffentliche Auseinandersetzungen um solche Sorgerechtsentsüge selten. Mütter, die lesbisch lebten, waren oftmals verschwiegen und damit öffentlich unsichtbar; viele halten das Schweigen bis heute ein.²⁰

»Verschwiegene Liebe«

Nachdem der Nationalsozialismus lesbische Subkulturen zerstört hatte, blühten sie erst ab den 1960er Jahren wieder auf.²¹ 1977 war in der westdeutschen Lesbenbewegung von einer »entsetzlichen Isolierung«²² die Rede, die aufgebrochen werden müsste. Eine Studie von Susanne von Paczensky über lesbisches Leben titelte noch 1981: »Verschwiegene Liebe«.²³ Dort wie anderswo war zu erfahren, dass viele lesbisch lebende Frauen Angst davor hatten, aus ihrer Familie ausgestoßen zu werden, den Arbeitsplatz oder die Wohnung zu verlieren, wenn sie offen sagten, dass sie Frauen begehrten. Eine schwerwiegende Folge von Ausgrenzung und Ignoranz, die noch kaum erforscht ist, sind Selbsttötungen, die immer wieder als Unfälle kommuniziert wurden. Die da-

²⁰ Vgl. für den ganzen Abschnitt: Plötz, »...in ständiger Angst...« (2021).

²¹ Andrea Rottmann, *Queer Lives Across the Wall: Desire and Danger in Divided Berlin, 1945–1970* (Toronto: University of Toronto Press, 2023); Kirsten Plötz, »Echte« Frauenleben? ›Lesbierinnen‹ im Spiegel öffentlicher Äußerungen in den Anfängen der Bundesrepublik« in *Invertito* 1 (1999): 47–69; Madeleine Marti, *Hinterlegte Botschaften. Die Darstellung lesbischer Frauen in der deutschsprachigen Literatur seit 1945*. (Stuttgart: Metzler, 1992); Ursula Sillge, *Un-Sichtbare Frauen. Lesben und ihre Emanzipation in der DDR*. (Berlin: Links, 1991).

²² Ina Kuckuc, Ina [Ilse Kokula], »Gesellschaftspolitische Arbeit und Emanzipation von Lesbierinnen.« In Seminar: Gesellschaft und Homosexualität, herausgegeben von Rüdiger Lautmann, (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1977): 467.

²³ Vgl. Susanne von Paczensky, *Verschwiegene Liebe. Lesbische Frauen in unserer Gesellschaft*, (München: Bertelsmann, 1981). Und aktuell: Luise F. Pusch, *Gegen das Schweigen. Meine etwas andere Kindheit und Jugend* (Berlin: AvivA, 2022). Und auch: Judith Offenbach, [Luise F. Pusch]. *Sonja. Eine Melancholie für Fortgeschrittene* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1981).

hinter stehende Verzweiflung über die Unmöglichkeit, lesbisch zu lieben, wurde nicht selten verdeckt.²⁴

Nicht nur aus Furcht verschwiegen Frauen ihre lesbische Liebe. Eine unbekannte Anzahl fraueneinbender Frauen wird sich auch selbst nicht als lesbisch angesehen haben. Etlichen Frauen wird die Kategorie weiblicher Homosexualität nicht zugänglich gewesen sein. Andere lehnten die Zumutung ab, sich als ›pervers‹ oder auch nur als ›anders als die anderen‹ einzuordnen. Und wieder andere konnten und wollten sich mit einer lesbischen »Identität«, wie sie in der Lesbenbewegung der 1970er Jahre entstand, nicht identifizieren.²⁵

Momente der Sichtbarkeit

Auch wenn lesbisches Leben größtenteils unsichtbar blieb, kam es immer wieder zu Momenten der Sichtbarkeit. Seit dem 19. Jahrhundert gab es homosoziale Möglichkeitsräume für Freundschaften und Liebe zwischen Frauen. Weibliche Berufsfelder wie Gesundheits- und Sozialwesen konnten auch nach 1945 Ausgangspunkte für lesbische Netzwerke oder Liebesbeziehungen sein. Berufe wie Krankenschwester oder Lehrerin boten Frauen finanzielle Unabhängigkeit. Diese Berufswelten für ›alte Jungfern‹ – als Begriff oft verächtlich genutzt – verloren ab den 1970er Jahren an Bedeutung. Damit nahm auch die Bedeutung der gesellschaftlich lange akzeptierten Beziehungsform der innigen Freundschaft zwischen Frauen ab, sie galt als überholt.²⁶

In wenigen Werken aus der Populärfiktion wurde lesbische Liebe sichtbar, wie zum Beispiel im Theaterstück *Sister George muß sterben*, für das Inge Meysel, die »Mutter der Nation«, 1966 sehr schlechte Kritiken erhielt.²⁷ Deut-

24 Kirsten Plötz und Karl Heinz Steinle, *Selbsttötungen von LSBTTIQ als Folge gesellschaftlicher Ächtung und Verfolgung*, Blogbeitrag vom 16.5.2017, <https://www.lsbtqiq-bw.de/2017/05/16/selbsttoetungen-von-lsbtqiq-als-folge-gesellschaftlicher-aechtung-und-verfolgung/> (Zugriff am 1. Dezember 2023).

25 Vgl. Rufli *Seit dieser Nacht* (2015).

26 Vgl. Elisa Heinrich, *Intim und respektabel. Homosexualität und Freundinnenschaft in der deutschen Frauenbewegung um 1900* (Göttingen: V & R unipress, 2022). Plötz, *Als fehle die bessere Hälfte*, Monika Barz, Herta Leistner, Ute Wild, *Hättest du gedacht, daß wir so viele sind? Lesbische Frauen in der Kirche* (Stuttgart: Kreuz-Verlag, 1987).

27 Inge Meysel, *Frei heraus – mein Leben* (Weinheim/Berlin: Beltz Quadriga, 1991), 249. Vgl. auch: Eike Wittrock, »Theater«. In *Handbuch Queere Zeitgeschichten 1. Räume*, herausgegeben von Andrea Rottmann, Martin Lücke, Benno Gammerl (Bielefeld: transcript,

lich mehr Wirkung dürfte die Reichweite jener Bilder von lesbischer Sexualität als ›Aufwärmphase‹ vor dem ›eigentlichen‹, heterosexuellen Akt gehabt haben, die bis heute in der Pornografie für heterosexuell begehrende Männer verbreitet werden.

In den sozialen Bewegungen ab Ende der 1960er Jahre politisierten auch viele frauenliebende Frauen. Ausdrücklich lesbische Anliegen fanden jedoch weder in der Frauen- noch in der Homosexuellenbewegung viel Gehör. Erst mit der erstarkenden Lesbenbewegung ab den 1970er Jahren bildeten sich Lesbengruppen. Frauen demonstrierten auf der Straße für ihre Rechte und mehr Sichtbarkeit. 1975 wurde der autobiographisch inspirierte Roman »Häutungen« von Verena Stefan, der sowohl Emanzipation als auch die Entdeckung lesbischen Begehrrens schildert, zu einem Bestseller. Diverse lesbopolitische Zeitschriften wie »Unsere kleine Zeitung« (Berlin) oder »Lesbenfront« (Zürich) erschienen für meist junge Studentinnen, die sich als Lesben verstanden.²⁸ Andere Gruppierungen lesbisch lebender Frauen meldeten sich verstärkt ab den 1980er bzw. 1990er Jahren zu Wort, wie z.B. Mütter, Schwarze Frauen oder »Krüppellesben«.²⁹

Seit den 1990er Jahren sind lesbische Lebenswelten in Massenmedien sichtbarer. Über die aufmerksamkeitswirksamen Christopher Street Days und Pride-Demonstrationen der letzten 40 Jahre berichteten Medien jedoch häufig – unabhängig von der Anzahl der demonstrierenden Frauen – als »Schwulendemos«. Die CSDs hatten kaum lesbische Forderungen im Fokus. Daher verbreitete sich seit 2013 der Dyke March in Deutschland. Bis in die Gegenwart ist Unsichtbarkeit ein lesbisches Thema. Das verdeutlicht nicht zu-

2023): 129. Siehe auch: Stefanie Hetze, *Happy End für wen? Kino und lesbische Frauen* (Frankfurt a.M.: tende, 1986).

28 Vgl. dazu verschiedene Orte der Lesbenbewegung: Barbara Fröhlich/Petra M. Springer (Hg.), *Sichtbar. 40 Jahre HOSI-Wien-Lesben*gruppe. Festschrift* (Wien: Edition Regenboogen, 2021), Lara Ledwa, *Mit schwulen Lesbengrüßen. Das Lesbische Aktionszentrum Westberlin (LAZ)*, in Gabriele Dennert et al. (Hg.): *In Bewegung bleiben*, Karin Moser, »Hier muss ich mich als Lesbe nicht erklären.« *Ethnographische Zugänge zur Lesbenkultur im Frauenzentrum Zürich* (Zürich: Chronos, 2001).

29 Vgl. Dennert et al. (Hg.), *In Bewegung bleiben* (2007); Madeleine Marti und Corinne Rufli, »Wehrt euch, bevor ihr frustriert und hässig seid«: das Frauenzentrum Baden 1981–1996 (Wettingen: eFeF, 2018).

letzt der Erfolg eines Sammelbands, der sich für mehr lesbische Sichtbarkeit ausspricht.³⁰

Von wem handelt lesbische Geschichtsschreibung?

Diese Frage lässt sich vor allem dann eindeutig beantworten, wenn sich Frauen selbst als lesbisch einordneten.³¹ Was genau unter ihrem lesbischen Leben zu verstehen ist, bleibt dabei allerdings offen. Zudem ordnete sich eine überwältigende Mehrheit, so unser Eindruck, nicht als lesbisch ein und liebte dennoch Frauen.³²

Anders als in der schwulen Historiografie wird seit Jahrzehnten in der Erforschung lesbischer Geschichte darüber diskutiert, welche Personen ins Blickfeld einbezogen werden sollen. Analog zur Definition von Homosexualität, die im 19. Jahrhundert vor allem anhand des Begehrens unter Männern entwickelt wurde, war und ist Sexualität hierfür zentral.³³ Kann Sexualität z.B. für ein Frauenpaar nicht bewiesen werden, soll dieses Paar nicht als lesbisch gelten, so eine übliche Position.³⁴ Andere wiederum betonen die innige, intime Verbindung eines Frauenpaares statt der Sexualität.³⁵ Die queere Forschung schließlich historisiert unsere Vorstellung von Sexualität, so dass wir fragen, ob Sexualität, die bis heute als Penetration durch einen Penis definiert

30 Stephanie Kuhnen (Hg.), *Lesben raus! Für mehr lesbische Sichtbarkeit* (Berlin: Querverlag, 2017).

31 Vgl. Texte zur Geschichte von »Lesbengeschichte«: Hanna Hacker, »Erinnerungen an die Möglichkeit einer Historiografie lesbischer Frauen und die queere Notwendigkeit ihres Verlusts.« In *L'Homme* 28, Nr. 1 (2017): S. 71–88; Martha Vicinus, »The History of Lesbian History«, in *Feminist Studies* 38, Nr. 3 (2012): 566–596.

32 Vgl. Judith M. Bennett, »Lesbian-Like and the Social History of Lesbianisms«, in *Journal of the History of Sexuality* 9, Nr. 1 (2000): 1–24; Kirsten Plötz, *Lesbische ALTERnatiyen. Alltagsleben, Erwartungen, Wünsche* (Königstein i. Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2005); Rufli *Seit dieser Nacht*.

33 Vgl. Kapitel 1.1. in: Hanna Hacker *Frauen* und Freund_innen: Lesarten »weiblicher Homosexualität« Österreich, 1870–1938* (Wien: Zaglossus, 2015).

34 Vgl. Regula Schnurrenberger »Freundinnen und Gefährtinnen. Annäherungen an das Phänomen Frauenpaare um 1900«, in *Ariadne* 48 (2005): 50–57.

35 Vgl. Lillian Faderman, *Köstlicher als die Liebe der Männer. Romantische Freundschaft und Liebe zwischen Frauen von der Renaissance bis heute* (Zürich: eco, 1990).

wird, ein brauchbares Konzept darstellt, um Liebe und Begehren zwischen Frauen in der (Zeit-)Geschichte zu untersuchen.³⁶

Wissenschaftliche Definitionen waren jahrzehntelang eine männliche Domäne, was die Definition von Begehren unter Frauen prägte. Übliche Deutungen lesbischer Sexualität luden Männer bis weit in die 1970er Jahre hinein ein, daran aktiv teilzunehmen: entweder als »der Richtige«, der, der in ihrer Entwicklung »gestörten« Frau das »reife« sexuelle Erleben und die Ehe eröffnet, oder als »Vorspiel« zum heterosexuellen Akt, oder als Nutznießer einer lesbischen vorehelichen »Übungsphase«.³⁷

Eigenes weibliches sexuelles Erleben war bis weit ins 20. Jahrhundert kaum im Bereich des Sagbaren. Genitale Sexualität von Frauen lässt sich daher selten beweisen. Im ganzen 20. Jahrhundert finden wir Lebensgefährtinnen, die über die Intimität ihres Paarlebens nichts nach außen dringen ließen.³⁸ Solche Frauenpaare waren unter anderem gekennzeichnet von Faszination und Interesse, ausdrücklich formulierter gegenseitiger Liebe, Kosenamen, Beständigkeit der Beziehung, Treueversprechen, gemeinsamen Entscheidungen über den Wohnort und andere Lebensumstände, gegenseitiger Übernahme der Pflege bei Krankheit und Beständigkeit der langjährigen Beziehung oft bis zum Tod einer der Gefährtinnen.³⁹

Es wäre daher zu fragen, warum eine nachgewiesene genitale Sexualität für eine Definition überhaupt entscheidend sein sollte. Selbst über langjährige Mann-Frau-Ehepaare im 20. Jahrhundert ist bekannt, dass Sexualität wenig Bedeutung für deren Alltag und Selbstverständnis hatte. Sind solche Paare also entsprechend nicht als heterosexuell anzusehen?

Verstärkt wird diese Überlegung durch den Umstand, dass weibliche Sexualität starken Zwängen unterlag, indem sie normativ und bei verheirateten Frauen zudem gesetzlich lange Zeit ausschließlich auf Unterordnung unter einen Mann, Hinnahme seines Begehrens und Schwangerschaft ausgerichtet zu sein hatte. Das Begehr von Mädchen bzw. jungen Frauen, noch kaum entdeckt, sollte nie handlungsleitend werden. Ein selbstbestimmtes weibliches Begehr hatte normativ und rechtlich in einer Ehe bis in die

³⁶ Vgl. Heinrich, *Intim und respektabel*; Hanna Hacker Frauen* und Freund_innen; Sabine Hark (Hg.), *Grenzen lesbischer Identitäten. Aufsätze* (Berlin: Quer, 1996).

³⁷ Vgl. Ina Kuckuc, *Der Kampf gegen Unterdrückung. Materialien aus der deutschen Lesbierinnenbewegung* (München: Frauenoffensive, 1975).

³⁸ z.B. Heinrich, *Intim und respektabel*; Rufli, *Seit dieser Nacht*.

³⁹ Vgl. Schnurrenberger, »Freundinnen und Gefährtinnen«, 50–57.

1970er Jahren keinen Platz. Kurz: Es ist zweifelhaft, ob zeitgeschichtlich der Begriff weiblicher Heterosexualität als eingeschriebenes Merkmal verheirateter Frauen überhaupt zu halten ist. Denn weibliches Begehen war im 20. Jahrhundert für Staat und Gesellschaft verhältnismäßig unwichtig, und es ist uns wenig darüber bekannt.⁴⁰ Bis wir mehr darüber wissen, halten wir fest, dass es herausfordernd bleibt, lesbische Liebe zu definieren, ohne ihr ›Gegenstück‹, die weibliche Heterosexualität genauer zu kennen. Vor allem sollte der Nachweis genitaler Sexualität unter Frauen keine Voraussetzung für lesbische Geschichtsschreibung sein.

Sichtbarkeit in der Historiografie herstellen

Lesbische Identitäten (wie Artgenossin, Lesbierin, Homosexuelle oder Lesbe) wurden wohl nur von einem Bruchteil der lesbisch Lebenden angenommen. Daher liegt es nahe, den Fokus nicht auf Identitäten, sondern auf lesbische Handlungen zu setzen, also auf (nicht notwendig genitales) Begehen oder auf Liebesbeziehungen.

Die Frage stellt sich, ob es angesichts der begrifflichen Unschärfe sinnvoll wäre, auf den Begriff des Lesbischen zu verzichten. Doch würde dies weitere Unsichtbarkeit fördern. Während mit dem Begriff der männlichen Homosexualität eine Traditionslinie vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart zu ziehen ist, ist ein vergleichbarer Begriff für gleichgeschlechtliches Begehen und Liebe unter Frauen nicht etabliert. Oftmals muss daher die Legitimität des Forschungsfeldes verteidigt werden. Bei immer wieder wechselnden Begriffen für Begehen und Liebe unter Frauen entsteht leicht der irrite Eindruck, die Sache selbst komme selten vor, sei unbeständig und folge jeweils Modewellen. Oder aber die Ratlosigkeit angesichts des passenden Begriffs ist so groß, dass die Geschichte selbst nicht erzählt oder nicht als lesbisch beschrieben wird, so dass letztlich durch Sprachlosigkeit ein heterosexuelles Kontinuum nahegelegt ist.

Da die lesbische Geschichtsschreibung im deutschsprachigen Raum bisher vornehmlich über ehrenamtliche oder qualifizierende Arbeiten, also mit geringen Ressourcen entwickelt wurde, ist sie nach wie vor ausgesprochen frag-

⁴⁰ Vgl. Plötz »... eine der massivsten Bedrohungen«, 116–145.

mentarisch.⁴¹ Es ist davon auszugehen, dass zentrale Fragen noch nicht gestellt und wesentliche Themen noch nicht entdeckt wurden.

Wer darauf besteht, lesbische Geschichte entlang der Parameter schwuler Geschichte zu erzählen und zu werten, wird das Wesentliche verfehlten – und allzu oft die lesbische Unsichtbarkeit vertiefen.⁴² Dies betrifft die Strafverfolgung lesbischer Sexualität z.B. als »Kuppelei« genauso wie Barrieren die Frauen davon abhielten, sich ein wirtschaftlich von einem Ehemann unabhängiges Leben aufzubauen oder rechtlich aus der abhängigen Position einer Ehefrau herauszukommen, um sich einer Frau zuzuwenden.

Methodisch ist lesbische Geschichtsschreibung breit aufgestellt. Mit Bezug auf Queer Theory, Alltagsgeschichte oder viele andere Ansätze ist lesbische Historiografie sinnvoll. Entscheidend ist, empirische oder diskursive Blicke auf Begehren und Liebe unter Frauen zu werfen – und auf Überraschungen gefasst zu sein.

41 Ein guter Einstieg in die Forschung sind: Christiane Leidinger, *Lesbische Existenz 1945–1969. Aspekte der Erforschung gesellschaftlicher Ausgrenzung und Diskriminierung lesbischer Frauen, mit Schwerpunkt auf Lebenssituationen, Diskriminierungs- und Emanzipationserfahrungen in der frühen Bundesrepublik*. (Berlin: Senatsverwaltung für Arbeit, Integration und Frauen, 2015) und Christiane Leidinger, *LSBTI-Geschichte entdecken! Leitfäden für Archive und Bibliotheken zur Geschichte von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, trans- und intergeschlechtlichen Menschen*. (Berlin: Pressestelle der Senatsverwaltung für Justiz, Verbraucherschutz und Antidiskriminierung, 2017).

42 Vgl. Martin Lücke »Die Verfolgung lesbischer Frauen im Nationalsozialismus«, in *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 70, Nr. 5 (2022): 422–440.

Teil 3: Quellen

Briefkorrespondenz aus den USA mit verschiedenen »black and white lesbian couples«, aus der Sammlung Adeline Jastrzemski, Spinnboden Lesbenarchiv Berlin (1976–1978)

Lara Ledwa

Abb. 1: Ein Teil der Sammlung von Adeline Jastrzemski in der Original Archiv-Box. Obenaufliegt die beschriebene Korrespondenz und zwei Fotografien, die in den Briefen mitgeschickt wurden



Quelle: Spinnboden Lesbenarchiv & Bibliothek e.V. – Rechte vorbehalten. Copyright Foto: Mika J. Wisskirchen

»Dear Adeline, Thank you for the post-card we received from you yesterday. We will look forward to learning more from you both when you have the time. We found it very encouraging that you said you received many letters in response to your ad. If it is not too much trouble, perhaps you could send us some of the names and addresses of the couples who wrote to you, especially any that might be in New York. *That is where we might be moving.* [...] *As a matter of fact, since we have been together we have met only one other black/white lesbian couple. We would like to know where they are hiding!*« (Aus einem der Briefe, 1976)

Bei der Quelle handelt es sich um eine Briefkorrespondenz zwischen Westberlin und »black and white lesbian couples« aus verschiedenen Orten in den USA (1976–1978) aus der Sammlung Adeline Jastrzemski, die im Spinnboden Lesbenarchiv in Berlin zu finden ist.

Die Korrespondenz enthält 19 Briefe, ein Info-Schreiben, eine Kontaktanzeige sowie eine Zeitung. Ein Großteil der Briefe ist handschriftlich verfasst, zweien liegen Fotografien bei. Adeline Jastrzemski hat diesen Bestand im Juli 1984 an den Spinnboden geschickt und in einem beiliegenden Info-Schreiben den Kontext erläutert: Gemeinsam mit ihrer damaligen Partnerin habe sie 1976 eine Anzeige in der US-amerikanischen Zeitschrift *Lesbian Connection* aufgegeben. In dieser Anzeige suchten sie Kontakt mit lesbischen Paaren in den USA, in denen eine Person weiß und eine Person Schwarz ist. Denn, so schreiben Adeline und die damalige Partnerin Guy in dem Anzeigentext:

»We are two German lesbians. Guy is black and Adeline is white. We are living in Berlin, Germany, and we are working in the German lesbian movement. Our centrum is LAZ (Lesbisches Aktions Zentrum). Guy is the only black lesbian in LAZ. She knows only three other black lesbians in Berlin. [...] We want contact with black and white lesbian couples or communities. We want to know what kind of experience do you have in relationship!«¹

Dem Info-Schreiben ist außerdem zu entnehmen, dass Guy und Adeline zum Zeitpunkt der Veröffentlichung der Anzeige im Mai 1976 schon wieder getrennt gewesen sind und Adeline die aus der Anzeige entstehende Korrespondenz zwei Jahre lang alleine führte.

Es ist zudem ein Antwortschreiben von Adeline in der Korrespondenz erhalten, in welchem sie ihre momentane Situation erklärt und dass sie und Guy

¹ Lesbian Connection, May 1976, Vol. 2, Issue 2, S. 4, Wortlaut im Original zitiert.

sich getrennt haben. Dieses Schreiben scheint der Antwort-Rundbrief an alle Einzelpersonen und Paare gewesen zu sein, die nach der Veröffentlichung der Anzeige Kontakt zu den beiden aufgenommen hatten. Darin werden auch relevante Infos zum Lebensgefühl in West-Berlin und den lesbischen Organisationsstrukturen dieser Zeit gegeben. In der Korrespondenz mit den Einzelpersonen und Paaren geht es vor allem um die momentane persönliche Lebenssituation, Diskriminierungserfahrungen, gesellschaftliche Bedingungen, lesbische Bewegungen sowie die Erfahrungen, die die Schreibenden in ihren Beziehungen machen.

Anhand dieser Quelle können der Aktivismus und die Lebensrealitäten Schwarzer und weißer Lesben, insbesondere auch in ihren Beziehungen miteinander, in spezifischen Kontexten erörtert werden. Gerade für die BRD bzw. West-Berlin gibt es nicht viele Quellen zum Leben Schwarzer Lesben und lesbischer Paare, wo eine Person weiß und eine Person Schwarz ist, in den 1970er Jahren. Spannend wäre dabei die Frage, inwieweit Rassismus und damit einhergehende Isolationen und Ausschlüsse in lesbischen Bewegungskontexten verhandelt wurden. Zudem lassen sich mit diesem Bestand Spuren transnationaler lesbischer Netzwerke nachverfolgen.

Bei Guy könnte es sich um Autor:in und Aktivist:in Guy St. Louis handeln, die 1983 den Gedichtband *Gedichte einer schönen Frau*² veröffentlichte. Allerdings stimmen das angegebene Alter in der Anzeige und die Lebensdaten im Gedichtband nicht überein.³ In jedem Fall bleibt die Anzeige die erste Quelle dafür, dass eine Person namens Guy als einzige Schwarze Lesbe Teil des LAZ war. Der Bestand kann so gesehen auch weitere Auskünfte zur Zusammensetzung des LAZ aus rassismuskritischer Perspektive geben.

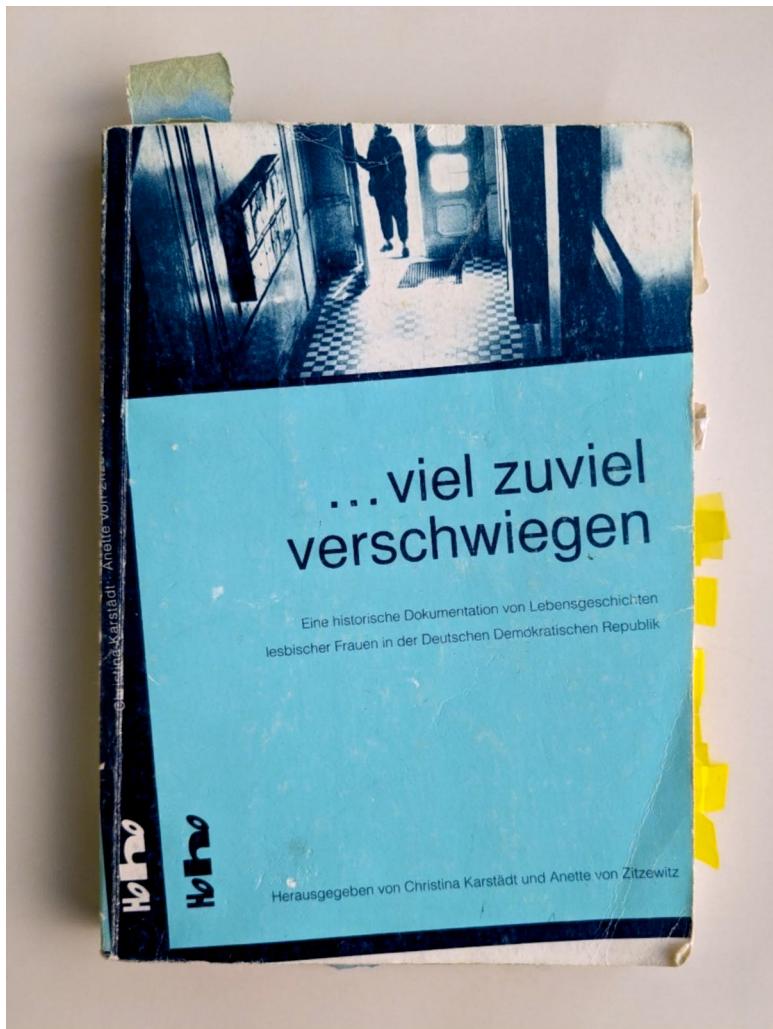
² Guy St. Louis, *Gedichte einer schönen Frau* (Berlin: Gudula Lorez, 1983).

³ Hinweis entnommen aus »Writing and Sounding the Archive« von Aidan Lavender, ein Beitrag in dem Zine »Writing the Archive #1«, welches im Rahmen eines Spinnboden Projekts von Wassan Ali und hany tea entstand.

Dokumentarfilm »... viel zuviel verschwiegen« (1992)

Maria Bühner

Abb. 1: Cover des Buchs zum Film »... viel zuviel verschwiegen«. Viel gelesenes Exemplar der Autorin



Gespräch von Ulrike Helwerth mit den Filmemacherinnen Christina Karstädt und Anette von Zitzewitz: »Ganz allmählich, ganz privat« (1992)

Der Dokumentarfilm »... Viel zu viel verschwiegen« erzählt von drei Generationen lesbischer Frauen in der DDR. Ulrike Helwerth sprach mit den Dokumentarfilmerinnen Christina Karstädt und Anette von Zitzewitz

taz: *Das Verdienst Ihres Filmes liegt für mich vor allem darin, daß Sie so viele und so verschiedene Frauen vor der Kamera zum Erzählen gebracht haben. War das schwierig?*

Christina Karstädt: Ja—and zeitaufwendig. Zum ersten Mal überhaupt haben Lesben aus der DDR so in der Öffentlichkeit über ihr Leben gesprochen. Das Problem lag zunächst darin, Frauen zu finden, die dazu bereit waren. Meistens lief der Kontakt über Bekannte, nach dem Schneeballprinzip. Dann haben wir natürlich lange Zeit daran gearbeitet, vertrauensvolle Beziehungen zu diesen Frauen aufzubauen, damit sie auch vor der Kamera ihre Lebendigkeit behalten konnten.

Anette von Zitzewitz: Mit einer haben wir monatelang Gespräche geführt — anhand ihres ganzen Fotomaterials, das vierzig Jahre dokumentiert. Trotzdem war bis in letzter Minute unsicher, ob sie vor der Kamera spricht oder nicht. Denn eine der großen Schwierigkeiten taucht in unserem Film gar nicht auf: Wir hatten es natürlich immer auch mit Paarbeziehungen zu tun und damit, ob die Freundin dazu bereit war. Das war bei den Älteren zum Teil ein Problem.

taz: Nach welchen Kriterien haben Sie Ihre Gesprächspartnerinnen ausgesucht?

Anette von Zitzewitz: Wir wollten jede Generation für sich sprechen lassen. Bei den Älteren war das schwierig, da haben wir die genommen, die bereit waren, sich vor die Kamera zu setzen. Bei den Jüngeren gab es natürlich mehr; da haben wir die ausgewählt, die unterschiedliche Gruppen oder Projekte repräsentieren — auch um diesen Bruch darzustellen zwischen der Individualisierung bis zu den siebziger Jahren und der öffentlichen Organisierung danach.

Christina Karstädt: Wichtig war auch, welche Geschichten uns die Frauen erzählen konnten, und wie diese Biographien miteinander zu einem Mosaik ver-

flochten werden können. Worüber eigentlich jede Frau gesprochen hat, war die Schwierigkeit, in der DDR ein gesundes Coming-out zu haben — in so einer moralisch rigiden Gesellschaft, in der es keine alternativen Lebensmodelle gab. Die Ausrichtung auf Heterosexualität, Berufstätigkeit, kleinbürgerliche Familie war noch schärfer als im Westen.

taz: Über ihren schmerhaften und langwierigen Coming-out-Prozeß redet im Film eigentlich nur eine. Auch das sogenannte Private, also die Liebes- und Partnerinnenbeziehungen, kommt kaum zur Sprache.

Anette von Zitzewitz: Wir haben genommen, was die Frauen brachten. Und so stimmt es auch nicht ganz: Tommy und ihre Freundin kommen vor, und da ist die Paardynamik ja drin. Aber wir wollten diesen Aspekt auch nicht überbewerten.

taz: Es fehlen auch die Mütter.

Christina Karstädt: Das ist schwierig (sie lacht). Ich bin ja selbst Mutter und bin bei der Filmarbeit immer wieder auf die Schwierigkeiten einer Alleinerziehenden gestoßen worden. Deswegen habe ich bei der Arbeit versucht, mich von diesem Thema zu befreien, weil ich sonst überhaupt nicht mehr zu mir gekommen wäre. Außerdem ist es auch so komplex, daß ich es nicht so nebenbei abhandeln wollte und es daher lieber ganz rausgelassen habe. Wir haben auch mit keiner explizit über dieses Thema gesprochen. Aber ich denke schon, daß dies ein Defizit ist — auf jeden Fall. Weil viele Frauen im Film ja auch Kinder haben.

taz: Ein Schwerpunkt des Filmes liegt auf den Anfängen der Lesben- beziehungsweise Lesben-und-Schwulen-Gruppen Ende der siebziger Jahre. Gab es denn vorher bereits eine lesbische Subkultur in der DDR? Die 60jährige Tommy erzählt, daß sie und ihre Freundinnen immer nach Kreuzberg gingen, weil dort die einschlägigen Kneipen waren. Der Bau der Mauer 1961 hat dann dieses Beziehungsnetz von einem Tag auf den anderen zerrissen.

Anette von Zitzewitz: Auch im Osten haben sich gleich nach dem Krieg Lesbenkneipen etabliert, zum Beispiel am Spittelmarkt. Doch die Subkulturtneipen wurden dann bald geschlossen, und daraufhin sind etwa die Wirtinnen vom Spittelmarkt rübergezogen in die Oranienstraße und haben »Max und Moritz«

gegründet. Nach dem Mauerbau mußten die Frauen im Osten ihre eigenen Kreise aufbauen.

Christina Karstädt: Die lesbischen Strukturen im Osten bildeten sich nach dem Mauerbau ganz allmählich und privat: kleine Cliquen, manchmal mit Schwulen, die sich in Wohnungen trafen. Ende der sechziger Jahre gab es dann in Ost-Berlin die ersten Schwulenkneipen, die auch von Lesben besucht wurden. Sie fühlten sich dort aber nicht sonderlich wohl. Bis heute gibt es in Ost-Berlin fast ausschließlich Schwulenkneipen, von denen sich inzwischen die Lesben aber ziemlich entfernt haben. Weil es eben auch hin und wieder Gewalt gab von Seiten der Schwulen gegenüber den Lesben.

taz: Eine Ihrer Gesprächspartnerinnen wurde 1961, nach dem Mauerbau, »aus politischen Gründen« verhaftet und saß drei Jahre im Knast. Sie sagt, daß im Mittelpunkt ihres Verhörs der »Tatbestand des Lesbisch-seins« gestanden habe. Galt Lesbianismus damals in der DDR als strafrechtliches Delikt?

Christina Karstädt: Nein. Nach 1945 wurde der Paragraph 175 in der alten Weimarer Form wieder eingeführt und existierte bis 1968. Lesben waren also in dieser Zeit vom Strafrecht nicht betroffen. 1968 wurde der 175er durch den 151er ersetzt, damit waren die Lesben »gleichberechtigt«. Es ging um das Schutzalter Minderjähriger, das bei Heterosexuellen bei 16 und bei Homosexuellen bei 18 Jahren lag. Dieser Paragraph wurde 1989 vom Obersten Gericht der DDR abgeschafft.

taz: Sind Frauen auf Grundlage des Paragraphen 151 verurteilt worden?

Christina Karstädt: Ja, es gab Fälle, und wir haben ja auch eine Frau im Film. Sie war Erzieherin auf einem Jugendwerkhof und hatte ein 16jähriges Mädchen zu betreuen. Zwischen den beiden entwickelte sich eine Beziehung. Als das öffentlich wurde, war das für beide sehr schlimm. Das Mädchen trat im Prozeß als Zeugin auf, die Erzieherin wurde aus der Partei rausgeschmissen, bekam Berufsverbot und ein Jahr Haft auf Bewährung. Daneben liefen Verhöre, Untersuchungen, Psychiatrie, Repressalien. Das war 1983.

taz: Nach der Premiere Ihres Films gab es den Ruf: Wo bleibt die Erotik? Und eine Ihrer ältesten Gesprächspartnerinnen vermißte große Gefühle. Warum sind Ihre Frauen so kopflastig?

Anette von Zitzewitz: Das sind sie doch gar nicht! Die Frauen bringen auf ihre Art sehr viele Gefühle rein. Ich finde, sie waren sehr mutig. Und wir haben respektiert, daß sie nicht mehr sagten, als sie preisgeben wollten.

Christina Karstädt: Das ist meiner Erfahrung nach eine DDR-Spezifität — daß das Politische, das Öffentliche, das Rausgehen und Agieren ganz hoch bewertet wird. Während die meisten Menschen in der DDR mit den eigenen Gefühlen immer Schwierigkeiten hatten. Das Private wurde immer unter dem Tisch gehalten — als Refugium auch.

Anette von Zitzewitz: Aber für mich sind die Gefühle drin, bei jeder einzelnen. Warum löst der Film sonst so viele Emotionen aus?

taz: Weil jede Frau deutlich macht, daß sie — in ihrer Zeit und auf ihre Weise — sich dem Anpassungsdruck letztlich nicht gebeugt, sondern versucht hat, ihre Lebensweise und -wünsche zu realisieren und Netze zu bauen. Jede trägt damit einen Baustein zu dieser bislang ungeschriebenen »Herstory« bei. Das löst, denke ich, bei den ZuschauerInnen die Emotionen aus.

Anette von Zitzewitz: Jede als Lebenskünstlerin zu zeigen, diese Vielzahl lesbischer Lebensweisen zu dokumentieren, genau das war unser Interesse.

Quellenkommentar

Entgegen des Titels »Ganz allmählich, ganz privat« erzählt dieser Artikel, erschienen am 5. Juni 1992 in der linken Tageszeitung *taz*, eine ganz andere Geschichte — die von einem Wunsch nach Sichtbarkeit, Austausch zwischen Ost und West und auch der turbulenten Zeit der »langen Wende«.¹ Im Gespräch mit der Journalistin Ulrike Helwerth geben die beiden Filmemacherinnen Christina Karstädt und Anette von Zitzewitz Einblicke in die Arbeit an ihrem Dokumentarfilm »... viel zuviel verschwiegen« und dessen zentrale Themen. Der

¹ Ich schlage diesen Begriff in Anschluss an die Studie Kerstin Brückweh, Clemens Villinger und Kathrin Zöller, *Die lange Geschichte der »Wende«. Geschichtswissenschaft im Dialog* (Berlin: Ch. Links, 2020) vor, um hier besonders die Nachgeschichte des Systemwechsels und dessen längerfristige Auswirkungen auf Lebenswelten und aktivistische Strategien in den Blick zu nehmen.

Film hatte wenige Tage zuvor, am 16. Mai 1992, im Kino Babylon Berlin seine Premiere gefeiert. In dem Film teilen zwölf Frauen unterschiedlichen Alters ihre Erfahrungen als Lesben in der DDR. Die Protagonistinnen geben intime Einblicke in ihre Lebens- und Gefühlswelten, was den Film auch zu einer höchst interessanten alltags- und emotionshistorischen Quelle macht.² Das Anliegen der Filmemacherinnen war es, »biographische Geschichten zu erkunden und so eine soziale und politische Geschichte von Lesben in der DDR zu rekonstruieren.«³ Diesen Anspruch haben die beiden Filmemacherinnen mit dem Film und der Herausgabe des Sachbuchs *... viel zuviel verschwiegen. Eine historische Dokumentation von Lebensgeschichten lesbischer Frauen aus der Deutschen Demokratischen Republik* (1996) eingelöst. Das Buch ist eine erweiterte schriftliche Dokumentation des Films, in der die Interviews in voller Länge abgedruckt und durch zusätzliche Interviews, Archivdokumente und Fotografien ergänzt werden. Neben dem Überblickswerk *Un-Sichtbare Frauen. Lesben und ihre Emanzipation in der DDR* (1991) der ostdeutschen Aktivistin Ursula Sillge waren der Film und das dazugehörige Buch die erste und für viele Jahre auch einzige tiefergehende Auseinandersetzung mit der Geschichte von Lesben in der DDR.

Wie bereits angedeutet war die Entstehungszeit eine turbulente. Der Film war eine »Ost-West-Zusammenarbeit«⁴ und Teil der, oft auch konflikthaften, Annäherung zweier unterschiedlich gewachsener Lesbenbewegungen.⁵ Die freiberufliche Psychologin Anette von Zitzewitz lebte in Westberlin und fing mit der ›Wende‹ an, sich in Form von Videoarbeiten mit dem DDR-Alltag und den dort lebenden Frauen zu beschäftigen. Christina Karstädt arbeitete als gelernte TV-Dramaturgin in Ostberlin und wollte nach der Auflösung des Deutschen Fernsehfunks 1991 selbstbestimmte Arbeitsweisen erkunden

- 2 Vgl. Maria Bühner, »How to remember Invisibility: Documentary Projects on Lesbians in the German Democratic Republic as Archives of Feelings«, in *Sexual Cultures in Germany in the 1970s: A Golden Age for Queers?*, herausgegeben von Janin Afken und Benedikt Wolf (Basingstoke und New York: Palgrave Macmillan), 241–265.
- 3 Christina Karstädt und Anette von Zitzewitz, ... *viel zuviel verschwiegen. Eine Dokumentation von Lebensgeschichten lesbischer Frauen aus der Deutschen Demokratischen Republik* (Berlin: Hohr, 1996), 20.
- 4 Karstädt und von Zitzewitz, ... *viel zuviel verschwiegen*, 9.
- 5 Vgl. Franziska Rauchut, »Lesben in Bewegung: Der Werdegang der DDR- und BRD-Lesbenbewegungen nach 1989«, in *Das Übersehenwerden hat Geschichte: Lesben in der DDR und in der friedlichen Revolution. Tagungsdokumentation*, hg. von Daniela Zocholl und Susanne Diehr (Halle (Saale) und Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen-Anhalt und Gunda-Werner-Institut, 2015), 70–83.

und sich mit ihrer eigenen und der DDR-Geschichte auseinandersetzen. Sie war zuvor in lesbisch-feministischen Zusammenhängen in der DDR aktiv gewesen und erlebte nun, wie lesbische Erfahrungen in der DDR unsichtbar und nur fragmentarisch dokumentiert wurden. Die beiden fanden über eine Anzeige zusammen und begannen im Frühjahr 1991 mit ihren Recherchen. In diesen ›Baseballschlägerjahren‹ kam es zu immer mehr Gewalt durch Neonazis, auch gegen queere Personen. Am 25. Mai 1991 überfiel eine Gruppe Neonazis das Frühlingsfest der International Lesbian & Gay Association im Gründerzeitmuseum in Berlin-Mahlsdorf. Organisiert hatte das Fest der Ostberliner Sonntags-Club, der ab 1986 als erste Gruppe in der DDR regelmäßig außerhalb der Evangelischen Kirche Veranstaltungen für queere Menschen anbot. Diese angespannte politische Situation beeinflusste auch das Filmprojekt. So fragten sich einige Protagonistinnen, ob es nicht zu gefährlich sei, als Lesben öffentlich sichtbar zu sein.⁶ Die Filmemacherinnen hingegen entschieden sich, besonders ›lesbische Lebens- und Widerstandsformen sinnlich-konkret zu dokumentieren⁷. Als Inspiration dafür dienten ihnen drei Dokumentationsfilme aus dem angloamerikanischen Raum – *Women Like Us* (1989), *Women like that* (1991) und *Before Stonewall* (1984). Die Vorstellung von der prinzipiellen Widerständigkeit von Lesben war zentral für die Lesbengeschichte in den 1970er und 1980er Jahren, wurde jedoch inzwischen als Mythos dekonstruiert.⁸

Eben jene Lesbengeschichte bediente sich intensiv der Methode Oral History. »Das Gespräch als pluralistische Methode der Erinnerungsarbeit und Geschichtsschreibung⁹ wurde auch zentral für die Arbeit am Film. Im Interview mit Ulrike Helwerth schildern die Filmemacherinnen, wie intensiv die Arbeit mit den Protagonistinnen war, wie viel Beziehungsarbeit und Vertrauen es brauchte, sie vom öffentlichen Sprechen über ihre Leben zu bewegen. Sie bezogen die Zeitzeuginnen auch intensiv in den Dreh und den Schnitt des Materials ein und praktizierten so partizipative künstlerische Forschung.¹⁰

6 Vgl. Karstädt und von Zitzewitz, ... viel zuviel verschwiegen, 19–21.

7 Karstädt und von Zitzewitz, ... viel zuviel verschwiegen, 10.

8 Vgl. Hanna Hacker, »Erinnerungen an die Möglichkeit einer Historiografie lesbischer Frauen und die queere Notwendigkeit ihres Verlusts,« *L'Homme. Z. F. G.* 28, Nr. 1 (2017): 78–79.

9 Elske Rosenfeld und Suza Husse. Vorwort.« In *wildes wiederholen. material von unten. Dissidente Geschichten zwischen DDR und pOstdeutschland #1*, hg. von Elske Rosenfeld und Suza Husse (Berlin: Archive Books und District Schule ohne Zentrum, 2019), 11.

10 Vgl. Karstädt und von Zitzewitz, ... viel zuviel verschwiegen, 21.

In dem Film wurden dann diese einzelnen Erzählungen zu einem größerem Narrativ verwoben, »um diesen Bruch darzustellen zwischen der Individualisierung bis zu den siebziger Jahren und der öffentlichen Organisierung danach.« Es ist eine Geschichte von politischem Aufbruch als Antwort auf Marginalisierung.

Der Film entstand unter prekären Bedingungen und immer wieder waren die beiden Filmemacherinnen mit Homosexuellenfeindlichkeit konfrontiert: Eine Finanzierung war schwer zu finden auf Grund des Themas. Eine Zusage durch die Berliner Filmförderung der Senatsverwaltung für Kulturelle Angelegenheiten ermöglichte schließlich die Produktion. Es kam jedoch zu anhaltenden Konflikten mit der Produzentin, welche die beiden mit an Bord geholt hatten, die sogar in rechtlichen Auseinandersetzungen endeten. Sie stellten darüber hinaus fest: »Für Frauen- und Lesbenfilme gibt es keine entwickelte Infrastruktur – weder in den Förderungsgremien noch in Produktion und Vertrieb.¹¹« Trotzdem stellten sie den Film bereits 1992 fertig und fanden mit der Edition Salzgeber einen Verleih. Nach der Premiere im Mai lief der Film in Ost- und Westdeutschland sowie einigen weiteren Ländern. Die Filmscreenings fanden oft in Frauenzentren statt. Die anschließenden Publikumsgespräche boten einen Raum für Austausch. Der Film trug auch zu einer Verständigung zwischen ost- und westdeutschen Lesben bei.¹² Es wurde im Publikums Gespräch aber auch Kritik an dem Film geäußert. So kritisierten beispielsweise Frauen aus dem Umfeld der afroamerikanischen Aktivistin Audre Lorde, dass es keine Schwarze Protagonistin gab.¹³ Auch in dem Interview werden Sexualität, Paarbeziehungen und auch lesbische Elternschaft als Leerstellen des Films markiert.

Die Fragen, die sich beim Lesen stellen, sind breit gefächert:

- Wie kann ein Austausch über Generationen und politische Differenzen hinweg aussehen?
- Wer wird (un-)sichtbar?

¹¹ Karstädt und von Zitzewitz, ... viel zuviel verschwiegen, 23.

¹² Vgl. Karstädt und von Zitzewitz, ... viel zuviel verschwiegen, 23–24.

¹³ Vgl. FFBIZ-Archiv Berlin, M Rep. Berlin 20.1 Perspektiven auf 1989 – 2, Interview mit Christina Karstädt durchgeführt von Katja Koblitz und Lena Kühn am 23. März 2019 im Rahmen des Projektes »Friedliche Revolution? Lesbisch-feministische Perspektiven auf 1989.

- Welches Potential haben künstlerisch-dokumentarische Auseinandersetzungen mit queerer Geschichte?
- Wie politisch sind queere Geschichten?
- Welche Rolle spielen Gefühle beim Forschen und der Rezeption?
- Was sind die (Arbeits-)Bedingungen unter denen queere Geschichten erforscht und sichtbar gemacht werden?

Fotografien von Liva Tresch im »Barfüsser« in Zürich (1963–1973)

Corinne Rufli

»Es waren immer die Menschen an ihren offenen Stellen bei ihrem Menschsein, die mich interessierten«, erzählt Liva Tresch (*1933) über ihre Art zu fotografieren. »Ich versuchte mit meiner Kamera die Verträumtheit und die Seligkeit in den Gesichtern einzufangen.«¹ Die Fotografin war lange Zeit die einzige, die in der legendären Zürcher Schwulen- und Lesbenbar »Barfüsser« fotografieren durfte. Tresch wurde in den 1960er und 1970er Jahren zur Hoffotografin einer homosexuellen Subkultur. Dieses Umfeld sei zu ihrer Familie geworden, sagt sie.

Das Fotografieren hatte Liva Tresch sich selbst beigebracht. Mit ihrer späteren Lebenspartnerin machte sie sich 1968 selbstständig mit Fotogeschäft und Labor. Ihr Zuhause in Zürich wurde zu einem privaten Treffpunkt für Feste und zu einem Auffangort für lesbische Freundinnen in Not.

Liva Tresch galt als unkorrumpierbar. »Diskretion war in der Szene sehr wichtig«, erzählt sie. »Einmal geschah es, dass zwei Herren im Mercedes bei mir auftauchten und ein gewisses Foto wollten. Sie boten mir Geld an, doch ich gab das Bild nicht raus. Sie wollten wohl jemanden fertigmachen. Denunziantentum gab es auch in den eigenen Kreisen, oft waren da die grössten Feinde. Aber ich machte da nicht mit.«

Liva Tresch, die in einfachsten Verhältnissen in einem Schweizer Bergdorf im katholischen Kanton Uri aufgewachsen ist, floh mit 20 nach Zürich, wo sie zu Beginn in Fabriken ihren Lebensunterhalt verdiente. Früh sei ihr klar gewesen: »Ich bin unehelich, dumm und jetzt auch noch schwul!« In der Stadt entdeckte sie bereits in den 1950er Jahren Kneipen und Bars, in denen auch

1 Alle Zitate von Liva Tresch aus: Corinne Rufli, »Seit dieser Nacht war ich wie verzaubert. Frauenliebende Frauen über siebzig erzählen.« (Baden: Hier und Jetzt, 2015).

lesbische Frauen verkehrten. Sie und ihre Freundinnenclique hätten damals viel »gesoffen« und Unfug getrieben.

Liva Tresch wurde 2005 einem grösseren und jungen Publikum bekannt, als der Dokumentarfilm »Katzenball« mit Porträts von lesbischen Frauen unterschiedlicher Generationen herauskam. Und ich, Corinne Rufli, habe die Fotografin 2015 in meinem Buch über frauenliebende Frauen über siebzig porträtiert. Seither ist Liva Tresch eine gefragte Interviewpartnerin für Medien aller Art, gerade weil sie eine grosse Begabung hat, ihre Erinnerungen bildhaft und lebhaft zu erzählen.²

Abb. 1: Lust auf Männlichkeit: Fasnachtsball im »Barfüsser« in Zürich 1963



Bild: Liva Tresch / Schweizerisches Sozialarchiv Zürich. Sozarch_F_5034-1963-00-011

² »Katzenball« (2005) von Regisseurin Veronika Minder wurde u.a. mit dem Teddy Award für den besten Dokumentarfilm an der Berlinale ausgezeichnet und ist auf Play Suisse oder YouTube zu sehen. Liva Tresch kommt auch im Schweizer Dokfilm »Hass gegen LGBTQ – Von Diskriminierung und Widerstand« vor: <https://www.youtube.com/watch?v=RzeiVlsjTzU>. Dazu im Buch: Rufli, »Seit dieser Nacht war ich wie verzaubert.« Frauenliebende Frauen über siebzig erzählen.

Abb. 2: Lesbische Geselligkeit im »Barfüsser« in Zürich 1966



Bild: Liva Tresch / Schweizerisches Sozialarchiv Zürich. Sozarch_F_5034-1966-08-013

Abb. 3: Ein Frauenkuss im männlich dominierten »Barfüsser« in Zürich 1964



Bild: Liva Tresch / Schweizerisches Sozialarchiv Zürich. Sozarch_F_5034-1964-16-017

Seit der »Barfüsser« 1956 unter neuer Leitung seine Türen geöffnet hatte, entwickelte sich die Bar inmitten der Zürcher Altstadt zu einem legendären Treffpunkt für Schwule, Lesben und queere Menschen. Dunkle Vorhänge vor den Fenstern und schummriges Licht hielten neugierige Blicke ab. Es war eine verruchte Atmosphäre zwischen Leidenschaft, Kamerad*innenschaft, Anonymität und Einsamkeit. Das Lokal verfügte über zwei Ausgänge – bei einer Polizeirazzia konnten die Männer, auf die es die Polizei meist abgesehen hatte, schnell verschwinden. Denn es drohte – noch bis 1979 – ein Eintrag in das gefürchtete »Schwulenregister«.³

Einordnung der Quelle

Orte wie der »Barfüsser« waren auf höchste Diskretion und Anonymität angewiesen. In gewissen Lokalen gab es nur Einlass für Personen, die Mitglied waren, viele kannte man einzlig unter einem Pseudonym. Auch wenn in der Schweiz »widernatürliche Unzucht« unter Erwachsenen seit 1942 nicht mehr strafbar war, war die gesellschaftliche und staatliche Repression so gross, dass fotografische Quellen von Besucher*innen höchst selten sind. Darum sind diese von Liva Tresch erstellten Bilder ein wahrer Schatz. Mit den in den Jahren 1963 bis 1973 geschaffenen 6000 Fotografien schuf Tresch ein einzigartiges Werk, das heute im Schweizerischen Sozialarchiv Zürich aufbewahrt ist. Auf der Mehrheit der Bilder sind schwule Männlichkeiten zu sehen. Meine Auswahl legt bewusst den Fokus auf Repräsentationen frauenniebender Frauen, um einen Beitrag zu deren Sichtbarkeit zu leisten.

Spannend ist es, darauf zu achten, wie Geschlecht und Geschlechterdifferenzen ausgedrückt und gezeigt werden. Auf den Fotografien sehen wir Frauen mit Cowboyhut, aufgeklebtem Schnauz, Kapitänsmütze oder Matrosenhut, butchige Fönfrisuren mit maskuliner Gestik beim Zigarettenrauchen, dazu Anzug, Hemd und Krawatte, leuchtende Manschettenknöpfe, grosse Fingerringe, oder auch eine Frau im Kleid, oder mit roten Fingernägeln, perfekt gezupfte Augenbrauen. Ein Spiel mit den Geschlechtern, ein Hauch

³ Mehr zu den Schweizer »Homo-Registern« auf schwulengeschichte.ch: <https://schwulengeschichte.ch/epochen/6-aufbruch/entscheidendes-jahr-1978/ende-der-homo-register/>

amerikanischer Butch-Femme-Kultur⁴, eine Lust an Drag, an Travestie. Eine kesse und vielfältige Antwort auf die starren weiblichen Geschlechternormen, die in den 1950er und 1960er Jahren dominierten und sich mit den sozialen Bewegungen ab den 1970er Jahren aufzulösen begannen. Die auf den Fotos zu sehenden sub- und gegenkulturellen Codes erlaubten es den Einzelnen nicht nur, sich untereinander in der Öffentlichkeit zu erkennen, sie schufen auch ein Selbstbewusstsein und ein Gefühl der Zugehörigkeit in einer heteronormativen Welt des Ausschlusses.

Das Werk von Liva Tresch gibt einen ungewohnten Einblick in das Ausgehverhalten und die Festfreude einer versteckten Generation von homosexuellen Frauen und Männern. Die Bilder sind Zeugnisse einer queeren Subkultur, in der Geschlechtergrenzen ausgelotet und überschritten, Geschlechternormen kritisiert und parodiert werden konnten. Da Liva Tresch oft die beliebten »Fasnachtsbälle« [schweizerisch für Faschingsbälle] fotografierte, kommt diese Subversion der Heteronormativität in ihren Bildern besonders deutlich zur Geltung.

Die Bar zog unterschiedliche Frauen an. Beim gemeinsamen Bier oder Anzünden einer Zigarette, mögen verschiedene Vorstellungen des Lesbischseins aufeinandergetroffen sein. Mit dem Beginn der Zürcher Lesbenbewegung Anfang der 1970er Jahre versuchten die politisierten, aktivistischen und feministischen Mitglieder der Homosexuellen Frauengruppe in Zürich (HFG) immer wieder im »Barfüsser« Mitstreiterinnen zu gewinnen und sie so aus dem düsteren Lokal auf die Strasse zu holen. Viele Frauen fühlten sich jedoch im »Milieu«, wie der Sub genannt wurde, wohler und konnten und wollten sich nicht mit den in ihren Augen zu radikalen Lesben zusammentun.

Die Quelle wirft verschiedene Fragen auf:

- Welche Personen konnten sich Besuche in Homosexuellenbars leisten, wer fand den Weg dahin und was waren die Motive?
- Welche liessen sich fotografieren?

4 Damit ist eine lesbische Subkultur aus den US-amerikanischen Arbeiter*innenmilieus in den 1950er-Jahren gemeint, in der Frauenbeziehungen von einem erotischen Begehrten bestimmt werden, das sich auf die Differenz zwischen nichtheteronormativen Formen von Femininität und Maskulinität bezieht. Diese Kultur lebt in vielen Formen weiter. Ein Klassiker dazu ist das Buch: »Stone Butch Blues« (1993) von Leslie Feinberg. Dazu gibt es auch das von Stephanie Kuhnen herausgegebene Buch »Butch Femme. Eine erotische Kultur« (1997).

- Woher kamen die Inspirationen für die Posen und Outfits?
- Welche Ähnlichkeiten und Unterschiede zur heutigen schwul-lesbisch-queeren Szene sind auf den Bildern zu entdecken?
- Welche Stimmungen sind zu spüren?
- Aus der damaligen Diskretion des Fotografierens in einem geschlossenen Raum sind heute öffentliche Bilder geworden, die mehrfach in Zeitungen abgedruckt wurden – welche Konsequenzen und Bedeutung hat dies für die Porträtierten, die Fotografin, die nächsten Generationen?
- Seit 2015 hängen Gedenktafeln zur ersten Zürcher Homosexuellenbewegung der 1930er Jahre beim Eingang des »Barfüssers«. Was bedeuten solche Formen der Erinnerung für das Verständnis einer heutigen queeren Community?

Fürsorgeerziehungssache der Kinder Voss (1943)

Katja Patzel-Mattern

Abb. 1: Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Staatsarchiv Ludwigsburg F 260 I Bü
3257

Der Oberbürgermeister der Stadt der Auslandsdeutschen
Wohlfahrtsamt Stuttgart-S, Wilhelmplatz 10

Amtsgericht

An das Amtsgericht Stuttgart-Bad Cannstatt
Stuttgart-Bad Cannstatt

5. Juli 1943

- Jugendamt -

Girokonto Nr. 450
Stadt. Girokonto Stuttgart

Postcheckkonto Nr. 7780
Postcheckamt Stuttgart

Beilagen Ihre Zeichen Ihre Nachricht vom
1 Bd. Akten z. GR. 372/75/43 25.5.43

Fernsprecher:
Fernverkehr 29746
Ortsverkehr 99011

Voraussetzung für die rasche
Bearbeitung Ihrer Anzeige ist
die Angabe dieses Zeichens:

Hausnr. Meine Zeichen
40 J E Stuttgart,
29.5.43

Betreff: Fürsorgeerziehungssache der Kinder [REDACTED]

Nach unseren Feststellungen hat sich in der Zwischenzeit nichts besonderes ereignet. Frau [REDACTED] macht nun Heimarbeit für Fa. [REDACTED] und ist den ganzen Tag zu Hause. Die Kinder essen seit einigen Wochen nicht mehr in der Kindertüte sondern werden von der Mutter verköstigt. Die Wohnung der Frau [REDACTED] ist jedoch immer noch ein Taubenschlag. Trotz Verwarnung hält sie ihre Beziehungen zu den schlecht beleumundeten Frauen [REDACTED] und [REDACTED] weiter. Frau [REDACTED] hat sich auch einige Wochen ganz im Haushalt [REDACTED] aufgehalten; auch sieht man beide Frauen öfter zusammen ausgehen. Frau [REDACTED] ist zu raffiniert, um im Augenblick durch unvorsichtiges Verhalten besonders aufzufallen. Die Pflege und Versorgung der Kinder scheint seit der strengen Überwachung eine leichte Besserung erfahren zu haben. Die Kinder selbst waren von

40 Nr. 103. S. 2. 45. 20.000 Q997

Transkription

Wohlfahrtsamt Stuttgart-S. Wilhelmsplatz
Jugendamt

29.6.43

Fürsorgeerziehungssache der Kinder V o s s¹

[...] Frau Voss macht nun Heimarbeit [...] und ist den ganzen Tag zu Hause. Die Kinder essen seit einigen Wochen nicht mehr in der Kinderküche [sic!] sondern werden von der Mutter verköstigt. Die Wohnung der Frau Voss ist jedoch immer noch ein Taubenschlag. Trotz Verwarnung hält sie ihre Beziehungen zu den schlecht beleumundeten Frauen Lux und Fischer weiter. Frau Lux hat sich auch einige Wochen ganz im Haushalt Voss aufgehalten; auch sieht man beide Frauen öfter zusammen ausgehen, Frau Voss ist zu raffiniert, um im Augenblick durch unvorsichtiges Verhalten besonders aufzufallen. Die Pflege und Versorgung der Kinder scheint seit der strengen Überwachung eine leichte Besserung erfahren zu haben. Die Kinder selbst waren jeher ordentlich und anständig, man hat jedoch den deutlichen Eindruck, dass seit dem Tode des Vaters der Zusammenhalt in der Familie doch recht fehlt, wenngleich sich Frau Voss auch nach außen hin bemüht, ihre Kinder ordentlich zu versorgen. Solange die Mutter jedoch ihre zweifelhaften Freundinnen nicht aus ihrem Haushalt ausschaltet, müssen die Kinder als gefährdet betrachtet werden. [...]

Staatsarchiv Ludwigsburg, Amtsgericht Bad Cannstadt: Fürsorgeerziehung, F 260 I Bü 3257.

Quellenkommentar:

Die Quelle stammt aus einem umfangreichen Konvolut der Jahre 1943 bis 1945. Angelegt in einer Fürsorgesache, dokumentiert sie die Vorbehalte und Unterstellungen sowie die latenten Drohungen, denen allein oder in Frauenfamilien lebende Frauen im Nationalsozialismus ausgesetzt sein konnten.

¹ Alle im Text genannten Namen, mit denen historische Personen bezeichnet werden, sind pseudonymisiert.

Der Bericht gibt die Ergebnisse eines der regelmäßigen Hausbesuche wieder, die die Familie hinnehmen musste. Diese Hausbesuche dienten der Überwachung der Lebensführung. Sie waren von geschlechtlich und sozial kodierten Vorannahmen geprägt: Familien ohne männlichen Haushalt vorstand galten als unvollständig, alleinstehende Frauen aus unterbürgerlichen Schichten als eher unzuverlässig. In diesem Sinne urteilte das Jugendamt Stuttgart Anfang Mai 1943 auch im Falle von Frau Voss: »Frau Voss nahm, da sie wieder kränklich war, Heimarbeit an. Trotzdem sie nun zu Hause ist, nimmt sie sich nicht die Zeit [sic!] ihren Kindern ein Mittagessen herzustellen. Diese essen vielmehr in der Stadt. Kinderküche Bad Cannstadt. [...] Auch scheint sie wirtschaftlich nicht auszukommen, sonst würde sie nicht Bettwäsche und andere Haushaltsgegenstände ins Leihhaus tragen.² Unterstellt wird hier fehlendes Verantwortungsbewusstsein der Mutter, ohne dass zugleich reflektiert würde, dass die außerhäusige Speisung der Kinder auch der wirtschaftlichen Lage der Familie geschuldet sein könnte. Dieses grundlegende Misstrauen zieht sich durch die Dokumentation des Falls und zeigt sich auch in der eingangs zitierten Quelle. Hier kollidiert die Beobachtung, dass die Kinder gemäß den Vorstellungen der Zeit angemessen versorgt würden und »ordentlich und anständig« seien, mit Annahmen über mutmaßliche negative Wesenseigenschaften der Mutter, angenommene Bindungsdefizite in der vaterlosen Familie und Gefährdungen des kindlichen Wohls durch Freundinnen der Mutter. Diese Annahmen sind geeignet, die Sorgearbeit von Frau Voss ebenso zu diskreditieren wie ihre Fähigkeit, als Mutter Verantwortung für ihre Kinder zu übernehmen. Vor dem Hintergrund einer Schutzaufsicht, unter der die Kinder von Frau Voss standen, kann die mögliche Wirkung solcher Wertungen nicht überschätzt werden. Sie hätten die Entnahme der Kinder aus der Familie und ihre Überstellung an die Fürsorge begründen können. Auch wenn das hier nicht Fall war, lässt sich erahnen, wie sehr die ständige Beobachtung und die Konfrontation mit Unterstellungen die betroffene Frau, ihre Freundinnen und Kinder belasten mussten.

Das Beispiel ist kein Einzelfall. »Bei Kriegsende lebten im besetzten Deutschland viele Frauen mit Kindern oder »allein«, »ohne Ehemann«, konstatiert die Historikerin Kirsten Ploetz.³ Die Wahrnehmung dieser Frauen,

² Staatsarchiv Ludwigsburg, Amtsgericht Bad Cannstadt: Fürsorgeerziehung, F 260 I Bü 3257: Wohlfahrtsamt Stuttgart – Jugendamt (4.5.43), Bl. 2.

³ Kirsten Ploetz, »...in ständiger Angst...«. Forschungsbericht des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin und der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld, (Mainz: Ministerium für Bildung und Kultus, 2002).

die ohne Ehemann lebten, war ambivalent: Einerseits war ihre Lebensweise suspekt, entzog sie sich doch dem Ideal der heterosexuellen Ehe. »Alleinstehende« Frauen und Müttern wurde das Potential zugeschrieben, die soziale Ordnung mit dem männlichen Alleinernährer und der ehelich gebundenen Zweigeschlechtlichkeit infrage zu stellen. Das zeigen Berichte von Frauen, die Regina Bohne im Jahr 1960 befragte: »Der sogenannte gesellschaftliche Kontakt berufstätiger, vor allem freiberuflich arbeitender Frauen beschränkt sich nach meiner Erfahrung nur auf ebenfalls berufstätige Frauen. Die Ehefrauen der Männer, mit denen ich beruflich zu tun habe, sind eifersüchtig darauf bedacht, die Kollegin ihres Mannes ja nicht gesellschaftlich heranzuziehen, wenn diese unverheiratet ist oder wenn sie keinen Freund hat, der mit eingeladen werden kann.⁴ Ausgrenzung und soziale Isolation konnten Folgen sein. Andererseits wurde die Lebensweise »alleinstehender« Frauen, die mit einer anderen Frau zusammenlebten, vielfach einfach übersehen. Das galt immer dann, wenn die Heteronorm nicht infrage gestellt wurde. Eine vom Mann unabhängige Sexualität war tabuisiert und infolgedessen öffentlich kaum wahrnehmbar und thematisierbar. Gab sich die Frauenfreundschaft also platonisch und als Modell wechselseitiger Versorgung in der Kriegs- und Mangelwirtschaft, konnte sie – wurden die in ihr lebenden Frauen nicht anders auffällig – unbeobachtet gelebt werden.

Anschließend an die Überlegungen Benno Gammerls lässt sich konstatierten, dass sich frauenliebende Frauen ebenso wie solche, die ohne Mann lebten, in den späten 1940er und den 1950er Jahren einerseits besonderer Beobachtung und der Delegitimierung ihres eigenständigen weiblichen Lebens ausgesetzt sahen. Der daraus resultierende Druck ließ viele von ihnen zumindest zeitweise eine Ehe eingehen. Andererseits konnten diese Frauen aber auch »ahnungslos« und »schmiegsam« die Heteronormativität der da-

rium für Familie, Frauen, Jugend, Integration und Verbraucherschutz Rheinland-Pfalz, o.J.): 20.

⁴ Regina Bohne, *Das Geschick der zwei Millionen. Die alleinlebende Frau in unserer Gesellschaft*, (Düsseldorf: Deutscher Bücherbund, 1960): 120. Eine weitere Frau berichtet von zunehmenden Einladungen aus dem Bekannten- und Kollegenkreis, nachdem sie einen Mann kennengelernt hatte – Einladungen als Paar, obwohl der Mann des Deutschen nicht mächtig war. Sie konstatiert: »Ich selber aber schien überall, wo ich in seiner Begleitung aufrat, nunmehr ein vollgültiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden zu sein«. Ebd., 121f.

maligen Gesellschaft unterlaufen«.⁵ Selbstentwürfe und Lebensweisen der in der Wahrnehmung der betrachteten Zeit ›alleinstehenden‹ Frauen waren plural. Ohne immer zu wissen, wie sie begehrten, können wir als Historiker*innen sehen, dass sie ihr Leben gestalteten und aktiv dazu betrogen, ihre eigenen Vorstellungen von einem guten Leben zu realisieren – auch gegen Widerstände. Dafür mussten sie sich vielfach arrangieren. Ihre Lebensentwürfe orientierten sich daran, was angesichts von Normen und Restriktionen möglich und zugleich für sie lebenswert war.

Das gilt auch für Frau Voss und ihre Kinder, die später mit Frau Lux und deren Kindern gemeinsam eine Wohnung und das Leben teilen sollten. Durch einen Umzug und die aktive Teilnahme an den vom NS-Staat geforderten Arbeits- und Kriegseinsätzen konnten sie sich und ihre Lebensweise im Sinne der ideologischen Vorgaben legitimieren. Die nach dem Umzug verfassten Berichte des Jugendamtes betonen nun die Unauffälligkeit, soziale Angepasstheit und gelungene Haushaltsführung der ›vaterlosen‹ Familie und forderten die Aufhebung der Schutzaufsicht. Den Frauen gelang es durch soziale Angepasstheit ihre Frauenfamilie zu schützen und zu bewahren. Zu diesem Zweck – auch das gilt es zu berücksichtigen –, fügten sie sich zugleich in die nationalsozialistische Gesellschaft und ihre Ordnung ein. Ambivalenzen werden offensichtlich.

Vor diesem Hintergrund lässt sich nach der Vielschichtigkeit lesbischen und nicht-heteronormativen Lebens fragen. Wie kann man diese Vielschichtigkeit historisch einordnen? Wie lassen sich angesichts der latenten Bedrohung alternativer, von der Heteronorm abweichender Lebensentwürfe soziale Anpassungsleistungen bewerten, wie sie Frau Voss und Frau Lux erbringen? Ist es sinnvoll, diese Aneignungen gegebener Normen und die Gestaltungen von Lebenswelten in ihrer Pluralität nebeneinander zu stellen und jeweils für sich selbst stehen zu lassen? Und schließlich, wie kann das auf der Grundlage von Quellen gelingen, die für die hier betrachtete Zeit mehrheitlich aus Sicht der normsetzenden oder verfolgenden Institutionen verfasst sind? Was braucht es, um diese Texte zu ›queeren‹?

⁵ Benno Cammerl, anders fühlen. Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. Eine Emotionsgeschichte (München: Hanser, 2021): 57.

Bewegungszeitschrift »Lesbische Transen – ich bin eine von ihnen« (1991)

Maria Bühner

Abb. 1: Robert-Havemann-Gesellschaft/GZ-S 01, Nadja Schallenberg, »Lesbische Transen – ich bin eine von ihnen«, frau anders 5, 1991, 8–10



Lesbische Transen – ich bin eine von ihnen (1991)

Transkription S. 9-10¹

»spürte ich sexuelle Unzufriedenheit. Einen Orgasmus lehrte ich erst mit 20 Jahren kennen. Nicht am Penis, sondern an den Brüsten.

Schon zu dieser Zeit merkte ich, dass da etwas nicht stimmt, faul ist. Doch ich wollte Gewissheit, und es zog mich immer wieder zu weiblichen Wesen. Ich verfluchte mich und die Frauen.

Probierte es dreimal mit Männer. Auch hier wieder eine enttäuschendes Ergebnis. Erst die kurzzeitige Beziehung mit einer lesbischen Frauen gab mir einige Schlüsselerlebnisse.

Männlichkeit, stößt mich immer stärker ab, ja sie ekelt mich manchesmal regelrecht an. Bereits in jungen Jahren fühlte ich mich unter weiblichen Wesen wohler als unter männlichen, nur ich gehörte damals noch nicht zu ihnen. Auch komme ich mit Frauen besser aus als mit Männern. Das Verhalten, das Männer in den Tag legen, ist für mich beinah widerlich. Die einzige Sorte Mann, die mir imponiert, ist der Schwule. Doch auch sie können mir das nicht geben, was Frau ausmacht. Da fehlt das gewisse Etwas, was ich so liebe und brauche.

Sind es denn nicht die Männer, die die Gesellschaft, die Gesetze und das Leben bestimmen. Sie sind doch diejenigen, die mir den Weg zu meinem Leben versperren, mich diskriminieren. Sie sind doch immer wieder die, die das Schwächere (Frauen, Kinder, »Abartiges«), dementsprechend behandeln. Und deswegen möchte ich nicht mehr mit Männlichkeit und meiner »eigenen« zu tun haben. Dennoch akzeptiere ich sie und muß sie so nehmen, wie sie sind. Aber einen Mann als Partner für's Leben – niemals. Ich war lange genug in meiner männlichen Rolle und will keinen näheren körperlichen Kontakt zu ihnen, vom Penis ganz zu schweigen.

In öffentlichen Diskussion stell ich immer wieder fest, daß lesbische und emanzipierte Frauen sich mit dieser Sachlage recht schwer tun.

Gerade lesbisch und emanzipierte Frauen fühlen sich durch uns transsexuelle Frauen angegriffen, in ihrer Weiblichkeit verletzt. Sie, die doch so für die Gleichberechtigung der Frau plädieren, gerenzen uns allzu oft aus. Wir sind

1 Es wurde in der Transkription die Rechtschreibung des Originals übernommen.

für viele Frauen »Männer«, die sich gekonnt getarnt in ihr weibliches Dasein einschleichen, umso beispielsweise an lesbische Frauen heran zu kommen. Wir stören ihr weibliches Umfeld, da wir irgendwelche verhassten Eindringlinge sind und keine »echten« Frauen.

In Hetero-Läden fühlen Elke und ich uns nicht wohl. In schwule Diskotheken wollen und passen wir nicht rein. In Lesbenläden kommen wir nicht rein. Wo finden wir also unserem Platz...?

Weshalb erleben wir doppelte Ausgrenzung? Es ist schon schwer genug auf dem Weg vom heterosexuellen Mann zur lesbisch-emancipierten Frau und auf diesem Weg auch noch seine Familie zu verlieren. Zur Zeit habe ich nur noch Elke. Meine Eltern schmissen mich raus.

Seit September 1990 bin ich in hormoneller Behandlung. Seit dieser Zeit teile ich mein Leben mit Elke, so dass Elke mit mir zusammen aufwächst.

Beide lernten wir uns zufällig oder doch gewollt kennen. Doch vom ersten Moment an wußte ich es... Elke, 37, lieb, intelligent, einfühlsam, zärtlich, verständnisvoll. Die äußere Merkmale sind für mich zweitrangig. Mich interessiert der Mensch Elke. Sie ist ein Mensch voller Kraft und Vitalität und einer besonderen Schönheit.

Sie liebt mich als Mensch, so wie ich bin. Auch will sie mich nicht mehr anders haben. Durch diese Beziehung habe ich mich – haben wir uns gefunden.

Nadja Schallenberg
Mai 1991

Quellenkommentar

Die Geschichte queerer und feministischer Bewegungen ist stets auch eine Geschichte von intensiven Diskussionen und (wiederkehrenden) Konflikten, die sich oft an der Frage entzündeten, wer das Kollektivsubjekt identitätspolitisch ausgerichteter Bewegungen sei (und wer nicht). In dem Artikel »Lesbische Transen – ich bin eine von ihnen« berichtete die Aktivistin Nadja Schallenberg von ihrer schwierigen Situation als trans Frau. Der Artikel erschien 1991 in der

ostdeutschen lesbischen Bewegungszeitschrift *frau anders*.² Ihr Erfahrungsbericht war ein wichtiger Beitrag zur emotional geführten Diskussion um das Verhältnis der Frauen- und Lesbengruppen zu trans Frauen, die bis heute immer wieder aufflammmt.

In der DDR war in den 1980er Jahren eine eigenständige Lesbenbewegung unter dem Dach der Evangelischen Kirche und in Privaträumen entstanden. Vor allem durch verschiedene Praktiken der Selbsterfahrungsarbeit brachten sie eine kollektive Identität als Lesben hervor. Die Aktivist*innen betonten immer wieder, dass Lesben auf Grund ihres Geschlechts und ihrer Homosexualität eine doppelte Diskriminierung erfuhren. Zentraler Bezugspunkt war die Vorstellung von Frau-Sein, die an einen ›weiblichen Körper‹ und eine ›weibliche Sozialisation‹ gekoppelt war.³

Mit *frau anders*, die die Jenenser Lesbengruppe ab Anfang 1989 zunächst illegal als Samisdat von herausgab, entstand erstmals eine lesbische Gegenöffentlichkeit. Dort zeigte sich schnell, wie vielfältig und unterschiedlich die tatsächlichen Erfahrungen und Selbstbilder von Lesben waren. Es wurden, wie Eva Sänger herausstellt, »konkurrierende Deutungsmuster weiblicher Subjektivität und lesbischer Existenzweise diskutiert und verhandelt und davon ausgehend individuelle und kollektive Handlungs- und Umgangsstrategien entwickelt«.⁴ Ab 1990 intensivierte sich die Debatte, wie weit oder eng die Identität als ›Lesbe‹ zu fassen sei und wie sie sich zu verschiedenen Differenzkategorien wie Mutterschaft, Rassismuserfahrungen und Bisexualität verhalten solle. Das spiegelte die Notwendigkeit einer Selbstvergewisserung in sich pluralisierenden Diskursen um lesbische Identität, auch unter dem Eindruck des intensivierten Austauschs mit der westdeutschen Bewegung.

Die Diskussion um trans Frauen wurde in der *frau anders* 1991 geführt und war besonders auch eine Auseinandersetzung mit der Frage, was Weiblichkeit und Frau-Sein ausmache. Die Initialzündung war ein Interview mit Hella von

2 Nadja Schallenberg, »Lesbische Transen – ich bin eine von ihnen«, *frau anders* 5, 1991, 8–10. Ich danke Judith Geffert für den Hinweis auf die Quelle.

3 Vgl. Maria Bühner, »[W]ir haben einen Zustand zu analysieren, der uns zu Außenseitern macht«: Lesbischer Aktivismus in Ost-Berlin in den 1980er-Jahren, in *Europäische Geschlechtergeschichten*, hg. von Maria Bühner und Maren Möhring (Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2018): 111–131.

4 Eva Sänger, »Lieber öffentlich lesbisch als heimlich im DFD«. Die Samisdat-Publikation *frau anders* in der DDR 1988/89, in *Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Erfahrungen Politiken Subjekte*, hg. von Susanne Lettow, Ulrike Manz und Katja, Sarkowsky (Königstein, Taunus): Ulrike Helmer Verlag, 2005): 176.

Sinnen, in dem sie sich für die Akzeptanz von trans Frauen aussprach.⁵ Gegen dieses Pläoyer wandte sich die Erfurter Frauengruppe *Autonome Brennnessel*, in der auch Lesben aktiv waren. Sie sprachen trans Frauen ihr Frau-Sein komplett ab: »ein operierter mann ist noch lange keine frau und wird auch nie eine sein. [sic!]«⁶ Auf diesen Leserinnenbrief gab es eine direkte Erwiderung der *frau anders*-Redakteurin Kerstin Rösel, die dafür plädierte »eine/n Transsexuelle/n in der Lesbengruppe zu haben, mit der/dem ich das Thema **erleben** kann«. Das sei besser »als in dicken Büchern von irgendwelchen zweifelhaften ›Wissenschaftlern‹ zu blättern«.⁷ Anstelle von pauschaler Ablehnung sprach sie sich also dafür aus, transgeschlechtliche Personen in die Gruppen aufzunehmen. Sie ruft auch andere Lesben auf, sich zu diesem Thema zu äußern, und diese Chance ergriff Nadja Schallenberg.

In ihrem Beitrag zeigte sie auf, wie schwierig die Situation von trans Frauen war. Sie berichtet von Isolation, dem schwierigen Zugang zur rechtlichen und medizinischen Geschlechtsangleichung und davon wie, sie als lesbische trans Frau eine potenzierte Ausgrenzung erfährt. Mit ihrer Partnerin fühlte sie sich weder in hetero- noch in homosexuellen Räumen willkommen. Besonders durch feministische und lesbische Personen erfuhr sie Ablehnung. 1989 hatte Nadja Schallenberg die erste Gruppe in Ostdeutschland für transgeschlechtliche Menschen gegründet und war als Aktivistin in der ›Wendezeit‹ mit Vorträgen zu diesem Thema in Ostdeutschland unterwegs. Unter ihrem Beitrag auf zwei Veranstaltungen mit ihr in Jena und Weimar im Oktober 1991 hingewiesen. 2020 berichtete sie in einem Zeitzeuginneninterview von angenehmen Gesprächen in Jena und absoluter Ablehnung in Weimar.⁸

Der Status von trans Frauen in der Lesbenbewegung war prekär und sie wurden keinesfalls einfach als Frauen, mögliche Gruppenmitglieder und Verbündete akzeptiert. Die Vorstellung von Frau-Sein, auf welcher die Idee einer politischen Identität der meisten Lesben gründete, war sehr eng an Cis-geschlechtlichkeit geknüpft.

5 Anja Kossak, »Interview mit Hella von Sinnen ›Es funktioniert. Es funktioniert tatsächlich‹«, *frau anders*, 2, 1991, 16–17.

6 Autonome Brennnessel, »hallo ihr redaktionsfrauen,« *frau anders*, 3, 1991, 12.

7 Kerstin Rösel, »Antwort auf die Kritik der Gruppe ›Lesbische Ethik‹ in der ›Autonomen Brennnessel‹ Erfurt,« *frau anders*, 3, 1991, 14. Hervorhebung im Original.

8 Vgl. FFBIZ-Archiv Berlin, M Rep. Berlin 20.1 Perspektiven auf 1989 – 8, Zeitzeug*innen-Interview mit Nadja Schallenberg durchgeführt von Andrea Rottman am 12. Juni 2020 im Rahmen des Projektes Zeitzeuginnengespräche – 1989/90 aus lesbisch/feministischer Perspektive.

Die Quelle wirft verschiedene Fragen auf:

- Welche Elemente der damaligen Diskussion tauchen auch in gegenwärtigen transfeindlichen Diskursen auf?
- Wie erfuhren trans Menschen die ›lange Wende‹, also die Jahre um 1989?
- Wie könnte ein Feminismus aussehen, der trans Frauen und andere mino-ritäre Gruppen einschließt?

Oral-History-Interview mit einem 43-Jährigen, eine schwule Jugendgruppe (2008)

Benno Gammerl

P: das war damals auch nicht schön, sich mit jemandem wie mir zu treffen, also ich weiß, wir haben zum Beispiel in der Jugendgruppe ja auch, irgendwie kamen da neue Mitglieder, (.) ähm, ich weiß nicht mehr, (flüstert) wie wir das gemacht haben dann damals, (wieder laut) wir haben dann, ach doch, wir haben auch so 'ne Flugblattaktion auf dem Katharinen-Markt, also da so in der Fußgängerzone, damals gemacht, äh, [...] und das war immer schwierig, wenn es, wenn es neue jugendliche gab, die mit mir zu konfrontieren, also weil die sich auch alle nicht, ähm, mit mir zeigen wollten und, ähm, ich denn die Leute da auch so verSCHRECKT hab, klar, also weil wir waren ja meistens so, dass wir einfach ganz normale Jungs kennenlernen wollten und, ähm, ähm, (.) na ja, und wenn dann so jemand (.) kam, der da so völlig (.) drüber war und, ähm, und so auffällig in seiner Kleidung und so schrill, und (.) denn (zögernd) konnten die mit mir nichts anfangen. also so die wollten halt Jungs. (.) so. und, ähm, und deswegen hab ich mich nämlich nachher auch nicht mehr so als erstes immer mit denen getroffen. ich hatte da in dieser Gruppe 'ne relativ, 'nen relativ hohen Stellenwert (.) so, aber das, äh, hab ich denn (.) gedacht, dass das so einfach nicht geht. (.) so.

I: und dann sind sie raus aus der Gruppe?

P: nöönönöö, nee nee, ähm, dann hab ich die nicht mehr abgeholt, also das war so, wir haben uns damals im Jugendzentrum getroffen, also wir haben dann mehr Räume gebraucht, dass wir das machen konnten, das war im Jugendzentrum, und dann haben wir halt so rumgefragt und so weiter und so fort, und, ähm, und wir haben, ich weiß nicht, aus welchen Gründen haben wir uns mit den Leuten, also es waren jetzt auch nicht sooo viele da, ähm, es war immer mal wieder einer, haben wir uns mit den Leuten immer woanders

getroffen und die dann zu diesen gruppenveranstaltungen mitgenommen (.) oder auch teilweise so nur getroffen, ohne diese gruppenveranstaltungen, je nachdem. und das hab ich dann nicht mehr geMACHT, also so diese ersten treffen, sondern das haben dann andere leute gemacht. (.) so.

I: aber sie hatten inte-, innerhalb der gruppe (.) 'ne führungs-, wegweisende position?

P: ach, (.) das war 'ne, na, das war 'ne gruppe, und ich war halt sehr engagiert, sagen wir's mal so, ähm. (.) ich war engagiert, ich war beKANNt denn natürlich auch, und, ähm, solche sachen wie dieses jugendzentrum zum beispiel organisieren, das fiel mir einfach einfach, so das war so das, (.) ich bin da halt reinmarschiert und hab gesagt, so, wir sind 'ne schwule jugendgruppe und wir wollen uns treffen und haben wir denn 'ne möglichkeit, 'n raum uns zu geben. also solche sachen. [...] und sonst irgendwelche aktionen, also ich war auch sehr, also was öffentlichkeit betraf und so, sehr plakativ, ich hatte zwar immer so viel ANGST, so, aber ich hab halt auch viel mich engaGIERT einfach, ähm, schwulenpolitisch zu dieser zeit. [...]

I: aber es gab damals eben auch 'ne (.) schwule gruppe, die allerdings kein lokal hatte oder keinen, keinen festen ort in e. in den 80igern?

P: DOCH, ähm, das war, diese gruppe, der wir auch angehörten, das hieß damals [...] kreis homosexualität, und die haben sich einmal im, in der woche in 'nem café getroffen nach feierabend, in diesem café. aber das war für uns als jugendliche irgendwie nicht möglich, das wäre auch 'ne nummer zu groß gewesen, weil da musste man da abrechnen, und das war irgendwie so, aber das war so ----- ...

I: wie abrechnen?

P: na, da gab's ja auch getränke in dem café, und da war dann niemand mehr da, und dann war das irgendwie so alles auf selbstkosten, jedenfalls, also so sehr alternatiiv und, also das wäre für uns zu groß gewesen, und wir fühlten uns auch in dem jugendzentrum wohler, und wir wollten uns natürlich auch ganz deutlich abheben von den älteren, (.) weil wir einfach andere ideen hatten, wir haben andere musik gehört, und wir wollten andere sachen machen (.) einfach, (.) klar, hatten andere interessen und wollten natürlich auch JUNGE

leute kennenlernen, (pause) und gab ja nicht viel (.) da so in der provinz an (.) jungen schwulen.

Diskussion der Quelle

Das ist ein ganz typischer Ausschnitt aus dem Transkript eines Oral-History-Interviews: etwas ungeordnet, so wie man im Alltag eben auch redet. Und vieles erschließt sich erst aus dem Gesamtzusammenhang der Erzählung. Also zunächst: Von welcher Zeit und welcher Gegend wird hier gesprochen? Die »schwule jugendgruppe« traf sich in einer westdeutschen Stadt mit ungefähr 200.000 Einwohner*innen in der ersten Hälfte der 1980er Jahre. Und Herr Schubert erinnerte sich an diese Geschichten und die Rolle, die er selbst darin spielte, im Jahr 2008, als ich ihn für mein Buch *anders fühlen* interviewte.¹

Der Name Schubert ist übrigens ein Pseudonym, mein Gesprächspartner heißt nicht wirklich so. Damit die Interviewten ganz offen über ihr Privat- und Beziehungsleben sprechen konnten, haben wir im Projekt alle Erzählungen pseudonymisiert, also Namen von Personen und Orten verändert, damit niemand herausfinden kann, wer genau hier seine Geschichte mit uns teilt. Deswegen wird die Stadt als »e.« bezeichnet, der »katherinen-markt« heißt eigentlich auch anders. Die Kleinschreibung resultiert aus den Regeln für die Transkription. Bei der Verschriftlichung der Interviews sollte der Charakter der mündlichen Rede einigermaßen erkennbar bleiben. Deswegen sind kurze Pausen als »(.)« ebenso vermerkt wie Wortfetzen, Wiederholungen, Veränderungen im Ton, »(flüstert)«, Unverständliches, »--«, Dehnungen, »alternativ«, und Füll-Laute, »ähm«. In Großbuchstaben sind Silben geschrieben, die mit besonderer Betonung ausgesprochen wurden, wie bei »JUNGE leute«.

All das ist für die Interpretation des Gesagten bedeutsam. So impliziert die Betonung auf »JUNGE«, dass die Mitglieder der Jugendgruppe keine »alten Leute« kennenlernen wollten. Die Differenz von Jüngeren und Älteren, die Relevanz des Alters als Unterscheidungs- und Abgrenzungsmerkmal in queeren Zusammenhängen ist einer der spannenden Aspekte, die die obige Passage thematisiert. Wie viele Bedeutungsebenen mitschwingen können, wenn Herr Schubert sagt, dass er und die anderen Jugendlichen »ganz normale jungs kennenlernen wollten«, wird klar, wenn man erfährt, dass er an anderer Stelle da-

¹ Benno Gammerl, *anders fühlen. Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. Eine Emotionsgeschichte* (München: Hanser, 2021).

von erzählt, wie er als 15-Jähriger seine erste sexuelle Erfahrung mit einem 17 Jahre älteren Mann hatte: »der typ war 32, was uralt war für mich.«

Dass hier so scheinbar nonchalant vom Altersunterschied zwischen Sexpartnern die Rede ist, sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass sexuelle Beziehungen von Erwachsenen mit Minderjährigen sehr großes Leid verursachen konnten und in der queeren Geschichte heftig umstritten waren. Es ist an dieser Stelle unmöglich, dem Unrecht, das Kindern und Heranwachsenden angetan, der Gewalt, die ihnen zugefügt wurde und wird, auch nur ansatzweise gerecht zu werden.² Herr Schubert schildert die sexuelle Begegnung mit dem 32-Jährigen nicht als Missbrauchserfahrung. Er hatte als Jugendlicher mehrere ähnliche Kontakte, die er weder als besonders schlimm, noch als besonders schön beschreibt: »und dann hatte ich halt manchmal so sex mit älteren, die ich dann über die schwulengruppe kennengelernt hab oder auch beim outdoor-cruising, (...) auf der klappe, aber das war immer alles (...) schnell und fix und, ähm, (...) sehr unemot-, emotional und so dann.«

Indem er sexuell mit dem 15-jährigen Herrn Schubert verkehrte, beging der erwachsene Mann damals, im Jahr 1980, als es den § 175 StGB noch gab, eine Straftat. Auch heute machen sich über-21-jährige Menschen strafbar, wenn sie Sex mit Jugendlichen zwischen 14 und 16 Jahren haben und dabei die »fehlende Fähigkeit des Opfers zur sexuellen Selbstbestimmung« ausnutzen, wie § 182 Abs. 3 StGB bestimmt. Die Frage von Altersunterschieden spielte in zweierlei Hinsicht eine zentrale Rolle in der queeren Geschichte. Zum einen wurden die Kriminalisierung von LSBTI* Personen sowie das Schüren queerfeindlicher Stimmungen immer wieder mit Verweisen auf das Stereotyp vom homosexuellen Jugendverführer gerechtfertigt.³ Zum anderen stritten schwule und lesbische Aktivist*innen in den 1970er und 1980er Jahren darum, wie sie sich zur Pädosexuellenbewegung verhalten oder sich von dieser abgrenzen sollten.⁴

-
- 2 Vgl. u.a. Sabine Maschke und Ludwig, *Sexuelle Gewalt. Erfahrungen Jugendlicher heute* (Weinheim: Beltz, 2018); Dirk Bange, »Geschichte der Erforschung von sexualisierter Gewalt im deutschsprachigen Raum unter methodischer Perspektive«. In *Forschungsmanual Gewalt*, Hg. Cornelia Helfferich, Barbara Kavemann und Heinz Kindler (Wiesbaden: Springer, 2016): 33–49.
- 3 Zur Geschichte dieser negativen Stereotypisierung vgl. u.a. Javier Samper Vendrell, *The Seduction of Youth: Print Culture and Homosexual Rights in the Weimar Republic* (Toronto: University of Toronto Press, 2020).
- 4 Vgl. dazu u.a. Meike Sophia Baader, Christian Jansen, Julia König und Christin Sager, Hg., *Tabubruch und Entgrenzung. Kindheit und Sexualität nach 1968* (Köln: Böhlau, 2017); Jan-Henrik Friedrichs, »Verbrechen ohne Opfer? Die ›Pädophiliedebatte‹ der 1970er

Dieser historische Kontext ist zwar nicht unbedingt entscheidend für Herrn Schuberts Erzählung, aber die Ablehnung von intimen Beziehungen zwischen jungen und deutlich älteren Männern sowie die Präferenz für Partnerschaften zwischen Gleichaltrigen klingt trotzdem mit an, wenn er sagt: »wir wollten uns natürlich auch ganz deutlich abheben von den älteren«.

Altersdifferenzen spielen allerdings nicht nur im Kontext von Strafrecht und Pädosexualität eine Rolle. Spannende Fragen ergeben sich auch mit Blick auf Ageism innerhalb queerer Szenen, also auf Diskriminierung oder Ausgrenzung aufgrund des Alters. Mitunter konnte Jugendlichen das Recht und die Fähigkeit abgesprochen werden, ihre Anliegen selbständig in den ›erwachsenen‹ queer-politischen Debatten zu vertreten. Umgekehrt konnten ältere queere Menschen an Orten und bei Veranstaltungen, wo besonderer Wert auf jugendliche Attraktivität gelegt wurde, mit Ablehnung konfrontiert sein. Und auch jenseits solcher konflikthaften Situationen prägten immer wieder je besondere Anliegen und Probleme die Situation und den Aktivismus von LSBTI* Personen im ersten und im dritten Drittel ihres Lebens. In den letzten Jahrzehnten haben sich Organisationen entwickelt, die sich diesen spezifischen Perspektiven widmen. Das Netzwerk SAFIA – *Lesben gestalten ihr Alter* entstand in den 1980er Jahren; das queere Jugendnetzwerk *lambda* bildete sich im Ost-Berlin der Wendezeit; und *BISS – Bundesinteressenvertretung schwuler Senioren* wurde 2015 gegründet. Historisch sind altersspezifische Bewegungen und Subkulturen bisher kaum erforscht.⁵ Auch die Jugendgruppe in E., in der

Jahre in Sozialwissenschaft und Schwulenbewegung aus machttheoretischer Perspektive», *Jahrbuch Sexualitäten* (2021): 62–84. Kürzlich widmete das Schwule Museum in Berlin diesem Thema eine Ausstellung, vgl. <https://www.schwulesmuseum.de/ausstellungen/aufarbeiten-sexualisierte-gewalt-gegen-kinder-und-jugendliche-im-zeichen-von-emmanzipation> (Zugriff am 9. Mai 2024).

5 Vgl. bspw. Berit Schallner, »Hexenschuß. Berufsschulzeitung für Mädchen«, *Digitales Deutsches Frauenarchiv*, 2022, <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/themen/hexenschuss-berufsschulzeitung-fuer-maedchen> (letzter Zugriff am 17. Februar 2024); Lutz Sauerteig, »Die Herstellung des Sexuellen und erotischen Körpers in der Westdeutschen Jugendzeitschrift ›Bravo‹ in den 1960er und 1970er Jahren«, *Medizinhistorisches Journal* 42 (2007), Nr. 2: 142–79. Im englischsprachigen Kontext ist die Forschungslandschaft schon ein wenig dichter, vgl. Daniel Marshall, Hg., *Queer Youth Histories* (London: Palgrave Macmillan, 2021). Zur gegenwartsbezogenen Forschung in Deutschland vgl. Folke Brodersen und Katherine Jäntschi, »Über queere Jugendliche forschen. Ansätze für Reflexion und Qualitätskriterien«, *Open Gender Journal* (2021); Michael Bochow, *Ich bin doch schwul und will das immer bleiben. Schwule Männer im Dritten*

Herr Schubert sich in den frühen 1980er Jahren engagierte, gehört zu dieser Geschichte.

Ein weiteres Feld, auf dem Altersdifferenzen queer-historische Relevanz erlangen, sind die psychisch oder körperlich gewalttätigen Übergriffe von Eltern auf queere Kinder und Jugendliche. Nach wie vor können junge Menschen das Spektrum sexueller und geschlechtlicher Möglichkeiten oft erst ungehindert erkunden, nachdem sie aus der elterlichen Wohnung ausgezogen und der elterlichen Gewaltdrohung entkommen sind.⁶ Dieses Muster prägte auch Herrn Schuberts Leben. Als sein Vater im Tagebuch des Sohnes von dessen sexueller Erfahrung mit dem 32-Jährigen las, reagierte er mit Schlägen. Mit 16 zog Herr Schubert in eine betreute Wohngemeinschaft für Jugendliche. In diesem neuen Umfeld konnte er seinen unkonventionellen Lebensstil deutlich offener pflegen. Nach dem Schulabschluss ging er dann nach West-Berlin.

Dieser Mut und diese Kraft, gegen gewaltige Widerstände den eigenen Weg zu gehen, hat mich beim Zuhören beeindruckt. Das erschließt sich aus den Notizen, die ich, wie nach jedem Interview, auch nach diesem Gespräch gemacht habe, um später die Situation und die Dynamik der Unterhaltung besser rekonstruieren zu können. Oral History entsteht immer im Austausch zwischen »I«, dem Interviewer, und »P«, was Proband meint; Gesprächspartner*in ist ein passenderer Ausdruck.⁷ In der obigen Passage stelle ich

Lebensalter (Hamburg: Männer schwarm, 2005); Kirsten Plötz, *Lesbische ALTERnativen. Alltagsleben, Erwartungen, Wünsche* (Königstein im Taunus: Ulrike Helmer, 2005).

6 Vgl. u.a. Benno Gammerl, *anders fühlen*, 48, 73, 169 und 212; Claudia Krell, »Erfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen in ihrem familiären Umfeld«. In *Wurzeln – Bande – Flügel. Familie als Ort der Sozialisation, Kontrolle und Emanzipation*, Hg. Stephan Baglikow und Kim Alexandra Trau (Hamburg: Männer schwarm, 2021): 126–151; vgl. ferner Deborah Dempsey, Sharon Parkinson, Cal Andrews and Ruth McNair, »Family relationships and LGB first homelessness in Australia. What do we know and where should we go?« *Journal of Sociology* 56 (2020): Nr. 4: 516–534.

7 Allgemein zur Methode der Oral History vgl. Almut Leh, »Oral History als Methode«. In *Handbuch Methoden der Geschichtswissenschaft*, Hg. Stefan Haas (Wiesbaden: Springer, 2022), 1–20. Bei der Arbeit mit den Interviews habe ich u.a. eine Software zur qualitativen Datenanalyse verwendet, vgl. dazu André Epp, »(Un-)Möglichkeit Computergestützter Narrationsanalyse. Zur Anwendung von QDA-Software in der Biographieforschung« in *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* 30 (2017), Nr. 1/2: 30–43. Zu Oral-History-Ansätzen in der queer-historischen Forschung vgl. insbesondere Clare Summerskill, Amy Tooth Murphy und Emma Vickers, Hg., *New Directions in Queer Oral History. Archives of Disruption* (Milton Park: Routledge, 2022).

vermutlich deswegen so viele Fragen und falle Herrn Schubert dabei mitunter sogar ins Wort, weil ich von seiner Geschichte besonders fasziniert war, wohl auch vor dem Hintergrund meiner eigenen biografischen Erfahrungen. Obwohl ich zehn Jahre jünger bin als mein Gesprächspartner und also erst um 1990 in dem Alter war, in dem er ins Jugendzentrum ging und fragte, ob sich seine schwule Jugendgruppe dort treffen könnte, hätte ich mich so etwas damals nicht getraut. Das hat mich beeindruckt und zu Nachfragen animiert. Das Nachhaken röhrt zudem daher, dass ich mir nicht sicher war, von wie vielen schwulen Gruppen Herr Schubert eigentlich sprach. Das erklärt auch diese Frage: »aber es gab damals eben auch 'ne (.) schwule gruppe, die allerdings kein lokal hatte oder keinen, keinen festen ort [...]?« Daraufhin machte Herr Schubert deutlich, dass es eine Erwachsenen- und eine Jugendgruppe gab, die miteinander zusammenhingen, aber scheinbar unabhängig voneinander arbeiteten.

Neben der Altersdiversität erwähnt die obige Passage noch andere interessante Unterschiede, so den zwischen queerem Leben in der Metropole und »der provinz«. Für das Verständnis des Ausschnitts entscheidender ist jedoch die Differenz zwischen gender-konformem und Geschlechtergrenzen überschreitendem Verhalten. Deswegen befürchtete Herr Schubert, dass er Neuankömmlinge »verschrecken« könne. Diese wollten »ganz normale jungs kennelernen«, und Herr Schubert war »drüber« und »schrill«. Wie er an anderer Stelle sagt, schminkte er sich damals gerne und machte sich oft als Frau »zurecht« – »mit FALSCHEN WIMPERN und dem ganzen drum und dran«. Zum Zeitpunkt des Interviews tat er das nicht mehr, präsentierte und identifizierte er sich unzweideutig als männlich. Gut 25 Jahre vorher begriff er sich stattdessen als junger schwuler Mann, der häufig als Frau in Erscheinung trat.

Mit diesem Selbstverständnis verortete sich Herr Schubert in einem Spektrum von trans* oder non-binären Möglichkeiten, das er selbst entwirft, indem er von den »transsexuellen« erzählt, die er in den frühen 1980er Jahren in E. kannte. Eine von diesen beschreibt Herr Schubert als »sehr alt« und, im Unterschied zu seinem eigenen Schrillsein, als eine »unauffällig« als Frau auftretende Person. Von einer anderen erzählt er, dass sie »schon hormone gekriegt« habe und »anschaffen« ging, weswegen sie häufig in Haft gewesen sei. Zudem kannte Herr Schubert eine gleichaltrige Person, die sich später für eine »geschlechtsangleichende operation« entschieden und Ende der 1990er Jahre einen Mann geheiratet habe. Herr Schubert begriff sich nicht in diesem Sinn als trans*, sondern eher als jemand der sich geschlechter-nonkonform und »auf-

fällig« schminkte und kleidete. Und deswegen war er, wie er es in einer anderen Passage formuliert, für die anderen »jungs einfach nicht attraktiv«, die konnten mit ihm »nichts anfangen«. Trotzdem genoss er wegen seines Engagements und seiner organisatorischen Fähigkeiten »‘nen relativ hohen stellenwert«.

Die Quelle wirft verschiedene Fragen auf:

- Wie ließe sich die Position charakterisieren, die Herr Schubert innerhalb der Gruppe einnahm?
- Was könnte es bedeuten, dass Herr Schubert, wenn er sich als »schrill« beschreibt, zunächst von sich selbst in der dritten Person spricht: »der da so völlig (.) drüber war«?
- Woran macht Herr Schubert den Unterschied fest zwischen der sozusagen erwachsenen Schwulengruppe und der »schwulen jugendgruppe«?
- Warum war es wichtig, dass sich die Gruppe, zu der Herr Schubert gehörte, im Jugendzentrum treffen konnte?
- Was haben die Jugendlichen alles zusammen gemacht und warum haben sie sich wohl als Gruppe zusammengetan?

Geschichtsfilm »Schicksalsjahre« (2011)

Elena Marie Mayeres

Der Film *Schicksalsjahre* stammt aus dem Jahr 2011 und ist eine Co-Produktion des ZDFs und der Produktionsfirma TeamWorxs. Der historische Spielfilm basiert auf der Biografie des Politikers, Beraters und Publizisten Karsten Uwe Heye. Er wurde in zwei Teilen produziert, die Sonntag und Montag im ZDF-Abendfernsehen ausgestrahlten wurden.¹

Der Film erzählt teils anti-chronologisch die Geschichte von Ursula -Ursel- Heye und ihrer Familie in der Zeit von 1937 bis 1957. Der erste Teil fängt mit einem Anruf ihrer Exfreundin Norah 1957 an, welche Ursel mitteilt, dass ihr tot geglaubter Ehemann Wolfgang in Stuttgart lebt. Dieser Anruf rahmt in beiden Teilen die Geschichte von Ursel. Gezeigt wird, wie Ursel in der Vorkriegszeit ihren Ehemann Wolfgang im Kabarett kennenlernt. Beide verlieben sich und heiraten schnell. Wolfgang wird kurze Zeit später eingezogen und nach einem Desertoationsversuch in eine Strafkolonie zwangsversetzt. Nach dem Krieg lebt Ursel mit ihren beiden Kindern in der DDR. Der Suchdienst des DRK informiert sie über den Tod ihres Mannes im Rahmen eines Einsatzes der Strafkolonie. Ursel ist verzweifelt. Nach einer kurzen Affäre mit einem griechischen Partisanen – Niklas – lernt sie die deutsch-russische Sängerin Norah über deren Tätigkeit als Unterhalterin innerhalb der Roten Armee kennen. Die beiden freunden sich an, sie ziehen zusammen und übernehmen gemeinsam die Sorgetätigkeit für Ursels zwei Kinder. Norah liebt Ursel und auch Ursel lässt sich auf eine romantische Beziehung mit Norah ein. Die beiden fliehen gemeinsam mit den Kindern in die BRD, wo Norah eine Anstellung als Opernsängerin findet und Ursel in einer Druckerei arbeitet. Ursel entfernt sich zunehmend von Norah, welche sich schlussendlich trennt. Vor allem die Kinder, welche in

¹ Jochen Müller, »Einschaltquoten: ZDF auch mit »Schicksalsjahre«-Abschluss erfolgreich« *Blickpunktfilm*, Februar 14, 2011 <https://www.blickpunktfilm.de/tv/einschaltquoten-zdf-auch-mit-schicksalsjahre-abschluss-erfolgreich-505deo6a75b4472709f25125ca7f2cac>.

Norah ihren wichtigsten Bezugspunkt hatten, sind bestürzt. Der Film endet dort, wo er anfängt. Ursel ist nach dem Telefonat mit Norah – zu der sie nach der Trennung keinen Kontakt mehr hatte – mit ihren Kindern auf den Weg, den totgeglaubten Wolfgang in Stuttgart zu besuchen.

Alltagsszene: Ursel und Norah in der BRD

[BRD/Mainz: Norah hat die Brosche ihrer Großmutter – ihr letztes Familienandenken – an den Pfandleiher für 3000€ verkauft um das gemeinsame Leben zu finanzieren. Von dem Geld hat sie auch Sekt und Blumen für Ursel gekauft. Ursel kommt von der Arbeit nach Hause und wird von Norah mit den Blumen und dem Sekt überrascht.]

Ursel: Du schmeißt das Geld mit beiden Händen zum Fenster raus. Wir hatten abgemacht, dass wir alle Anschaffungen gemeinsam besprechen.

Norah: Ich wollte dich überraschen.

Ursel: Ach, ich will nicht überrascht werden.

Norah: Einmal wollte ich dir etwas rechtmachen können. Nur einmal. Aber wahrscheinlich konnte das ja sowie so nur Wolfgang.

Ursel: Lass Wolfgang da raus.

Norah: Wie denn? Er ist ein Gespenst.

Ursel: Er ist der Vater, meiner Kinder.

Norah: Er ist tot. Lass endlich los.

Ursel: Warum?

Norah: Weil ich jetzt da bin. Weil ich dich liebe! [Norah versucht Ursel zu küssen]

Ursel: Nein nicht. Nicht Norah.

[Norah übergeht Ursels Nein und küsst sie. Der Schnitt lässt offen ob Ursel die Küsse letztendlich erwidernt]

Quellenkommentar

Der Film lässt sich in eine ganze Reihe von erinnerungspolitischen Filmen des ZDFs einordnen, unter anderem *Unsere Mütter, Unsere Väter, Dresden* oder *Die Flucht*. Diese Filme zeichnen sich alle dadurch aus, dass sie den Nationalsozialismus und die unmittelbare Nachkriegszeit aus einer weiß-deutschen und

christlichen Perspektive erzählen, genauer gesagt aus der Perspektive derer, die nicht verfolgt wurden. Alle vier Filme sind von der Firma TeamWorxs in Kooperation mit dem ZDF produziert worden und waren bei dem Publikum sehr erfolgreich. So hatten beide Teile des Films *Schicksalsjahre Spitzen-Einschaltquoten*: 8,06 Millionen Personen sahen den ersten Teil und 8,44 Millionen den zweiten Teil. Sie waren damit die meistgesehenen Sendungen des jeweiligen Abends mit einem Marktanteil von 20,9 % für den zweiten Teil.²

Als Historiendrama in der Abendunterhaltung hatte der Film auch das Ziel, für möglichst viele Zuschauer*innen anschlussfähig zu sein. Die Zuschauer*innenquoten zeigen, dass er hierin auch erfolgreich war. Um ein möglichst großes Publikum anzusprechen, schließt der Film an sogenannte Master-Narrative an, also gesellschaftlich geteiltes historisches Wissen, sowie mainstreamfähige Darstellungsformen und Urteile.³ Der Fokus auf die nicht-jüdische, weiße und nicht-verfolgte Bevölkerung ist so eine mainstreamfähige Darstellung, die sich in dem Erfolg von *Dresden* (11,29 Millionen Zuschauer*innen), *Die Flucht* (13 Millionen Zuschauer*innen) sowie *Schicksalsjahre* spiegelt. Im Fokus dieser Filme stehen Alltagsgeschichten. Protagonist*innen sind meist Frauen, die als Witwen, Hausfrauen oder sogenannte Trümmerfrauen auftauchen und meist sehnsgütig auf den immer unfreiwillig in der Wehrmacht kämpfenden Ehemann warten. Entlang ihrer Geschichten ist es möglich, ein weiß-deutsch christliches Opfernarrativ zu erzählen. Die nationalsozialistischen Verbrechen der Wehrmacht und die massenhafte Ermordung von Jüdinnen*Juden, Sinti*zze und Rom*nja und vielen mehr werden folgend in der Erzählung zur Randnotiz.

Die heterosexuelle Kleinfamilie wird zum Gegenstück, zur Hoffnungsfolie gegenüber dem Nationalsozialismus, der als Herrschaft von Männern und als Zerstörer von vor allem weißen, christlichen und deutschen Familien erzählt wird. Deutlich wird dies im Film auch an Ursels Mantra: ›Der Krieg hat mir meine Familie genommen.‹ Die Filmwissenschaftler*innen Albers und Wessel beschreiben diese Darstellung als Feminisierung und Privatisierung der NS-Geschichte.⁴ Die Darstellung von Geschlecht, Familie und

2 Müller, »Einschaltquoten.«

3 Helen Albers und Kai Wessel, »Spielfilme,« in *Geschichtskultur – Public History – Angewandte Geschichte. Geschichte in Der Gesellschaft: Medien, Praxen, Funktionen*, ed. Felix Körber und Andreas Hinz (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co, 2020): 197–219, 208.

4 Albers und Wessel, »Spielfilme«, 209.

Sexualität in diesen Filmen ist dabei für eine queere Geschichtsschreibung besonders spannend. Das in Schicksalsjahre über die Figur der Norah und die Beziehung der beiden Frauen eine lesbische Liebesgeschichte in diesen erinnerungspolitischen Narrativen scheinbar beiläufig eingeschrieben wird, ist dabei bemerkenswert.

Ursel wiederholt immer wieder: »Der Krieg hat mir meine Familie genommen.« Die heterosexuelle Kleinfamilie wird zum Gegenstück, zur Hoffnungsfolie gegenüber dem Nationalsozialismus, der als Herrschaft von Männern und vor allem als Zerstörer der ›deutschen‹ Familie erzählt wird. Gleichzeitig und neben der heterosexuellen Familie existiert im Film jedoch auch die lesbische Liebesgeschichte.

Erinnerungsfilme prägen unser Verständnis der Vergangenheit. Umso weniger wir über die dargestellte Geschichte wissen, desto wirkmächtiger können filmische Erzählungen sein. Die Filmwissenschaftler*innen Albers und Wessel bezeichnen den Geschichtsfilm treffend als »Leitmedium der Erinnerungskultur einer Gesellschaft«.⁵ Insbesondere die großen Fernseh-Event-Filme der Abendunterhaltung sind nicht nur ein Spiegel des nationalen historischen Selbstverständnisses, vielmehr wird dieses durch die Bilder selbst mitgeformt. Insofern kann anhand des Films die Frage diskutiert werden, welche Rolle lesbische Beziehungsweisen in der deutschen Erinnerungskultur einnehmen und wie diese erzählt werden. Der Film ist nicht nur ein Beispiel dafür, wie lesbische Beziehungen erinnert werden, sondern prägt selbst in seiner Darstellung lesbischer Liebe Diskurse über die Geschichte lesbischer Beziehungen.

Spannend ist dabei die Frage, ob die lesbische Liebesgeschichte erst vor dem Hintergrund von Ursels Liebe zu Wolfgang erzählbar wurde? Wie wird die Beziehung der beiden Frauen dargestellt? Welche Rolle nimmt Ursel als vermeintlich verwitwete Mutter zweier Kinder ein und welche Rolle nimmt Norah ein? Warum bleibt in dem Film die Liebe der verwitweten Mutter Ursel so uneindeutig? Was für Vorstellungen über lesbisches Begehrten sind in der Alltagsszene aufgehoben und wie werden die Kinder, der verstorbene Ehemann und die ›verlorene‹ Familie Teil der Beziehung zwischen Norah und Ursel? Wie wird Familie konstruiert und was können wir in der Darstellung der Liebesbeziehung lernen über Vorstellungen von Konsens, Liebe und Begehrten innerhalb lesbischer Beziehungen? Wie kann die Erzählung der lesbischen Liebesgeschichte innerhalb von erinnerungspolitischen Narrativen über NS-Ge-

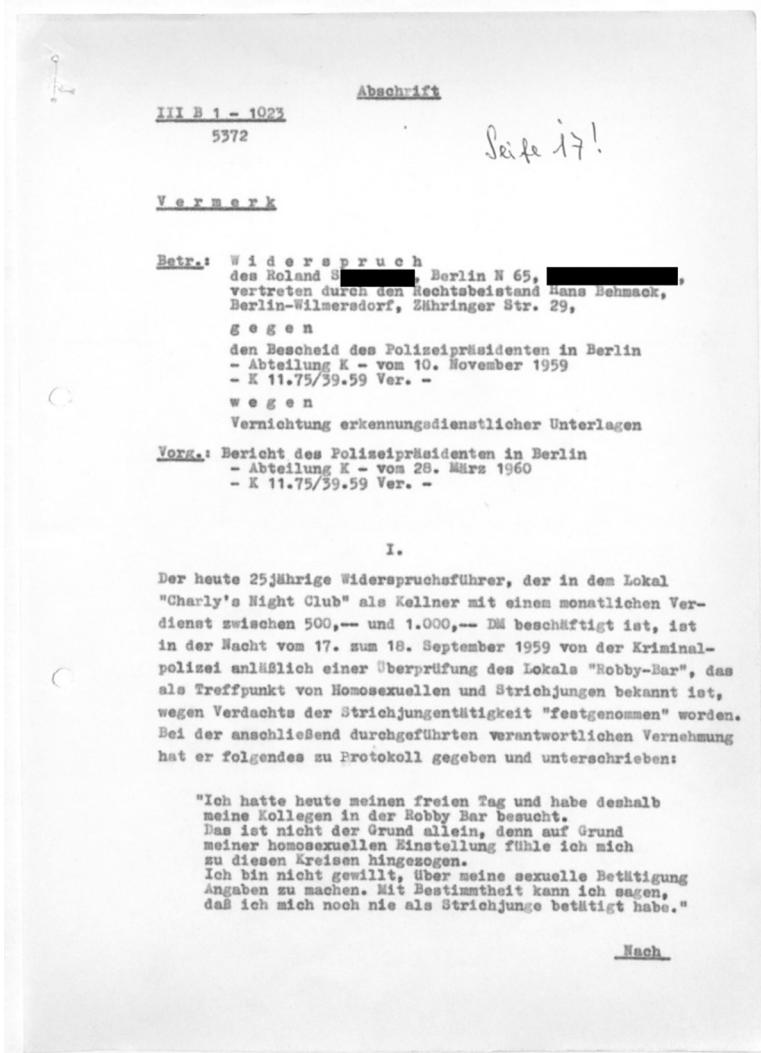
⁵ Albers und Wessel, »Spielfilme«, 205f.

schichte und insbesondere deren Privatisierung und Feminisierung in Spiel-filmproduktionen gedeutet werden?

Widerspruch des Roland S. gegen den Bescheid des Polizeipräsidenten in Berlin, (1959)

Andrea Rottmann

Abb.1: Erste Seite des Vermerks. Landesarchiv Berlin, B Rep. 004, Nr. 3805



Text der Quelle

Vermerk

Betr: Widerspruch

des Roland S., Berlin N 65, [Adresse geschwärzt], vertreten durch den
Rechtsbeistand Hans Behmack, Berlin-Wilmersdorf, Zähringer Str. 29,
gegen
den Bescheid des Polizeipräsidenten in Berlin

- Abteilung K – vom 10. November 1959
- K 11.75/39.59 Ver. –

wegen

Vernichtung erkennungsdienstlicher Unterlagen

Vorg.: Bericht des Polizeipräsidenten in Berlin

- Abteilung K – vom 28. März 1960
- K 11.75/39.59 Ver. –

I.

Der heute 25jährige Widerspruchsführer, der in dem Lokal »Charly's Night Club« als Kellner mit einem monatlichen Verdienst zwischen 500,- und 1000,- DM beschäftigt ist, ist in der Nacht vom 17. zum 18. September 1959 von der Kriminalpolizei anlässlich einer Überprüfung des Lokals »Robby-Bar«, das als Treffpunkt von Homosexuellen und Strichjungen bekannt ist, wegen Verdachts der Strichjungentätigkeit »festgenommen« worden. Bei der anschließend durchgeföhrten verantwortlichen Vernehmung hat er folgendes zu Protokoll gegeben und unterschrieben:

»Ich hatte heute meinen freien Tag und habe deshalb meine Kollegen in der Robby Bar besucht. Das ist nicht der Grund allein, denn auf Grund meiner homosexuellen Einstellung fühle ich mich zu diesen Kreisen hingezogen.

Ich bin nicht gewillt, über meine sexuelle Betätigung Angaben zu machen. Mit Bestimmtheit kann ich sagen, daß ich mich noch nie als Strichjunge betätigt habe.«

Nach

[Ende des Texts auf dem Bild]

Diskussion der Quelle

Die abgedruckte Seite stellt die erste eines 21-seitigen Vermerks dar, der in den Akten der West-Berliner Senatsverwaltung für Inneres überliefert ist, konkret im Referat III B 1, »Recht der öffentlichen Sicherheit und Ordnung, Aufsicht über den Polizeivollzugsdienst«.¹ Es ist ein ausführliches juristisches Dossier, in dem versucht wird zu definieren, wie ein »Strichjunge« – also ein Jugendlicher oder junger Erwachsener, der anderen Männern sexuelle Dienstleistungen verkauft – zu erkennen sei und in dem die Festnahme und erkennungsdienstliche Behandlung von als »Strichjungen« Verdächtigten penibel begründet wird. Der Vermerk gibt damit Einblicke darauf, wie nicht-normative Sexualität, konkret männliche Sexarbeit, auf der lokalen Verwaltungsebene rechtlich fassbar gemacht wurde. Er ist auch ein Zeugnis für den mutigen Versuch eines jungen Mannes, sich gegen die Behandlung als Krimineller zu wehren.

Was war passiert? Der Kellner Roland S. hatte am 17. September 1959 die Robby-Bar besucht, ein beliebtes West-Berliner Homosexuellenlokal, das auch Gäste aus West-Deutschland und dem Ausland anzog.² Die Kriminalpolizei hatte dort eine Razzia durchgeführt, wie sie es seit Mitte der 1950er Jahre und bis Ende der 1960er Jahre regelmäßig tat.³ Wie bei diesen Razzien üblich, hatten die Beamten diejenigen, die sie als »Strichjungen« oder »Transvestiten« verdächtigten, »zwangsgestellt«, also festgenommen, ins Landeskriminalamt gebracht und dort erkennungsdienstlich behandelt: ihre Fingerabdrücke wur-

¹ Landesarchiv Berlin, B Rep. 004 Nr. 3805. Zum Bestand siehe »Beständeübersicht«, <http://www.content.landesarchiv-berlin.de/php-bestand/>, (Zugriff am 15.12.2023). Für die Zuschreibung zu einem Referat danke ich Karl Sand vom Landesarchiv Berlin. Email von Karl Sand an Autorin, 21.12.2023.

² Andrea Rottmann, »Gefährdete Geselligkeit. Queere Kneipen in West-Berlin zwischen Überschwang, Überwachung und Überfall, 1945–1970«. In: Teresa Walch/Sagi Schäfer/Galili Shahar (Hg.), *Räume der deutschen Geschichte* (= Tel Aviv Jahrbuch für deutsche Geschichte, Band 49), Göttingen: Wallstein Verlag 2022, 217–265, 242.

³ In Band 1 dieses Handbuchs hat Karl-Heinz Steinle eine Handskizze der Robby-Bar vorgestellt, die die West-Berliner Polizei zur Vorbereitung einer Razzia im Jahr 1957 anfertigte. Karl-Heinz Steinle, »Handskizze der West-Berliner Polizei als Vorbereitung für eine geplante Razzia in der Robby-Bar, 15. November 1957«, in Andrea Rottmann/Benno Gammerl/Martin Lücke (Hg.), *Handbuch Queere Zeitgeschichten, Band 1: Räume*, (Bielefeld: transcript 2023): 207–210.

den genommen, sie wurden verhört und fotografiert.⁴ Diese Daten wurden in unterschiedlichen Karteien gesammelt, beispielsweise einer »Strichjungen-Kartei«.⁵ Die sogenannten »rosa Listen«, in denen die Polizei Daten von Homosexuellen speicherte, waren unterschiedlichen Behörden zugänglich und fanden auch in Gerichtsverfahren Verwendung.⁶ Gegen diese Behandlung protestierte nun Roland S., der der Polizei bis dato »völlig unbekannt«⁷ gewesen war. Das Ermittlungsverfahren gegen ihn stellte der Generalstaatsanwalt beim Landgericht Berlin »mangels Beweises« ein⁸ – auch das war die Regel, denn nur in den seltensten Fällen konnten den Festgenommenen sexuelle Handlungen und damit ein Gesetzesbruch nachgewiesen werden. Ungewöhnlich ist dagegen, dass Roland S. sich gegen diesen schikanösen Umgang wehrte, indem er sich bei der Kripo gegen seine Festnahme beschwerte und verlangte, dass die ihn betreffenden erkennungsdienstlichen Unterlagen vernichtet würden. Er habe sich nichts zu Schulden kommen lassen und habe der Polizei auch gleich vor Ort mitgeteilt, »daß er in einem festen Arbeitsverhältnis in ›Charly's Night Club‹ stehe und daß er die ›Robby-Bar‹ nur aufgesucht habe, um einen dort tätigen Berufskollegen zu sprechen«.⁹ Die Kripo wies die Beschwerde unter Verweis auf die rechtliche Grundlage der Razzia ab, die im Rahmen »der §§ 14, 17 PVG, 81b, 163 StPO, 175a Nr. 4 StGB erfolgt« sei¹⁰ – also Bestimmungen des Polizeivollzugsgesetzes, der Strafprozessordnung und dem von den Nazis eingeführten und der BRD übernommenen Verbot der »gewerbsmäßigen Unzucht« zwischen Männern. Roland S. erhob nun beim Verwaltungsgericht Berlin Klage gegen die Kripo. Dort konnte ein Verfahren jedoch erst eröffnet werden, nachdem das Widerspruchsverfahren bei der Behörde erfolglos verlaufen war. Daher legte S. zunächst Widerspruch gegen den letzten Bescheid der Polizei ein und begründete diesen damit, wie der Vermerk festhält,

-
- 4 Zum nach Geschlechtsverkörperung und Alter differenzierten Umgang der West-Berliner Polizei mit Barbesucher*innen siehe Rottmann, »Gefährdete Gesellschaft.« Zum Umgang der West- und Ost-Berliner Polizei mit »Strichjungen« und ihren Kunden siehe Jennifer V. Evans, »Bahnhof Boys: Policing Male Prostitution in Post-Nazi Berlin.« *Journal of the History of Sexuality* 12, no. 4 (2003): 605–36.
- 5 Vermerk betr. Widerspruch, 18.
- 6 Clayton Whisnant, *Male Homosexuality in West Germany: Between Persecution and Freedom, 1945–69*, (Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2012): 30.
- 7 Vermerk betr. Widerspruch, 11.
- 8 Vermerk betr. Widerspruch, 2.
- 9 Vermerk betr. Widerspruch, 2.
- 10 Vermerk betr. Widerspruch, 2.

»daß seine ›Festnahme‹ sowie seine erkennungsdienstliche Behandlung widerrechtlich gewesen seien, weil er nicht homosexuell veranlagt sei. Bei seinem Einkommen habe er es nicht nötig, sich als Strichjunge zu betätigen. Wenn er bei seiner verantwortlichen Vernehmung zugegeben habe, homosexuell veranlagt zu sein, so beruhe dies darauf, daß er die entsprechende Frage des vernehmenden Kriminalbeamten nicht richtig verstanden habe. Das Vernehmungsprotokoll habe er nur unterschrieben, um schnellstens wieder entlassen zu werden. Durch die ›Festnahme‹ sowie erkennungsdienstliche Behandlung fühle er sich in seinen Grundrechten verletzt.«¹¹

Zu klären waren nun Zulässigkeit und Begründetheit von Roland S.-Widerspruch. Für zulässig wurde er befunden, schlussendlich aber als unbegründet abgelehnt. In der ausführlichen Diskussion der Entscheidung wird deutlich, wie Polizei, Verwaltung und Justiz »Strichjungen« und »Homosexuelle« definierten und ihr Vorgehen gegen sie rechtfertigten. Juristische Grundlage waren § 175 und § 175a StGB. »Nach § 175a [...] StGB macht sich ein Mann dann strafbar, wenn er sich gewerbsmäßig anderen Männern zur Unzucht anbietet. Wann das objektive Tatbestandsmerkmal des ›Schanbietens‹ erfüllt ist, wird in keinem Kommentar zum StGB erläutert«, stellte der Sachbearbeiter oder die Sachbearbeiterin namens Hess fest.¹² Abhilfe fand Hess jedoch in der Rechtsprechung zur weiblichen Prostitution. Diese hatte befunden, der Tatbestand des »Schanbietens« sei dadurch erfüllt, »daß diese [die Sexarbeiterinnen] sich auf der Straße aufstellen oder auf- und abgehen und der Zweck ihres Handelns, Männer anzulocken, ausreichend deutlich erkennbar ist.« Der Verfasser des Vermerks schlägt eine »analoge Anwendung dieser Rechtsprechung auf § 175a Nr. 4« vor: strafbar soll sein, wer

»sich in als Treffpunkt von Homosexuellen bekannten Lokalen aufhält und dabei ausreichend deutlich den Zweck seines Aufenthaltes in diesem Lokal, nämlich um mit einem anderen Mann gewerbsmäßig widernatürlich Unzucht zu treiben, zu erkennen gibt. Wann dieser Zweck ausreichend deutlich erkennbar ist, ist eine Tatfrage, über die von Fall zu Fall zu entscheiden ist. Ständiger oder auch häufiger Besuch derartiger Lokale durch Jugendli-

¹¹ Vermerk betr. Widerspruch, 3.

¹² Vermerk betr. Widerspruch, 9. Über Sachbearbeiter*in »Hess« ist bisher nichts weiter bekannt.

che oder jüngere Männer, die keiner oder keiner geregelten Arbeit nachgehen, kann beispielsweise ein Indiz für ein ›Schanbieten‹ [...] sein.«¹³

Für eine analoge Anwendung der Rechtsprechung spreche auch, dass »die Rechtsgüter, die diese beiden Vorschriften schützen sollen – § 175a StGB ist eine Straftat gegen die Normalität des Sexualempfindens, § 361 Nr. 6 StGB ist eine Straftat gegen das Sittlichkeitsempfinden der Allgemeinheit – [...] zumindest wesensverwandt sind.«¹⁴ Im Weiteren erläutert der Vermerk das Vorgehen der Polizei als Maßnahme gegen »die Störung der öffentlichen Sicherheit oder Ordnung«.¹⁵ Gestört seien diese durch die »Strichjungentätigkeit«, deren »nicht unbeträchtliche[s] Ansteigen [...] zu einem erheblichen Teil auf das sogenannte Währungsgefälle und die Flüchtlingsnot zurückzuführen« sei.¹⁶

»Neben den Strichjungen, die ihren Wohnsitz im SBS [Sozialistisch Besetzten Sektor] oder in der SBZ [Sozialistisch Besetzten Zone] haben, betätigen sich als Strichjungen auch solche männlichen Personen, die als angebliche Flüchtlinge nach Berlin gekommen sind, denen jedoch die Aufnahme nach dem Bundesnotaufnahmegesetz verweigert wurde [...]. Strichjungen sind nach den polizeilichen Erfahrungen fast immer arbeitsscheu und nur an einem mühelosen ›Broterwerb‹ interessiert. Wenn es darum geht, mühe-los Geld zu ›verdienen‹, schrecken viele von ihnen – durch das von ihnen gewählte Milieu animiert und von den natürlichen Hemmungen befreit – weder vor einem Mord noch vor sonstigen Gewaltverbrechen zurück. Das beweist die Anzahl der Verbrechen dieser Art, die in den letzten Jahren in Berlin von Strichjungen begangen worden sind [...]. Die Strichjungentätigkeit muß daher als eine permanente polizeiliche Gefahr im Sinne des § 14 Abs. 1 PVG angesehen werden. Die Polizei hat deshalb das Recht, die Treffpunkte der Strichjungen, die Brutstätten des Lasters und des Verbrechens sind, ständig zu überprüfen und die dort angetroffenen Strichjungen zur Feststellung ihrer Persönlichkeit und ihrer ›Tätigkeit‹ mitzunehmen.«¹⁷

Männliche Sexarbeit wird hier von der West-Berliner Senatsverwaltung also als ein Verbrechen beschrieben, das von den ›Anderen‹ begangen wird: von

13 Vermerk betr. Widerspruch, 10. Unterstreichung im Original.

14 Vermerk betr. Widerspruch, 10.

15 Vermerk betr. Widerspruch, 15.

16 Vermerk betr. Widerspruch, 16.

17 Vermerk betr. Widerspruch, 16–17.

Ost-Berlinern, DDR-Bürgern oder »angeblichen«, da abgewiesenen »Flüchtlingen«. Weiter schreibt Hess, Roland S.: Widerspruch gegen seine Festnahme sei unbegründet, »[d]a sich die jüngeren männlichen Besucher dieses Lokals dort fast ausschließlich zu dem Zweck aufzuhalten pflegen, ›lukrative‹ Männerbekanntschaften zu machen, und der Widerspruchsführer nach Mitteilung des stellvertretenden Leiters der Abteilung K schon äußerlich den Eindruck eines Homosexuellen macht [...].¹⁸ Dies habe für die Vermutung ausgereicht, dass er sich auch »als Strichjunge betätige und somit fortgesetzt Verbrechen [...] begehe.¹⁹ Auch wenn diese Vermutung beim Verhör nicht nachgewiesen werden konnte, sei aufgrund Roland S.' ursprünglicher Angabe, homosexuell zu sein, davon auszugehen, »daß er sich bei sich ihm bietender Gelegenheit doch einmal als Strichjunge betätigen werde [...]. Darüber hinaus besteht gegen ihn aber auch der Verdacht der homosexuellen Betätigung im Sinne des § 175 StGB, denn erfahrungsgemäß pflegen homosexuell veranlagte Personen sich auch entsprechend zu betätigen.²⁰ Da also der doppelte Verdacht – der, homosexuell zu sein und der, sexuelle Dienstleistungen zu verkaufen – weiterbestehe, seien sowohl die erkennungsdienstliche Behandlung als auch die »Aufbewahrung der ihn betreffenden erkennungsdienstlichen Unterlagen« notwendig gewesen und Roland S. müsse die »Einschränkung des Grundrechts der Intimsphäre [...] im Interesse der Allgemeinheit dulden.²¹ Das Interesse der Allgemeinheit war zu diesem Zeitpunkt noch die im Vermerk

¹⁸ Vermerk betr. Widerspruch, 18. Was damit genau gemeint war, wird in der Akte nicht erläutert, Hess verweist aber immer wieder auf die Schriften des West-Berliner Kriminalrats Ernst Schramm, der in der Kripo für die Bekämpfung der Homosexualität zuständig war. Dieser erklärte in einem 1962 erschienenen Artikel, für den »erfahrenen Beamten [sei] der Homosexuelle an seinem Gehabe erkennbar«. Hingegen müsse die Frage, »ob ein Homosexueller vom Laien auf den ersten Blick erkennbar ist, [...] verneint werden.« Schramm, Ernst/Dr. Kaiser, Karl. »Der homosexuelle Mann als Opfer von Kapitalverbrechen. Ursachen und Aufklärungsschwierigkeiten.« In: Kriminalistik, Juni 1962, 255–260, hier 256. Einige Jahre später erklärte die West-Berliner Polizei jedoch, Strichjungen erkenne man »wegen der auffälligen Kleidung, des auffälligen ›Make-Up‹ der männlichen jungen Leute und ihres auffälligen Verhaltens«. Brief des Polizeipräsidenten an den Generalstaatsanwalt, 01.03.1965, LAB B Rep 004 Nr. 3794. Zu Schramm siehe auch Jens Dobler, *Von anderen Ufern. Geschichte der Berliner Lesben und Schwulen in Kreuzberg und Friedrichshain*, Berlin: Bruno Gmünder Verlag, 2003, 234, 235, 239.

¹⁹ Vermerk betr. Widerspruch, 18.

²⁰ Vermerk betr. Widerspruch, 19.

²¹ Vermerk betr. Widerspruch, 19–20.

benannte »Normalität des Sexualempfindens«, beziehungsweise das »Sittlichkeitsempfinden der Allgemeinheit«.²² Im Zuge der Liberalisierung von Sexualitätsvorstellungen seit den 1960er Jahren, der Strafrechtsreform von 1969/1973 und der Kämpfe der Frauen- und LSBTIQ-Bewegungen löste die sexuelle Selbstbestimmung Schritt für Schritt die Sittlichkeit als zu schützendes Rechtsgut ab, ein Prozess, der nicht linear verlief, sondern bis heute auch auf Widerstände stößt.

Die Quelle wirft folgende Fragen auf:

- Anhand welcher Differenzen wird in dieser Quelle die Figur des »Strichjungen« konstruiert?
- Mit welchen Begriffen werden im Vermerk Sexualität und Arbeit beschrieben? Was für Vorstellungen über die Entstehung von Sexualität und Kriminalität sprechen aus diesen Begriffen?
- Welche Zusammenhänge werden im Vermerk zwischen »Flüchtlingen« und »Strichjungen« hergestellt?
- Wie können die unterschiedlichen Aussagen von Roland S. bezüglich seiner Sexualität interpretiert werden?
- Gibt es in der Gegenwart vergleichbare Differenzkonstruktionen?

²² Siehe Fußnote 14.

Bibliographie

- Adamczak, Bini. Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 Und Kommende (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2017).
- Ahmed, Sara. Living a Feminist Life (Durham/London: Duke University Press, 2017)
- Ahmed, Sara. Willful Subjects (Durham: Duke University Press, 2014).
- Albers, Helen und Kai Wessel »Spielfilme« in Geschichtskultur – Public History – Angewandte Geschichte. Geschichte in Der Gesellschaft: Medien, Praxen, Funktionen Hg. Felix Körber und Andreas Hinz. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co, 2020: 197–219.
- »Konrad Adenauer-Forschungspreis 2023 für Expertin der Queer History« Alexander von Humboldt Stiftung, 12. Mai 2023, Zugriff am 26.03.2024, <https://www.humboldt-foundation.de/entdecken/newsroom/aktuelles/konrad-adenauer-forschungspreis-2023>
- Alinejad, Donja und Sandra Ponzanesi »Migrancy and digital mediations of emotion« International Journal of Cultural Studies 23, Nr. 5 (2020): 621–638.
- Alonso, Andoni und Pedro J. Oiarzabal (Hg.), Diasporas in the new media age: identity, politics and community (Reno: University of Nevada Press, 2010).
- Amin, Kadji. »Whither Trans Studies?« TSQ: Transgender Studies Quarterly 10, Nr. 1 (2023): 54–58.
- Andreassen, Rikke. »Social media surveillance, LGBTQ refugees and asylum: How migration authorities use social media profiles to determine refugees as ›genuine‹ or ›fraudulent‹« First Monday 26, Nr. 1 (2020).
- Andreassen, Rikke. »New kinships, new family formations and negotiations of intimacy via social media site« Journal of Gender Studies 26, Nr. 3 (2017): 361–371.
- Atay, Ahmet. »Digital transnational queer isolations and connections« Journal of International and Intercultural Communication 14, Nr. 4 (2021): 351–365.

- Aresin, Lykke. Sprechstunde des Vertrauens. Fragen der Sexual-, Ehe- und Familienberatung (Rudolstadt: Greifenverlag, 1968).
- Aresin, Lykke. »Sexuelle Deviationen« in Sexualmedizin. Ein Leitfaden für Medizinstudenten Hg. Lykke Aresin und Erwin Günther. Berlin: Volk u. Gesundheit, 1985: 110–131.
- Baader, Maria. »untitled manuscript, 3« Nachlass May Ayim, Box 2, Universitätsarchiv der Freien Universität Berlin.
- Baader, Meike Sophia u.a. (Hg.). Tabubruch und Entgrenzung. Kindheit und Sexualität nach 1968 (Köln: Böhlau, 2017).
- Balser, Markus. »Höckes AfD ist >erwiesen rechtsextrem« Süddeutsche 23. November 2021, Zugriff am 20. Dezember 2023, <https://www.sueddeutsche.de/politik/afd-verfassungsschutz-rechtsextremismus-1.5471538>.
- Bange, Dirk. »Geschichte der Erforschung von sexualisierter Gewalt im deutschsprachigen Raum unter methodischer Perspektive« in Forschungsmanual Gewalt Hg. Cornelia Helfferich u.a. Wiesbaden: Springer, 2016: 33–49.
- Bänziger, Peter-Paul. »Vom Seuchen- zum Präventionskörper? Aids und Körperpolitik in der BRD und der Schweiz in den 1980er Jahren« *Body Politics* 2, Nr. 3 (2014) : 179–214.
- Bänziger, Peter-Paul. »Aids: Der Anfang einer neuen Seuche«. Schreiben über HIV und Aids in Schweizer Medien, 1983–2005 in Ohne Dings Kein Bums. 20 Jahre Aids-Arbeit in der Schweiz. Sortez couverts! 20 ans de lutte contre le sida en Suisse Hg. Bundesamt für Gesundheit, Aids-Hilfe Schweiz, Schweizerisches Land. Baden: Hier und Jetzt, 2005: 138–151.
- Bänziger, Peter-Paul. »Geschlechtlichkeit und Sexualität aus körpergeschichtlicher Perspektive« in *Zeitgeschichte als Geschlechtergeschichte. Neue Perspektiven auf die Bundesrepublik* Hg. Julia Paulus u.a. Frankfurt a.M.: Campus, 2012: 246–254.
- Barad, Karen. »Transmaterialities: Trans*/matter/realities and queer political imaginings« *TSQ: Transgender Studies Quarterly* 21, Nr. 2 (2015): 387–422.
- Barsch, Sebastian und Elsbeth Bösl. »Disability History, Behinderung sichtbar machen: Emanzipationsbewegung und Forschungsfeld« *Zeithistorische Forschungen* 19, Nr. 2 (2022): 219–234.
- Bauche, Manuela u.a. »From Opferkonkurrenz to Solidarity: A Round Table« *Bulletin of the German Historical Institute London – Special Issue Memory Culture* 2.0: From Opferkonkurrenz to Solidarity 44, Nr. 2 (2022): 32–85.
- Bauhaus, Carsten. »Nicht nur Opferperspektiven: LGBTIQ* im Nationalsozialismus« Siegessäule, 29. November 2023, Zugriff am 22. März

- 2024, <https://www.siegesaeule.de/magazin/nicht-nur-opferperspektive-n-lgbtq-im-nationalsozialismus/>.
- Baumann, Franz. »Die Betreuung transgeschlechtlicher Personen am Universitätsklinikum Leipzig und die Rolle Lykke Aresins zwischen 1960 und 2000« *Zeitschrift für Sexualforschung* 36 (2023): 76–85.
- Bayramoğlu, Yener. »Shady ancestors: queering digital diaspora research« *Global Media Journal – German Edition* 11, Nr. 2 (2022).
- Bayramoğlu, Yener und Margrit Lünenborg. »Queer migration and digital affects: refugees navigating from the Middle East via Turkey to Germany« *Sexuality & Culture* 22, (2018): 1019–1036.
- Bayramoğlu, Yener. Queere (Un-)Sichtbarkeiten. Die Geschichte der queeren Repräsentationen in der türkischen und deutschen Boulevardpresse (Bielefeld: transcript, 2018).
- Beier, Friederike. »Für einen materialistischen Queerfeminismus als Theorie und Praxis gegen Patriarchat, Heterosexismus und Kapitalismus« in Materialistischer Queerfeminismus. Theorien zu Geschlecht und Sexualität im Kapitalismus Hg. Dies. Münster: Unrast, 2023: 7–20.
- Benninghaus, Christina. »Verschlungene Pfade. Auf dem Weg zu einer Geschlechtergeschichte der Jugend« in Sag mir, wo die Mädchen sind. Beiträge zur Geschlechtergeschichte der Jugend Hg. Dies. und Kerstin Kohtz. Köln: Böhlau, 1999: 9–33.
- Bennet, Judith M. »Lesbian-Like« and the Social History of Lesbianisms« *Journal of the History of Sexuality* 9, Nr. 1 (2000): 1–24.
- Bengry, Justin. »Can and should we queer the past?« in What is History, Now? How the Past and the Present Speak to Each Other Hg. Helen Carr und Suzanne Lipscomb. London: Weidenfeld & Nicolson, 2021: 48–65.
- Beyer, Irene. Lesbische Existenz in Zeiten restaurativer Politik. Die BRD der 50er und 60er Jahre (Dipl.-Arbeit, Freie Universität Berlin, 1995).
- Binder, Beate und Benno Gammerl. »Methoden queeren Forschens« zeitgeschichte-online, 2023, Zugriff am 21. Februar 2024, <https://zeitgeschichte-online.de/themen/methoden-queeren-forschens>.
- Bochow, Michael. Ich bin doch schwul und will das immer bleiben. Schwule Männer im Dritten Lebensalter (Hamburg: Männer schwarm, 2005).
- Boehm, Gottfried. Wie Bilder Sinn erzeugen: Die Macht des Zeigens (Berlin: Berlin University Press, 2008).
- Bohne, Regina. Das Geschick der 2 Millionen. Die alleinlebende Frau in unserer Gesellschaft, Düsseldorf (Düsseldorf: Deutscher Bücherdienst, 1960).

- Borowski, Maria. *Parallelwelten: Lesbisch-schwules Leben in der frühen DDR* (Berlin: Metropol-Verlag, 2017).
- Boovy, Bradley. »Troubling Sameness« Women in German Yearbook 32 (2016): 157–162.
- Boxhammer, Ingeborg und Christiane Leidinger. »Lesbengeschichte, Online-Projekt«, Zugriff am 10. Juni 2024, www.lesbengeschichte.org.
- Brodersen, Folke und Katherine Jäntschi, »Über queere Jugendliche forschen. Ansätze für Reflexion und Qualitätskriterien« Open Gender Journal (2021)
- Brückweh, Kerstin. u.a. Die lange Geschichte der »Wende«. Geschichtswissenschaft im Dialog (Berlin: Ch. Links, 2020).
- Bühner, Maria. »How to remember Invisibility: Documentary Projects on Lesbians in the German Democratic Republic as Archives of Feelings« in Sexual Cultures in Germany in the 1970s: A Golden Age for Queers? Hg. Janin Afken und Benedikt Wolf. Basingstoke und New York: Palgrave Macmillan, 2019: 241–265.
- Bühner, Maria. »»[W]ir haben einen Zustand zu analysieren, der uns zu Außenseitern macht«: Lesbischer Aktivismus in Ost-Berlin in den 1980er-Jahren« in Europäische Geschlechtergeschichten Hg. Maria Bühner und Marlen Möhring. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2018: 111–131.
- Bundesverband Trans* »Trans* ganz einfach«, 2022, Zugriff am 27. Juni 2024, https://www.bundesverband-trans.de/wp-content/uploads/2022/02/Trans_ganz_einfach_10_ONLINE.pdf.
- »Stellungnahme des Bundesverband Trans* zum Gesetzentwurf der Bundesregierung: Entwurf eines Gesetzes über die Selbstbestimmung in Bezug auf den Geschlechtseintrag und zur Änderung weiterer Vorschriften«, 15. November 2023, Zugriff am 27. März 2024, https://www.bundesverband-trans.de/wp-content/uploads/2023/11/2023_11_15_BVT_Stellungnahme_SBGG_Kabinettsentwurf.pdf.
- Buske, Sybille. Fräulein Mutter und ihr Bastard. Eine Geschichte der Unechtheit in Deutschland 1900–1970 (Göttingen: Wallstein Verlag, 2004).
- Butler, Judith. Das Unbehagen der Geschlechter (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1991).
- Butler, Judith. Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1997).
- Charlton, James I. *Nothing About Us Without Us. Disability Oppression and Empowerment* (Berkeley: University of California Press, 1998).

- Churchil, David. »Transnationalism and Homophile Political Culture in the Postwar Decades« *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies* 15, Nr. 1 (2009): 31–65.
- Clowes Huneka, Samuel. »Heterogeneous Persecution: Lesbianism and the Nazi State« *Central European History* 54 (2021): 297–325.
- Clowes Huneka, Samuel. *States of Liberation: Gay Men between Dictatorship and Democracy in Cold War Germany* (Toronto: University of Toronto Press, 2022)
- Connell, R. W. und James W. Messerschmidt. »Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept« *Gender & Society* 19 (2005): 829–859.
- CSD Deutschland e.V. »Termine 2023«, Zugriff am 22. März 2024, https://csd-deutschland.de/wp-content/uploads/2023/04/2023-04-04_CSD-DE_Ter mine-2023.pdf.
- Cvetkovich, Ann. *Depression – a public feeling* (Durham/London: Duke University Press, 2012).
- Czekaj, Sonja. *Deutsche Geschichtsbilder – Filme Reflektieren Geschichte: Modellierungen Historischer (Dis-)Kontinuität in Selbstreflexiven Non-Fiction Filmen* (Marburg: Schüren Verlag 2011).
- Çelebi, Sevim. »Immigrantinnen in Frauenprojekten: Erfahrungen, Erwartungen, Realitäten« in *Wege zu Bündnissen: Dokumentation* Hg. May Ayim und Nivedita Prasad. Berlin: Freie Universität Berlin, 1992: 73.
- Çetin, Zülfukar und Zita Grigowski. »Einheit und Differenz. Sexuelle und geschlechtliche Identitäten zwischen Einschlüssen und Ausschlüssen,« in *Handbuch Diversity Kompetenz* Hg. Petia Genkova und Tobias Ringisen. Wiesbaden: Springer, 2016: 343–359.
- Çetin, Zülfukar. »The Dynamics of Queer Politics and Gentrification in Berlin« in *The Queer Intersectional* Hg. Sweetapple 149.
- Çetin, Zülfukar. »Der Schwulenkiez. Homonationalismus und Dominanzgesellschaft« in *Dominanzkultur reloaded: Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen* Hg. Iman Attia u.a. Bielefeld: transcript, 2015.
- Daroya, Emerich. »Not into chopsticks and curries.« *Erotic capital and the psychic life of racism on Grindr* in *The psychic life of racism in gay men's communities* Hg. D. Riggs. Lanham, MD: Lexington 2018: 67–80.
- de Beauvoir, Simone. *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau* (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1951).
- Degener, Theresia. »Krüppelbewegung + Frauenbewegung – Jacke wie Hose?« *Krüppelzeitung*, Nr. 2 (1981): 14–17.
- Deleuze, Gilles. *Differenz und Wiederholung* (München: Wilhelm Fink, 1992).

- Delessert, Thierry. *Sortons du ghetto. Histoire politique des homosexualités en Suisse, 1950–1990* (Zürich/Genf: Seismo, 2021).
- Delessert, Thierry und Michaël Voegli, *Homosexualités masculines en Suisse. De l'invisibilité aux mobilisations* (Lausanne: PPUR, 2012).
- Delgado, Richard und Jean Stefancic (Hg.), *Critical White Studies: Looking behind the Mirror* (Philadelphia: Temple University Press, 1997).
- Dempsey, Deborah u.a. »Family relationships and LGB first homelessness in Australia. What do we know and where should we go?« *Journal of Sociology* 56, Nr. 4 (2020): 516–534.
- Dennert, Gabriele, Christiane Leidinger und Rauchut Franziska (Hg.). *In Bewegung bleiben: 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesbe* (Berlin: Quer, 2007).
- de Silva, Adrian. »Trans* in Sexualwissenschaft und Recht vor Inkrafttreten des Transsexuellengesetzes (TSG)« in *Gender Turn. Gesellschaft jenseits der Geschlechternorm* Hg. Christian Schmelzer (Bielefeld: transcript, 2012): 81–104.
- de Silva, Adrian und Muriel Lorenz. »Virtuelle Räume« in *Handbuch Queere Zeitgeschichte 1. Räume* Hg. Andrea Rottmann u.a. Bielefeld: Transcript Verlag, 2023: 137–146.
- Dibben, Lee. »Voices. Lessons from LGBTQI History«, 2020, Zugriff am 17. Februar 2024, <https://giveout.org/history-month-2020>.
- DiStA – Disability Studies Austria »Diskussionspapier: Behinderungsforschung«, Zugriff am 2. Oktober 2023, <https://dista.uniability.org/disability-studies/>.
- Dietze, Gabriele. *Sexueller Exzptionalismus. Überlegenheitsnarrative in Migrationsabwehr und Rechtspopulismus* (Bielefeld: transcript, 2019).
- Dietz, Karl und Peter G. Hesse, *Wörterbuch der Sexuologie und ihrer Grenzgebiete* (Rudolstadt: Greifenverlag, 1964).
- Dinshaw, Carolyn. »Touching on the Past« in *The Boswell Thesis: Essays for the Twenty-Fifth Anniversary of John Boswell's Christianity, Social Tolerance, and Homosexuality* Hg. Matthew Kuefler. Chicago, IL: University of Chicago Press, 2006: 57–73.
- Diminescu, Dana. »The connected migrant: an epistemological manifesto« *Social Science Information* 47, Nr. 4 (2008): 565–579.
- Dionisius, Sarah. »Wie ein Mensch zweiter Klasse« *Reproduktionsmedizin, Heteronormativität und Praktiken der Aneignung* in Familie und Normalität. Diskurse, Praxen und Aushandlungsprozesse Hg. Anne-Christin Schondelmayer u.a. Leverkusen: Verlag Barbara Budrich, 2021: 303–323.

- Dhoest, Alexander. »Intersections and (dis)connections. LGBTQ uses of digital media in the diaspora« in *The handbook of diasporas, media, and culture* Hg. J. Retis und R. Tsagarousianou. Hoboken, NJ: Wiley, 2019: 387–398.
- Doan, Laura. (Hg.). *Old Maids to Radical Spinsters: Unmarried Women in the Twentieth-Century Novel* (Urbana: University of Illinois Press, 1991).
- Dobler, Jens. Von anderen Ufern. Geschichte der Berliner Lesben und Schwulen in Kreuzberg und Friedrichshain (Berlin: Bruno Gmünder Verlag, 2003).
- Dörner, Günter. »Zur Frage einer neuroendokrinen Pathogenese, Prophylaxe und Therapie angeborener Sexualdeviationen« *Deutsche Medizinische Wochenschrift* 94, Nr. 8 (1969): 390–396.
- Dudink, Stefna. »Homosexuality, Race, and the Rhetoric of Nationalism« *History of the Present* 1, Nr. 2 (2011): 259–264.
- Duden, Barbara und Dorothee Noeres (Hg.). Auf den Spuren des Körpers in einer technogenen Welt (Opladen: Leske + Budrich, 2002).
- Duttweiler, Stefanie. »Subjektivierung im Modus medialisierter Sexualberatung« *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* Nr. 2(2008): 45–66.
- Dziuban, Agata u.a. »The European HIV/AIDS Archive: Building a queer counter-memory« in *Histories of HIV/AIDS in Western Europe. New and regional perspectives* Hg. Janet Weston und Hannah J. Elizabeth (Hg.). (Manchester: Manchester University Press, 2022): 192–214.
- Eder, Franz X. »National and Racial Images of the Sexual ›Other‹ in the German-Speaking Countries (1950s–1970s)« *Sexuality & Culture* 21 (2017): 362–381.
- Eggers, Maisha Maureen u.a. (Hg.). *Mythen, Masken, Subjekte: Kritische Weißseinsforschung in Deutschland* (Münster: Unrast Verlag, 2005).
- Eidg. Kommission für Frauenfragen EKF (Hg.). »Sexuelle Integrität und Gewalt an Frauen« in *Frauen Macht Geschichte. Zur Geschichte der Gleichstellung in der Schweiz 1848–2000*. Bern 2009. Zugriff am 28. März 2024, <https://www.ekf.admin.ch/ekf/de/home/dokumentation/geschichte-der-gleichstellung--frauen-macht-geschichte/frauen-macht-geschichte-18482000.html#-1039997070>.
- Eitler, Pascal. »Sexualität als Ware und Wahrheit. Körpergeschichte als Konsumgeschichte« in *Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890–1990* Hg. Henz-Gerhard Haupt und Cornelius Torp. Frankfurt a.M.: Campus, 2009: 370–388.
- Elman, R. Almy. »Triangles and Tribulations« *Journal of Homosexuality* 30, Nr. 3 (1996): 1–11.

- El-Tayeb, Fatima. »Gays Who Cannot Properly Be Gay: Queer Muslims in the neoliberal European City« *European Journal of Women's Studies* 19, Nr.1, (2012) 79–95.
- Eng, David L. u.a. »What's queer about queer studies now?« *Social Text* 23, Nr. 3/4 (2005): 1–17.
- Epp, André. »(Un-)Möglichkeit Computergestützter Narrationsanalyse. Zur Anwendung von QDA-Software in der Biographieforschung« *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* 30, Nr. 1/2 (2017): 30–43.
- Evans, Jennifer V. »Seeing Subjectivity: Erotic Photography and the Optics of Desire« *The American Historical Review* 118, Nr. 2 (2013): 430–62.
- Evans, Jennifer V. und Elissa Mailänder. »Cross-Dressing, Male Intimacy and the Violence of Transgression in Third Reich Photography« *German History* 39, Nr. 1 (2021): 54–77.
- Evans, Jennifer V. *Life among the Ruins. Cityscape and Sexuality in Cold War Berlin* (London: Palgrave Macmillan, 2011).
- Evans, Jennifer V. »Bahnhof Boys: Policing Male Prostitution in Post-Nazi Berlin« *Journal of the History of Sexuality* 12, Nr. 4 (2003): 605–636.
- Ewing, Christopher. *The Color of Desire. The Queer Politics of Race in the Federal Republic of Germany after 1970* (Ithaca/London: Cornell University Press, 2024).
- Ewing, Christopher. »»Toward a better world for gays«: Race, tourism, and the internationalization of the West German gay rights movement, 1969–1983« *Bulletin of the GHI* 61 (2017): 109–134.
- Ewing, Christopher. »»Color Him Black«: Erotic Representations and the Politics of Race in West German Homosexual Magazines, 1949–1974« *Sexuality & Culture* 21 (2017): 382–403.
- FFBIZ-Archiv Berlin, M Rep. Berlin 20.1 Perspektiven auf 1989 – 2, Interview mit Christina Karstädt durchgeführt von Katja Koblitz und Lena Kühn am 23. März 2019 im Rahmen des Projektes »Friedliche Revolution«? Lesbisch-feministische Perspektiven auf 1989.
- FFBIZ-Archiv Berlin, M Rep. Berlin 20.1 Perspektiven auf 1989 – 8, Interview mit Nadja Schallenberg durchgeführt von Andrea Rottman am 12. Juni 2020 im Rahmen des Projektes *Zeitzeuginnengespräche – 1989/90 aus lesbisch/feministischer Perspektive*.
- Faderman, Lillian. *Köstlicher als die Liebe der Männer. Romantische Freundschaft und Liebe zwischen Frauen von der Renaissance bis heute* (Zürich: eco, 1990).

- Feinberg, Leslie. *Transgender Warriors. Making History from Joan of Arc to Dennis Rodman* (Boston: Beacon Press, 1996).
- Feinberg, Leslie. »Stone Butch Blues« (1993).
- Finkelstein, Avram. *After Silence: A History of AIDS Through its Images* (Oakland, CA: University of California Press, 2018).
- Flieger, Petra. »Partizipatorische Forschung. Wege zur Entgrenzung der Rollen von ForscherInnen und Beforschten« in Perspektiven auf Entgrenzung. Erfahrungen und Entwicklungsprozesse im Kontext von Inklusion und Integration Hg. Jo Jerg u.a. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 2009: 159–171.
- Florvil, Tiffany N. *Black Germany. Schwarz, deutsch, feministisch – die Geschichte einer Bewegung* (Berlin: Ch. Links Verlag, 2023).
- Florvil, Tiffany N. u.a. »Feminism and activism across borders. A roundtable« *Peace & Change* 48, Nr. 2 (2023): 90–102.
- Floyd, Kevin. *The Reification of Desire. Toward a Queer Marxism* (Minneapolis: University of Minnesota Press, 2009).
- Fleck, Franz und Margarete Fleck. *Organische und funktionelle Sexualerkrankungen* (Berlin: Volk u. Gesundheit, 1968).
- Fritzsche, Christopher und Juliane Lang. »Die GegnerInnenschaft zur Ehe für alle: ein autoritär-regressives politisches Projekt?« in *Antifeminismen: Krisen-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potential?* Hg. Annette Henninger und Ursula Birsl. Bielefeld: transcript Verlag, 2020: 267.
- Fröhlich, Barbara und Petra M. Springer (Hg.). *Sichtbar. 40 Jahre HOSI-Wien-Lesben*gruppe*. Festschrift (Wien: Edition Regenbogen, 2021).
- Friedrichs, Jan-Henrik. »Verbrechen ohne Opfer? Die Pädophiliedebatte der 1970er Jahre in Sozialwissenschaft und Schwulenbewegung aus mächtetheoretischer Perspektive« *Jahrbuch Sexualitäten* (2021): 62–84.
- Fuchs, Sabine. *Femme/Butch: Dynamiken von Gender und Begehren* (Berlin: Querverlag, 2020).
- Gammon, Carolyn und Katharina Oguntoye »Gehörlose Lesben« in *Lesbenjahrbuch 1. Rücksichten auf 20 Jahre Lesbenbewegung* Hg. Anke Schäfer und Kathrin Lahusen. Wiesbaden: Feministischer Frauenbuchverlag 1995: 189–194.
- Gammerl, Benno. *Anders Fühlen. Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. Eine Emotionsgeschichte* (München: Carl Hanser Verlag, 2021).
- Gammerl, Benno. »Ist frei sein normal? Männliche Homosexualitäten seit den 1960er Jahren zwischen Emanzipation und Normalisierung« in *Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum*

- seit den 1960er Jahren Hg. Peter-Paul Bänziger u.a. Bielefeld: transcript, 2015: 223–244.
- Gammerl, Benno. *Queer. Eine deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis heute* (München: Hanser, 2023).
- Gammerl, Benno und Rainer Herrn. »Gefühlsräume – Raumgefühle« *sub\urban Zeitschrift für kritische Stadtforschung* 3, Nr. 2 (2015): 7–22.
- Garland-Thompson, Rosemarie. »Integrating Disability, Transforming Feminist Theory« *NWSA Journal* 14, Nr. 3 (2002): 1–32.
- Gerber, Beat. *Lila ist die Farbe des Regenbogens, Schwestern, die Farbe der Befreiung ist rot. Die Homosexuellen Arbeitsgruppen der Schweiz (HACH) von 1974–1995* (Lizenziatsarbeit Universität Bern, 1998).
- Gerhard, Ute. *Für eine andere Gerechtigkeit. Dimensionen feministischer Rechtskritik* (Frankfurt a.M./New York: Campus, 2018).
- Gerodetti, Natalia. *Modernising Sexualities: Towards a Socio-historical Understanding of Sexualities in the Swiss Nation* (Bern: Lang, 2005).
- Gloy, Karen. *Alterität. Das Verhältnis von Ich und dem Anderen* (Paderborn: Brill, 2019).
- Gopinath, Gayatri. *Impossible desires: queer diasporas and South Asian public cultures* (Durham, NC: Duke University Press, 2005).
- Graff, Agnieszka. und Elzbieta Korolczuk, *Anti-Gender Politics in the Populist Moment* (London/New York: Routledge, 2022).
- Griffiths, Craig. *The Ambivalence of Gay Liberation: Male Homosexual Politics in 1970s West Germany* (Oxford: Oxford University Press, 2021).
- Griffiths, Craig. »Bericht von der GSA 2023«, 05. Dezember 2023, Zugriff am 20.12.2023, <https://www.queere-zeitgeschichten.net/aktuelles/GSA-Report-2023.html>.
- Griffiths, Craig. »Between Triumph and Myth: Gay Heroes and Navigating the schwule Erfolgsgeschichte« *helden. heroes. héros Special Issue* 1 (2014): 54–60.
- Grisard, Dominique. »Rosa: Zum Stellenwert der Farbe in der Schwulen- und Lesbenbewegung« in Rosa Radikale Hg. Andreas Pretzel und Volker Weiß. Hamburg: Männer schwarm-Verl., 2012: 177–98.
- Haunss, Sebastian. »Von der sexuellen Befreiung zur Normalität. Das Ende der zweiten deutschen Schwulenbewegung« in Rosa Radikale. Die Schwulenbewegung der 1970er Jahre Hg. Andreas Pretzel und Volker Weiß. (Hamburg: Männer schwarm Verlag, 2012): 199–212.
- Hájková, Anna. *Menschen ohne Geschichte sind Staub: Homophobie und Holocaust* (Göttingen: Wallstein Verlag, 2021).

- Hahn, Alois. Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kultursoziologie (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2000).
- Halberstam, Jack. Female Masculinity (New York: Duke University Press, 1998).
- Halley, Janet und Andrew Parker (Hg.). After Sex? On Writing since Queer Theory (Durham: Duke University Press, 2011).
- Hacker, Hanna. Frauen* und Freund_innen. Lesarten weiblicher Homosexualität. Österreich 1870–1938 (Wien: Zaglossus Verlag, 2005).
- Hacker, Hanna. »Erinnerungen an die Möglichkeit einer Historiografie lesbischer Frauen und die queere Notwendigkeit ihres Verlusts« *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 28, Nr. 1 (2017): 71–88.
- Haraway, Donna. »Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective« *Feminist Studies* 14, Nr. 3 (1988): 575–599.
- Harding, Sandra. The Science Question in Feminism (Ithaca: Cornell University Press, 1986).
- Hark, Sabine. (Hg.), Grenzen lesbischer Identitäten. Aufsätze (Berlin: Quer, 1996).
- Hark, Sabine. »Eine Lesbe ist eine Lesbe, ist eine Lesbe... oder? – Notizen zur Identität und Differenz« *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, Nr. 25/26 (1989): 59–71.
- Haritaworn, Jin. Queer Lovers and Hateful Others: Regenerating Violent Times and Places (London: Pluto Press, 2015).
- Haritaworn, Jin u.a. »Queer-Imperialismus: Eine Intervention in die Debatte über ›muslimische Homophobie‹ in re/visionen: Postkoloniale Perspektiven von People of Color (Münster: Unrast Verlag, 2007).
- Hausen, Karin. »Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben« in Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas Hg. Conze Werner. Stuttgart: Klett, 1976: 363–394.
- Haus-Rybicki, Sebastian. Eine Seuche regieren. AIDS-Prävention in der Bundesrepublik 1981–1995 (Bielefeld: transcript, 2021).
- Hechler, Andreas. »Missbildung. Interdiskriminierung in der extremen Rechten« in Geschlechterreflektierte Perspektiven Hg. Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit. Wien, Berlin: mandelbaum, 2019: 88–122.

- Heinrich, Elisa. *Intim und respektabel. Homosexualität und Freundenschaft in der deutschen Frauenbewegung um 1900* (Göttingen: V&R unipress, 2022).
- Hendricks, Thomas. »Making men fall. Queer Power Beyond Anti-normativity« *Africa* 91, Nr. 3 (2021): 398–417.
- Herrn, Rainer. *Anders bewegt. 100 Jahre Schwulenbewegung in Deutschland* (Hamburg: Männer schwarm, 1999).
- Herrn, Rainer. *Schnittmuster des Geschlechts. Transvestitismus und Transsexualität in der frühen Sexualwissenschaft* (Gießen: Psychosozial, 2005).
- Hess, Linda M. »Queering Ageism« *University of Toronto Quarterly* 90, Nr. 2 (2021): 207–224.
- Hetze, Stefanie. *Happy End für wen? Kino und lesbische Frauen* (Frankfurt a.M.: tende, 1986).
- Hill Collins, Patricia. »Learning from the Outsider Within: The Sociological Significance of Black Feminist Thought« *Social Problems* 33, Nr. 6 (1986): 14–32.
- Hodosi, Judith. *Grenzgänge. Sozialismus, aus der Froschperspektive betrachtet auch: Aus dem Leben eines real existierenden Taugenichts* (Hamburg: Judedition, 1995).
- Holy, Michael. »Der entliehene rosa Winkel« in *Der Frankfurter Engel. Mahnmal Homosexuellenverfolgung: Ein Lesebuch* Hg. Initiative Mahnmal Homosexuellenverfolgung. Frankfurt a.M.: Eichborn, 1997: 74–87.
- Hirsch, Marianne. *The Generation of Postmemory: Writing and Visual Culture After the Holocaust* (New York, NY: Columbia University Press, 2012).
- »Öffentlichen Erklärung des Dritten Internationalen Intersex Forum«, 2013, Zugriff am 02. Mai 2024, <http://intersexualite.de/oefentliche-erklaerung-des-dritten-internationalen-intersex-forum/>.
- İpek İpekçioğlu. »Die erste Gruppe Lesben aus der Türkei, 1992–1995« in *In Bewegung bleiben: 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesbe* (Berlin: Quer, 2007).
- Jackson, Stevi. »Gender, sexuality and heterosexuality. The complexity (and limits) of heteronormativity« *Feminist Theory* 7, Nr. 1 (2006): 105–121.
- Januschke, Eugen und Ulrike Klöppel. »Aids-Bewegung in der Bundesrepublik. Eine queer-politische Bestandsaufnahme« *Zeitgeschichte-online* (26. Juni 2023), Zugriff am 26. Juni 2024, <https://zeitgeschichte-online.de/the-men/aids-bewegung-der-bundesrepublik>.
- Janssen, Volker. *Der Weg zu Freundschaft und Toleranz. Männliche Homosexualität in den 50er Jahren* (Berlin: Rosa Winkel Verlag, 1984).

- Janz, Ulrike. »(K)eine von uns? Vom schwierigen Umgang mit ›zwiespältigen Ahninnen‹ IHR SINN. Eine radikalfeministische Lesbenzeitschrift 3 (1991): 24–39.
- Universität Jena. »Geschlechtergeschichte an der Uni Jena erhalten!«, 26. Juli 2023, Zugriff 22. Januar 2024, <https://www.fsv.uni-jena.de/fakultaet/institute-lehrstuehle/institut-fuer-soziologie/institut/genderkommission/akuelles/geschlechtergeschichte-retten-fsu>.
- Jennings, Rebecca. »Creating Feminist Culture: Australian Rural Lesbian-Separatist Communities in the 1970s and 1980s« *Journal of Women's History* 30, Nr. 2 (2018): 88–111.
- Jensen, Erik. »The Pink Triangle and Political Consciousness: Gays, Lesbians, and the Memory of Nazi Persecution« *Journal of the History of Sexuality* 11, Nr. 1 (2002): 319–349.
- Jerabek, Petr. »Bayern beschließt Verbot von Gendersprache« Bayrischer Rundfunk, 19. März 2024, Zugriff am 27. März 2024, <https://www.br.de/nachrichten/bayern/bayern-beschliesst-verbot-von-gendersprache,U7T9VzC>.
- Kafer, Alison. Feminist, Queer, Crip (Bloomington/Indiana: Indiana University Press, 2013).
- Karstädt, Christina und Anette von Zitzewitz (Regie). ... viel zuviel verschwiegene (Salzgeber, 1992), 78 Min.
- Keegan, Cáel M. »Getting Disciplined: What's Trans* About Queer Studies Now?« *Journal of Homosexuality* 67, Nr. 3 (2020): 384–97.
- K., Jessie. »Zu heteronormativen Denkmustern in queeren Kontexten. Für eine queere Begegnung der Körper – Teil I« philosophike-blog, 23. April 2023, Zugriff am 4. Februar 2024, <https://philosophike.de/2023/04/zu-heteronormativen-denkmustern-in-queeren-kontexten-fuer-eine-queere-begegnung-der-koerper-teil-i>.
- Köbsell, Swantje. »Eine Frage des Bewusstseins – Zur Geschichte der Behindertenbewegung in Deutschland« in »Ich fühle mich wie ein Vogel, der aus seinem Nest fliegt.« Menschen mit Behinderungen in der Erwachsenenbildung Hg. Tobias Erzmann und Georg Feuser. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2001: 43–84.
- Kokula, Ilse und Ulrike Böhmer. Die Welt gehört uns doch! Zusammenschluss lesbischer Frauen in der Schweiz der 30er Jahre (Zürich: eF-eF, 1991).
- Kuckuc, Ina. [Ilse Kokula], Der Kampf gegen Unterdrückung. Materialien aus der deutschen Lesbierinnenbewegung (München: Frauenoffensive, 1975).

- Klöppel, Ulrike. »Residuum der Queer History. Inter* als Restsymptom der Trennung von Geschlechter- und Sexualitätsgeschichte« in Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung Hg. Bundesstiftung Magnus Hirschfeld. Bielefeld: transcript, 2014: 105–114.
- Klöppel, Ulrike. XXoXY ungelöst: Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität (Bielefeld: transcript, 2010).
- Klöppel, Ulrike. »Geschlechtstransitionen in der DDR« in Auf nach Casablanca? Lebensrealitäten transgeschlechtlicher Menschen zwischen 1945 und 1980 Hg. Senatsverwaltung für Arbeit, Integration und Frauen, Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung. Berlin: Selbstverlag, 2019: 84–90.
- Klöppel, Ulrike. »Aids-Krise in Deutschland revisited: zwischen Bio- und Affektpolitik« GENDER Bewegung/en. Beiträge zur 5. Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien Sonderheft 3, (2016): 75–87.
- Klöppel, Ulrike. u.a. (Hg.) »Dossier Queere Zeitgeschichte« zeitgeschichte.online, 27. Juni 2023, Zugriff am 25. März 2024, <https://zeitgeschichte-online.de/node/66233>.
- Klöppel, Ulrike. »Leben machen am Rande der Zwei-Geschlechter-Norm. Biopolitische Regulierung von Inter*« In Biopolitik und Geschlecht: Zur Regulierung des Lebendigen Hg. Eva Sänger und Malaika Rödel. Münster: Westfälisches Dampfboot, 2012: 220–243.
- Kosofsky Sedgwick, Eve. Epistemology of the Closet (Berkeley: University of California Press, 1990).
- Krell, Claudia. »Erfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen in ihrem familiären Umfeld« in Wurzeln – Bande – Flügel. Familie als Ort der Sozialisation, Kontrolle und Emanzipation Hg. Stephan Baglikow und Kim Alexandra Trau. Hamburg: Männer schwarm, 2021: 126–151.
- Kraatz, Helmut. Zwischen Klinik und Hörsaal. Autobiographie (Berlin: Verlag der Nation, 1977).
- Kristeva, Julia. Fremde sind wir uns selbst (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2001).
- Kuhnen, Stephanie. »Butch Femme. Eine erotische Kultur« (1997).
- Kuhnen, Stephanie. (Hg.), Lesben raus! Für mehr lesbische Sichtbarkeit (Berlin: Querverlag, 2017).
- Kühn, Karolina und Mirjam Zadoff (Hg.). To Be Seen. Queer Lives 1900–1950 (München: Hirmer, 2023).

- Lammers, Hans Jörn. »Über eine konstitutionelle homosexuelle Transvestit in mit teilweiser ›Vermännlichung‹ der sekundären Geschlechtsmerkmale« *Nervenarzt* 30, Nr. 12 (1959): 545–552.
- Lanfranconi, Debra. u.a. »Swiss LGBTIQ+ Panel. LGBTIQ+ Youth in Switzerland. Overview of Organizations, Key Actors, Policies, and Projects«, Zugriff am 2. März 2024, <https://psyarxiv.com/gr76x/download?format=pdf>.
- Lavender, Aidan. »Writing and Sounding the Archive«, Zine »Writing the Archive #1«, Wassaan Ali und hany tea.
- Laufenberg, Mike. »Queer Theory. Identitäts- und machtkritische Perspektiven auf Sexualität und Geschlecht« in *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* Hg. Beate Kortendiek u.a. (Wiesbaden: Springer, 2018): 331–340.
- Laufenberg, Mike und Ben Trott (Hg.). *Queer Studies. Schlüsseltexte* (Berlin: Suhrkamp, 2023).
- Lautmann, Rüdiger (Hg.). Seminar. *Gesellschaft und Homosexualität* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1977).
- Leh, Almut. »Oral History als Methode« in *Handbuch Methoden der Geschichtswissenschaft* Hg. Stefan Haas. Wiesbaden: Springer, 2022: 1–20.
- Lehne, Adrian und Veronika Springmann. »Promiskue Sexualität oder monogame Beziehung? Freiheit, Moral und Verantwortung in der westdeutschen Homosexuellenbewegung« *WerkstattGeschichte* 84 (2021): 67–82.
- Leidinger, Christiane. »Frühe Debatten um Rassismus und Antisemitismus in der (Frauen- und) Lesbenbewegung in den 1980er Jahren der BRD« in *Beiträge zur Geschichte einer pluralen Linken. Bd. 2: Theorien und Bewegungen nach 1968* Hg. Marcel Bois und Bernd Hütter. Berlin: Rosa Luxemburg Stiftung, 2010.
- Leidinger, Christiane. *Lesbische Existenz 1945–1969. Aspekte der Erforschung gesellschaftlicher Ausgrenzung und Diskriminierung lesbischer Frauen, mit Schwerpunkt auf Lebenssituationen, Diskriminierungs- und Emanzipationserfahrungen in der frühen Bundesrepublik* (Berlin: Senatsverwaltung für Arbeit, Integration und Frauen, 2015).
- Leidinger, Christiane. *LSBTI-Geschichte entdecken! Leitfaden für Archive und Bibliotheken zur Geschichte von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, trans- und intergeschlechtlichen Menschen* (Berlin: Pressestelle der Senatsverwaltung für Justiz, Verbraucherschutz und Antidiskriminierung, 2017).
- Leidinger, Christiane. »Überlegungen für eine kritische Erinnerungskultur« *Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft* 61/62 (2018): 8–20.

- Leonhard, Karl. Instinkte und Urinstinkte in der menschlichen Sexualität. Zugleich ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte menschlicher Instinkte (Stuttgart: Ferdinand Enke, 1964).
- Levinas, Emmanuel. Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht (Freiburg: Karl Alber, 1998).
- Li, Hailli. »Transnational togetherness through Rela: Chinese queer women's practices for maintaining ties with the homeland« *International Journal of Cultural Studies* 23, Nr. 5 (2020): 692–708.
- Lingelbach, Gabriele und Sebastian Schlund. »Disability History, Version:1.0«, *Docupedia-Zeitgeschichte*, 8.7.2014, Zugriff am 1. Oktober 2023, http://docupedia.de/zg/Disability_History.
- Lugones, María. »Toward a Decolonial Feminism« *Hypatia* 25, Nr. 4 (2010): 742–759.
- Lücke, Martin. »Die Verfolgung lesbischer Frauen im Nationalsozialismus« *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 70, Nr. 5 (2022): 422–440.
- Lücke, Martin und Anna Katharina Mangold. Verfolgung, Widerstand und Selbstbestimmung. Zur Geschichte und Gegenwart queerer Menschen in Deutschland (Göttingen: Wallstein, 2023).
- Manalansan, Martin F. Global divas: Filipino gay men in the diaspora (Durham, NC: Duke University Press, 2003).
- Manalansan, Martin F. »Messy mismeasures: exploring the wilderness of queer migrant lives« *South Atlantic Quarterly* 117, Nr. 3 (2018): 491–506.
- Marshall, Daniel. (Hg.), Queer Youth Histories (London: Palgrave Macmillan, 2021).
- Marhoefer, Laurie. »Was the Homosexual Made White? Race, Empire, and Analogy in Gay and Trans Thought in Twentieth-Century Germany« *Gender & History* 31, Nr. 1 (2019): 93–94.
- Marhoefer, Laurie. »Homosexuality and Theories of Culture,« in Was ist Homosexualität? Forschungsgeschichte, gesellschaftliche Entwicklungen und Perspektiven Hg. Jennifer V. Evans u.a. Hamburg: Männer schwarm, 2014: 255–271.
- Marhoefer, Laurie »Lesbianism, Transvestitism, and the Nazi State: A Micro-history of a Gestapo Investigation, 1939–1943« *The American Historical Review* 121, Nr. 4 (2016): 1167–1195.
- Marti, Madeleine. Hinterlegte Botschaften. Die Darstellung lesbischer Frauen in der deutschsprachigen Literatur seit 1945 (Stuttgart: Metzler, 1992).
- Marti, Madeleine und Corinne Rufli, »Wehrt euch, bevor ihr frustriert und hässig seid«: das Frauenzentrum Baden 1981–1996 (Wettingen: eFeF, 2018).

- Marzell, Pia. »Krüppelfrauengruppen«, Digitales Deutsches Frauenarchiv, Zugriff am 3. November 2023, <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/themen/krueppelfrauengruppen>.
- Marzell, Pia. »Sind wir uns so fremd: Aufbrüche in der Rassismusdebatte der Frauenbewegung« History | Sexuality | Law, 8. März 2021, Zugriff am 26. Juni 2024, <https://hsl.hypotheses.org/1608>.
- Maschke, Sabine und Ludwig Stecher. Sexuelle Gewalt. Erfahrungen Jugendlicher heute (Weinheim: Beltz, 2018).
- Mayer, Michael und Michael Schwartz (Hg.). Verfolgung – Diskriminierung – Emanzipation. Homosexualität(en) in Deutschland und Europa 1945 bis 2000 (München/Wien: De Gruyter Oldenbourg, 2023).
- McGlotten, Shaka. Virtual intimacies: media, affect, and queer sociality (Albany, NY: SUNY Press, 2013).
- McRuer, Robert. »Compulsory Able-Bodiedness and Queer/Disabled Existence« in Disability Studies. Enabling the Humanities Hg. Sharon L. Snyder u.a. New York: Modern Language Association, 2002: 88–100.
- McRuer, Robert und Abby Wilkerson (Hg.). Desiring Disability – Queer Theory meets Disability Studies, Journal of Lesbian and Gay Studies (Durham: Duke University Press, 2003).
- Meyer, Sabine. »Wege jenseits der Öffentlichkeit. Zur Geschichte transgeschlechtlichen Lebens in der SBZ und der DDR zwischen 1945 und 1976« in Auf nach Casablanca? Lebensrealitäten transgeschlechtlicher Menschen zwischen 1945 und 1980 Hg.
- Meyer, Sabine. »Kämpfe um Respekt und Anerkennung. Zur Geschichte transgeschlechtlichen Lebens in den westlichen Besatzungszonen und der BRD zwischen 1945 und 1980« in Auf nach Casablanca? Lebensrealitäten transgeschlechtlicher Menschen zwischen 1945 und 1980 Hg. Senatsverwaltung für Arbeit, Integration und Frauen, Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung. Berlin: Selbstverlag, 2019: 30–51.
- Meysel, Inge. Frei heraus – mein Leben (Weinheim/Berlin: Beltz Quadriga, 1991).
- Micheler, Stefan und Jakob Michelsen. »Geschichtsforschung und Identitätsstiftung. Von der ›schwulen Ahnenreihe‹ zur Dekonstruktion des Homosexuellen« in Was heißt hier schwul. Politik und Identitäten im Wandel Hg. Detlef Grumbach. Hamburg: Männer schwarm, 1997: 94–110.
- Millar Fischer, Michelle und Paola Antonelli. »MoMA Acquires the Rainbow Flag.« MoMA.org. Museum of Modern Art, Zugriff am 26. September 2023, <https://www.moma.org/magazine/articles/909>.

- Mildenberger, Florian. »Günter Dörner – Metamorphosen eines Wissenschaftlers« in Homosexualität in der DDR. Materialien und Meinungen Hg. Wolfram Setz. Hamburg: Männer Schwarm, 2006: 237–272.
- Mitchell, William John Thomas. *Image science: Iconology, Visual Culture, and Media Aesthetics* (Chicago, IL: University of Chicago Press, 2015).
- moore, madison »DARK ROOM: Sleaze and the Queer Archive« *Contemporary Theatre Review* 31, Nr. 1–2 (2021): 191–196.
- Moeller, Robert G. *Geschützte Mütter. Frauen und Familien in der westdeutschen Nachkriegspolitik* (München: dtv, 1997).
- Moser, Karin. »Hier muss ich mich als Lesbe nicht erklären.« Ethnographische Zugänge zur Lesbenkultur im Frauenzentrum Zürich (Zürich: Chronos, 2001).
- Mumford, Kevin. *Not Straight, Not White: Black Gay Men from the March on Washington to the AIDS Crisis* (Chapel Hill: The University of North Carolina Press, 2018).
- Müller, Jochen. »Einschaltquoten: ZDF auch mit ›Schicksalsjahre‹-Abschluss erfolgreich« *Blickpunktfilm* (15. Februar 2011), Zugriff am 26. Juni 2024, <https://www.blickpunktfilm.de/tv/einschaltquoten-zdf-auch-mit-schicksal-sjahre-abschluss-erfolgreich-505deo6a75b4472709f25125ca7f2cac>.
- Muñoz, José Esteban. *Disidentifications. Queers of Color and the Performance of Politics* (Minneapolis: University of Minnesota Press, 1999).
- Nash, Jennifer. *Black Bodies in Ecstasy: Reading Race, Reading Pornography* (Durham, NC: Duke University Press, 2014).
- Neild, Suzanne und Rosalind Pearson (Regie). *Women Like Us* (Clio-co-op, 1989), 49 Min.
- Newsome, Jake. *Pink Triangle Legacies. Coming Out in the Shadow of the Holocaust* (Ithaca, NY: Cornell University Press, 2022).
- Nunn, Zavier. »Against anticipation, or, camp reading as reparative to the trans feminine past: A microhistory in Nazi-Era Vienna« *Gender & History* 36, Nr. 1 (2024): 191–207.
- Offenbach, Judith. [Luise F. Pusch], Sonja. Eine Melancholie für Fortgeschrittene (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1981).
- Gigi Otálvaro-Hormillosa. »Metamorphic and Sensuous Brown Bodies« *Latin American and Latinx Visual Culture* 1, Nr. 2 (2019): 58–73.
- Parnitzke, Karl Herbert und R. D. Koch. »Zur Phänomenologie einer konstitutionell homosexuellen Transvestitin« *Zeitschrift für menschliche Vererbungs- und Konstitutionslehre* 37, Nr. 1 (1963): 10–25.

- Patterson, Jeffrey und Koen Leurs. »We live here, and we are queer!: young gay connected migrants' transnational ties and integration in the Netherlands« *Media and Communication* 7, Nr. 1 (2019): 90–101.
- Paul, Gerhard. »Das Mao-Porträt. Herrscherbild, Protestsymbol und Kunstikone« *Contemporary History* 6, Nr. 1 (2009): 58–84.
- Penney, James. *After Queer Theory. The Limits of Sexual Politics* (London: Pluto Press, 2014).
- Perez, Hiram. *A Taste for Brown Bodies: Gay Modernity and Cosmopolitan Desire* (New York: New York University Press, 2015).
- Pernau, Margit und Luc Wodzicki. »Entanglements, Political Communication and Shared Temporal Layers« *Cromohs* 21 (2018): 1–17.
- Petruzzielo, Mattia. Homosexuelle Identität(en) im Umbruch? Ausdifferenzierungsprozesse in der Homosexuellenbewegung Zürichs (1968–1973) (Dissertation Universität Zürich, 2022).
- Petzen, Jennifer. »Home or Homelike? Turkish Queers Manage Space in Berlin« *Space and Culture* 7, Nr. 1 (2004): 20–32.
- Pieri, Mara. *LGBTQ+ People with Chronic Illness. Chroniqueers in Southern Europe* (London: palgrave macmillan, 2023).
- Plötz, Kirsten. »Wo blieb die Bewegung Lesbischer Trümmerfrauen?« in *Forschung im Queerformat* Hg. Bundesstiftung Magnus Hirschfeld, Queer Studies 6. Bielefeld: transcript, 2014: 71–86.
- Plötz, Kirsten. Als Fehle Die auch Bessere Hälfte: »Alleinstehende« Frauen in Der Frühen BRD 1949–1969 (Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2005).
- Plötz, Kirsten. »Natürlich, heilig und gesund – Die normative Ehe und Familie in der Bundesrepublik« in *Was soll ich Euch denn noch erklären?* Hg. Kirsten Beuth. Gelnhausen: TRIGA-Verlag, 1998: 57–73.
- Plötz, Kirsten. »...in ständiger Angst...«. Forschungsbericht des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin und der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Mainz: Ministerium für Familie, Frauen, Jugend, Integration und Verbraucherschutz Rheinland-Pfalz, o.J.).
- Plötz, Kirsten. »... eine der massivsten Bedrohungen«. Westdeutsches Ehe- und Familienrecht vs. lesbische Liebe, 1946–2000« *Invertito* 23 (2022): 116–145.
- Plötz, Kirsten. »... in ständiger Angst ...« Eine historische Studie über rechtliche Folgen einer Scheidung für Mütter mit lesbischen Beziehungen und ihre Kinder in Westdeutschland unter besonderer Berücksichtigung von Rheinland-Pfalz (1946–2000) (Mainz: Ministerium für Familie, Frauen,

- Jugend, Integration und Verbraucherschutz Rheinland-Pfalz (Hg.). Forschungsbericht im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin und der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld 2021), Zugriff am 25. Juni 2024, <https://lgbtiq-rlp.de/>.
- Plötz, Kirsten und Karl-Heinz Steinle. »Selbsttötungen von LSBTTIQ als Folge gesellschaftlicher Ächtung und Verfolgung«, Zugriff am 18. Dezember 2023, <https://www.lsbtqiq-bw.de/2017/05/16/selbsttoetungen-von-lsbtqiq-als-folge-gesellschaftlicher-aechtung-und-verfogung/>.
- Plötz, Kirsten. Lesbische ALTERnatiiven. Alltagsleben, Erwartungen, Wünsche (Königstein im Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2005).
- Plötz, Kirsten. »›Echte‹ Frauenleben? ›Lesbierinnen‹ im Spiegel öffentlicher Äußerungen in den Anfängen der Bundesrepublik« Invertito 1 (1999): 47–69.
- Pockrandt, Heinz und Heinz Brunkow. »Zwitter und Scheinzwitter beim Menschen« Zentralblatt für Gynäkologie 78, Nr. 2 (1956): 927–942.
- Portmann, Roger. Konzepte männlicher Homosexualität in der Schweiz 1932–1967 im Spiegel der Zeitschriften »Freundschafts-Banner«, »Menschenrecht« und »Der Kreis« (Lizenziatsarbeit Universität Zürich, 2000).
- Portmann, Roger. »...dass er eben nicht anders konnte als wie es ihm die Natur mitgegeben hatte.« Konzepte männlicher Homosexualität in den Homosexuellenzeitschriften der Schweiz 1932–1967« Invertito 6 (2004): 122–137.
- Poulsen, Rachel. »Amazons« in Reader's Guide to Lesbian and Gay Studies Hg. Timothy F. Murphy. Chicago/London: Fitzroy Dearborn Publishers, 2000: 43–44.
- Pressestelle Deutscher Bundestag. »Bundestagspräsidentin Bas eröffnet Ausstellung ›gefährdet leben. Queere Menschen 1933–1945‹« 27. November 2023, Zugriff am 22. März 2024, <https://www.bundestag.de/presse/pressemitteilungen/2023/pm-231127-ausstellung-979972>.
- Pressestelle Deutscher Bundestag. »Bundestag gedenkt am 27. Januar der Opfer des Nationalsozialismus: Verfolgte sexuelle Minderheiten im Mittelpunkt der Gedenkstunde«, 06. Januar 2023, Zugriff am 22.03.2024, <https://www.bundestag.de/presse/pressemitteilungen/2023/pm-230106-27-januar-928580>.
- Pretzel, Andreas. Homosexuellenpolitik in der frühen Bundesrepublik (Hamburg: Männer schwarm Verlag, 2010).
- pro familia Bundesverband. »Die ›Agenda Europe‹. Strategien und Ziele eines Netzwerks gegen sexuelle und reproduktive Gesundheit und Rechte in Eu-

- ropa«, 2019, Zugriff am 26. Juni 2024, https://www.epfweb.org/sites/default/files/2021-03/rtno__DE_epf_online_2021.pdf.
- Puar, Jasbir. *Terrorist Assemblages: Homonationalism in Queer Times* (Durham, NC: Duke University Press, 2002).
- Puttschert, Patricia. *Kolonialität und Geschlecht im 20. Jahrhundert. Eine Geschichte der weißen Schweiz* (Bielefeld: transcript, 2019).
- Pusch, Luise. *Gegen das Schweigen. Meine etwas andere Kindheit und Jugend* (Berlin: AvivA, 2022).
- Raab, Heike. »Und sie bewegen sich doch. Krüppellesben!« in *In Bewegung bleiben. 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesben* Hg. Gabriele Dennert u.a. Berlin: Querverlag, 2007: 182–285.
- Raab, Heike. »Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht« in *Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld* Hg. Anne Waldschmidt und Werner Schneider. Bielefeld: transcript, 2007: 127–150.
- Raeber, Natalie, Madeleine Marti und Corinne Rufli. »Lesbengeschichte der Schweiz, Online-Plattform«, Zugriff am 07. Juni 2024, www.l-wiki.ch.
- Rauchut, Franziska. »Lesben in Bewegung: Der Werdegang der DDR- und BRD-Lesbenbewegungen nach 1989« in *Das Übersehenwerden hat Geschichte: Lesben in der DDR und in der friedlichen Revolution. Tagungsdokumentation* Hg. Daniela Zocholl und Susanne Diehr. Halle (Saale) und Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen-Anhalt und Gunda-Werner-Institut, 2015: 70–83.
- Rhonheimer, Valentino. und Firenze Bauer. »Papagallo sind auch Menschen« du&ich, (1978): 11–12.
- Rich, Adrienne. »Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz« in *Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Audre Lorde und Adrienne Rich* Hg. Dagmar Schultz. Berlin: Orlanda, 1983: 138–168.
- Rohde, W. u.a. »Neuroendocrine response to oestrogen in transsexual men« in *Systemic hormones, neurotransmitters and brain development. International Symposium on Systemic Hormones Neurotransmitters and Brain Development*, Berlin-Ost, 12.-14.09.1985, Hg. Günter Dörner (Basel, München u.a.: Karger, 1986), 75–78.
- Rose, Katrina C. »The Proof Is in the History: The Louisiana Constitution Recognises Transsexual Marriages and Louisiana Sex Discrimination Law Covers Transsexuals – So Why Isn't Everybody Celebrating?« *Deakin Law Review* 9, Nr. 2 (2004): 399–459.

- Rosenfeld, Elske und Suza Husse. »Vorwort« in *wildes wiederholen. material von unten. Dissidente Geschichten zwischen DDR und pOstdeutschland #1* Hg. Elske Rosenfeld und Suza Husse. Berlin: Archive Books und District Schule ohne Zentrum, 2019: 11-12.
- Rosengarten, Marsha. u.a. (Hg.). *Critical Public Health. Special Issue: Beyond biological citizenship: HIV/AIDS, health, and activism in Europe reconsidered.* 31 (London: Routledge, 2021).
- Ross, Marlon B. »Beyond the Closet as a Raceless Paradigm« in *Black Queer Studies: A Critical Anthology* Hg. E. Patrick Johnson und Mae G. Henderson. Durham, NC: Duke University Press, 2005: 161–89.
- Rottmann, Andrea. *Queer Lives Across the Wall: Desire and Danger in Divided Berlin, 1945–1970* (Toronto: University of Toronto Press, 2023).
- Rottmann, Andrea. »Gefährdete Gesellschaft. Queere Kneipen in West-Berlin zwischen Überschwang, Überwachung und Überfall, 1945–1970« in *Räume der deutschen Geschichte* Hg. Teresa Walch u.a. Göttingen: Wallstein Verlag 2022: 217–265.
- Ruffolo, David V. *Post-Queer Politics* (Farnham: Ashgate, 2009).
- Rufli, Corinne. »Seit dieser Nacht war ich wie verzaubert.« *Frauenliebende Frauen über siebzig erzählen.* (Baden: Hier und Jetzt, 2015).
- Sabatello, Maya. »A Short History of the International Disability Rights Movement« in *Human Rights and Disability Advocacy* Hg. Maya Sabatello und Marianne Schulze. Philadelphia: University of Pennsylvania, 2014: 13–24.
- Said, Edward. *Orientalismus* (Frankfurt a.M.: Fischer, 2009).
- Sänger, Eva. »Lieber öffentlich lesbisch als heimlich im DFD: Die Samisdat-Publikation frau anders in der DDR 1988/89« in *Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Erfahrungen Politiken Subjekte* Hg. Susanne Lettow u.a. Königstein (Taunus): Ulrike Helmer Verlag, 2005: 159–183.
- Sauerteig, Lutz. »Die Herstellung des Sexuellen und erotischen Körpers in der Westdeutschen Jugendzeitschrift ›Bravo‹ in den 1960er und 1970er Jahren« *Medizinhistorisches Journal* 42, Nr. 2 (2007): 142–179.
- Savci, Evren. *Queer in translation: sexual politics under neoliberal Islam* (Durham, NC: Duke University Press, 2021).
- Schäfer, Christian. »Widernatürliche Unzucht« (§§ 175, 175a, 175b, 182 a.F. StGB). *Reformdiskussion und Gesetzgebung seit 1945* (Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag, 2006).
- Schallner, Berit. »Hexenschuß. Berufsschulzeitung für Mädchen« *Digitales Deutsches Frauenarchiv*, 2022, Zugriff am 17. Februar 2024, <https://www.defa.de/>.

- digitales-deutsches-frauenarchiv.de/themen/hexenschuss-berufsschulzeitung-fuer-maedchen.
- Schaper, Ulrike. u.a. »Sexotic. The interplay between sexualization and exoticization« *Sexualities* 23, Nr. 1–2 (2020): 114–126.
- Schappach, Beate. »Geballte Faust, Doppelaxt, rosa Winkel: Gruppenkonstituierende Symbole der Frauen-, Lesben- und Schwulenbewegung« in *Links-alternative Milieus und Neue Soziale Bewegungen in den 1970er Jahren* Hg. Cordia Baumann u.a. Heidelberg: Universitätsverlag Heidelberg, 2011: 259–83.
- Schildt, Axel. »Nachwuchs für die Rebellion – die Schülerbewegung der späten 60er Jahre« in *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert* Hg. Jürgen Reulecke. Berlin: Oldenbourg Wissenschaftsverlag, 2003: 229–252.
- Schneider, Alfred. Rechtsprobleme der Transsexualität unter besonderer Berücksichtigung personenstandsrechtlicher und eherechtlicher Probleme (*de lege lata* und *de lege ferenda*) (Doktorarbeit, Universität Köln, 1975).
- Schnabl, Siegfried. Mann und Frau intim: Fragen des gesunden und gestörten Geschlechtslebens (Rudolstadt: Greifenverlag, 1970).
- Schnurrenberger, Regula. »Freundinnen und Gefährtinnen. Annäherungen an das Phänomen Frauenpaare um 1900« *Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte* 48 (2005): 50–57.
- Schoppmann, Claudia. *Verbotene Verhältnisse. Frauenliebe 1938–1945* (Berlin: Querverlag, 1999).
- Schott, G. »Zur Pathogenese und Differenzierung transsexuellen Verhaltens« *Das deutsche Gesundheitswesen* 33, Nr. 44 (1978): 2102–2107.
- Schönwiese, Volker. »Geschichte und Strategie der Selbstbestimmt Leben Bewegung« *Stimme. Zeitschrift der Initiative Minderheiten* 30, Nr. 115 (2020): 23–27.
- Schoppelrei, Elizabeth. *Speculative Formations: Queer and Trans Communities in the Long Twentieth Century* (Ph.D. Diss, Pennsylvania State University, 2023).
- Schramm, Ernst und Karl Kaiser. »Der homosexuelle Mann als Opfer von Kapitalverbrechen. Ursachen und Aufklärungsschwierigkeiten« in *Kriministik*. 1962: 255–260.
- Schulze, Micha. »Volksverhetzung: Anzeige gegen AfD gestellt« *queer.de*, 10. Juni 2023, Zugriff am 23. März 2024, https://www.queer.de/detail.php?article_id=45887.

- Schwules Museum. Aufarbeiten: Sexualisierte Gewalt Gegen Kinder und Jugendliche im Zeichen von Emanzipation <https://www.schwulesmuseum.de/ausstellung/aufarbeiten-sexualisierte-gewalt-gegen-kinder-und-jugendliche-im-zeichen-von-emanzipation> (letzter Zugriff am 9. Mai 2024).
- Scott, Joan W. »Gender. A Useful Category of Historical Analysis« *The American Historical Review* 91, Nr. 5 (1986): 1053–1075.
- Shahsari, Sima. »The queer time of death: temporality, geopolitics, and refugee rights« *Sexualities* 17, Nr. 8 (2014): 998–105.
- Shield, Andrew D. J. »Looking for North Europeans only: identifying five racist patterns in online subculture« *Kult* 15, (2018): 87–106.
- Sillge, Ursula. *Un-Sichtbare Frauen. Lesben und ihre Emanzipation in der DDR* (Berlin: Links, 1991).
- Sinha, Mrinalini. *Colonial Masculinity. The »Manly Englishman« and the »Effeminate Bengali« in the Late Nineteenth Century* (Manchester: Manchester University Press, 1995).
- Snorton, C. Riley. *Nobody Is Supposed to Know: Black Sexuality on the Down Low* (Minneapolis: University of Minnesota Press, 2014).
- Somann, Laura. »Sprachliche Gewalt und Pathologisierung von Homosexualität in Psychiatrischen Krankenakten der Charité (1951–1966)« *Bulletin Texite* 43 (2017): 146–181.
- Staub, Roger. »Wasserfallen, François, Schutz vor dem Virus oder Schutz vor dem Virusträger? Die Veränderung der Gesundheits- und Gesellschaftspolitischen Strategien im Umgang mit Aids« in *Ohne Dings kein Bums. 20 Jahre Aids-Arbeit in der Schweiz* Hg. Bundesamt für Gesundheit, Aids-Hilfe Schweiz, Schweizerisches Landesmuseum. Baden: Hier + Jetzt, 2005: 12–20.
- Steinberg, Sylvie. »Vormoderne Geschlechtsidentitäten in Frage stellen?« *L'Homme* 42 Nr. 2, (2023): 101–118.
- Steinbacher, Sybille. *Wie der Sex nach Deutschland kam. Der Kampf um Sittlichkeit und Anstand in der frühen Bundesrepublik* (München: Siedler, 2011).
- Steinle, Karl-Heinz. »Handskizze der West-Berliner Polizei als Vorbereitung für eine geplante Razzia in der Robby-Bar, 15. November 1957« in *Handbuch Queere Zeitgeschichten 1. Räume* Hg. Andrea Rottmann u.a. Bielefeld: transcript 2023, 207–210.
- Steinle, Karl-Heinz. »Homophiles Deutschland – West und Ost« in *Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung. Eine Ausstellung des Schwulen*

- Museums und der Akademie der Künste – 17. Mai bis 17. August 1997 Hg. Monika Hingst. Berlin: Verlag Rosa Winkel, 1997: 195–209.
- St. Louis, Guy. Gedichte einer schönen Frau (Berlin: Gudula Lorez, 1983).
- Stokes, Lauren. *Fear of the Family: Guest Workers and Family Migration in the Federal Republic of Germany* (Oxford: Oxford University Press, 2022).
- Streib, Uli. Von nun an nannten sie sich Mütter. Lesben und Kinder (Berlin: Orlanda Frauenverlag, 1991).
- Sutton, Katie. »Sexology's Photographic Turn: Visualizing Trans Identity in Interwar Germany« *Journal of the History of Sexuality* 27, Nr. 3 (2018): 442–79.
- Schwarzer, Alice. Der kleine Unterschied und seine großen Folgen: Frauen über sich; Beginn einer Befreiung (Frankfurt a.M.: S. Fischer, 1975).
- Steuer, Sascha. »Die Übergriffe machen uns Angst« *Der Tagesspiegel* 7, November 2008, Zugriff am 23. März 2024. <https://www.tagesspiegel.de/berlin/sascha-steuer-cdu-die-uebergriffe-machen-uns-angst/1365440.html>.
- Summerskill, Clare u.a. (Hg.). *New Directions in Queer Oral History. Archives of Disruption* (Milton Park: Routledge, 2022).
- Szulc, Łukasz. »Digital gender disidentifications: Beyond the subversion versus hegemony dichotomy and toward everyday gender practices« *International Journal of Communication* 14, (2020): 5436–5454.
- Tammer, Teresa. *Warme Brüder im Kalten Krieg. Die DDR-Schwulenbewegung und das geteilte Deutschland in den 1970er und 1980er Jahren* (München/Wien: De Gruyter Oldenbourg, 2023).
- Thalmann, Stefan. Ein warmes Problem wird heiss! Homosexualität zwischen Skandal und Anpassung in Zürich. Analyse eines Diskurses von 1950 bis 1970 (Lizenziatsarbeit Universität Zürich, 2012).
- The Combahee River Collective. »The Combahee River Collective Statement (1977)« in *How We Get Free. Black Feminism and the Combahee River Collective* Hg. Keeanga-Yamahtta Taylor. Chicago: Haymarket Books, 2017: 15–27.
- Thomas, Lynn M. »Historicising Agency« *Gender & History* 28, Nr. 2 (2016): 324–339.
- Tremblay, Sébastien. »Ich konnte ihren Schmerz körperlich spüren.« Die Historisierung der NS-Verfolgung und die Wiederaneignung des Rosa Winkels in der westdeutschen Schwulenbewegung der 1970er Jahre« *Invertito* Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten. Verfolgung homosexueller Männer und Frauen in der NS-Zeit & Erinnerungskultur, Nr. 21 (2019): 179–202.

- Tremblay, Sébastien. *A Badge of Injury. The Pink Triangle As Global Symbol of Memory* (Basel/Berlin/Boston: De Gruyter, 2023).
- Udwan, Ghadeer. u.a. »Digital resilience tactics of Syrian refugees in the Netherlands: Social Media for social support, health, and identity« *Social Media + Society* 6, Nr. 1 (2020).
- Ulbricht, Katja. *Minderheit in einer Minderheit? Zu den Möglichkeiten einer erfüllenden Lebensgestaltung von Lesben und Schwulen mit Behinderungen* (Diplomarbeit, Fachhochschule Würzburg-Schweinfurt, 2003).
- Van Dijk, Jan. *The network society* (London: Sage, 2020).
- Vendrell, Javier Samper. *The Seduction of Youth: Print Culture and Homosexual Rights in the Weimar Republic* (Toronto: University of Toronto Press, 2020).
- Vicinus, Martha. »They Wonder to Which Sex I Belong: The Historical Roots of the Modern Lesbian Identity« *Feminist Studies* 3, Nr. 18 (1992): 467–497.
- Vicinus, Martha. »The History of Lesbian History« *Feminist Studies* 38, Nr. 3 (2012): 566–596.
- Vietze, Gottfried. »Zur Pathogenese des Transsexualismus. Literatur und Fallbericht« *Psychiatrie, Neurologie und medizinische Psychologie* 22, Nr. 3 (1970): 81–91.
- Villa Braslavsky, Paula-Irene und Sabine Hark. *Unterscheiden und herrschen: Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart* (Bielefeld: transcript, 2017).
- Vogler, Tanja. *Das politische Subjekt des queeren Aktivismus: Diskurs- und Akteurskonstellationen queerer Politiken im deutschsprachigen Raum* (Bielefeld: transcript Verlag, 2022).
- von Paczensky, Susanne. *Verschwiegene Liebe. Lesbische Frauen in unserer Gesellschaft* (München: Bertelsmann, 1981).
- von Roten, Iris. *Frauen im Laufgitter: Offene Worte zur Stellung der Frau* (Zürich, Dortmund: eFeF 1991).
- Voß, Heinz Jürgen. »Queer and (Anti)Capitalism II « in *The Queer Intersectional in Contemporary Germany: Essays on Racism, Capitalism, and Sexual Politics* Hg. Christopher Sweetapple. Gießen: Psychosozial-Verlag, 2018: 121.
- Waldschmidt, Anne. »Warum und wozu brauchen die Disability Studies die Disability History? Programmatische Überlegungen« in *Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung* Hg. Elsbeth Bösl u.a. Bielefeld: transcript, 2010: 13–28.

- Waldschmidt, Anne. »Das Mädchen Ashley oder: Intersektionen von Behinderung, Normalität und Geschlecht« in *Gendering Disability: Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht* Hg. Jutta Jacob u.a. Bielefeld: transcript Verlag, 2010: 35–60.
- Waldschmidt, Anne. »Interessenvertretung und politische Partizipation von Frauen mit Behinderung: Forschungsdefizite – Forschungsperspektiven« in *Geschlechterdifferenz in der Sonderpädagogik. Forschung – Praxis Perspektiven* Hg. Birgit Warzecha. Hamburg: LIT Verlag 1997: 49–66.
- Weeks, Jeffrey. *The World We Have Won. The Remaking of Erotic and Intimate Life* (London: Routledge, 2007).
- Weeks, Jeffrey. Catherine Donovan und Brian Heaphy, *Same Sex Intimacies: Families of Choice and Other Life Experiments* (London; New York: Routledge, 2001).
- Weimann, Waldemar und Otto Prokop. *Atlas der Gerichtlichen Medizin* (Berlin: Volk u. Gesundheit, 1963).
- Wekker, Gloria. *White Innocence: Paradoxes of Colonialism and Race* (Durham: Duke University Press, 2016).
- Weston, Kath. *Families We Choose: Lesbians, Gays, Kinship. Between Men – between Studies Lesbian and Gay Studies* (New York: Columbia Univ. Press 1991).
- Whisnant, Clayton. *Male Homosexuality in West Germany: Between Persecution and Freedom, 1945–69* (Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2012).
- Wiegman, Robyn und Elizabeth A. Wilson. »Introduction. Antinormativity's queer conventions« *Differences* 26, Nr. 1 (2015): 1–25.
- Wielowiejski, Patrick. »Identitäre Schwule und bedrohliche Queers: Zum Verhältnis von Homonationalismus und Anti-/Genderismus im Nationalkonservatismus« *Feministischen Studien* 18, Nr. 2 (2018): 347–356.
- Wissenschaftsrat (Hg.). *Empfehlungen zur Weiterentwicklung der Geschlechterforschung in Deutschland* (Köln: Juli 2023).
- Witkowski, Regine und Otto Prokop. *Genetik erblicher Syndrome und Missbildungen. Wörterbuch für die genetische Familienberatung* (Berlin: Akademie Verlag, 1974).
- Wittig, Monique. *Das straighte Denken* (Leipzig: Merve, 2023).
- Wittrock, Eike. »Theater« in *Handbuch Queere Zeitgeschichten 1. Räume* Hg. Andrea Rottmann u.a. Bielefeld: transcript, 2023: 123–136.
- Yilmaz-Günay, Koray und Salih Alexander Wolter. »Pink Washing Germany? Der deutsche Homonationalismus und die ›jüdische Karte‹ in Wer macht

- Demo_kratie: Kritische Migrationsforschung Hg. Duygu Gürsel, Zülfukar Çetin, und allmende e.V. Münster: edition assemblage, 2013.
- Yu, Haiqing und Hayden Blain. »Tongzhi on the move: digital/social media and placemaking practices among young gay Chinese in Australia« *Media International Australia* 173, Nr. 3 (2019): 66–80.
- Zabel, Rosi. Chromosomenstudien bei Intersexualität (Jena: Fischer, 1966).
- Zuboff, Shoshana. The age of surveillance capitalism (New York, NY: Public Affairs, 2019).

Autor*innen

Corinne Rufli forscht und vermittelt seit 20 Jahren zur Lesbengeschichte der Schweiz. 2015 publizierte sie das Buch »Seit dieser Nacht war ich wie verzubert« mit Porträts von frauenliebenden Frauen über siebzig. 2020 »Vorbild und Vorurteil. Lesbische Spitzensportlerinnen erzählen.« Derzeit doktoriert sie am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung (IZFG) der Universität Bern mit einer Oral-History-Studie zu frauenliebenden Frauen über achtzig in der Schweiz. Rufli ist Co-Leiterin der via Parlament in Auftrag gegebenen Studie zur Aufarbeitung des Unrechts, das Homosexuellen in der Schweizer Armee (1942–2020) angetan wurde. Dazu führt sie Lesbenspaziergänge durch Zürich und engagiert sich für die Plattform www.l-wiki.ch zur Lesbengeschichte der Schweiz.

Kirsten Plötz ist freiberufliche Historikerin. Für die Länder Rheinland-Pfalz und Hessen erforschte sie deren antihomosexuelle Maßnahmen in der frühen Bundesrepublik; aktuell für das Saarland 1935–1994. Diese regionalen Forschungen zeigten auf, dass Felder wie das Ehe- und Familienrecht oder auch Indizierungen von »Schmutz und Schund« lesbische Liebe erheblich erschweren. Seit 2019 ist sie im Fachbeirat der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld, seit 1999 in der Redaktion von Invertito, Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten.

Ulrike Klöppel, Diplom-Psycholog*in und promoviert im Fach Soziologie, ist wissenschaftliche*r Mitarbeiter*in am Institut für Geschichte und Ethik der Medizin der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg im DFG-Forschungsprojekt »Frauen in ver-rückten Lebenswelten« – Diskurse und Praktiken im Umgang mit ›Verrücktheit‹ in der westdeutschen Frauengesundheitsbewegung von den 1970er bis in die 1990er Jahre«. Weitere Arbeitsschwerpunkte

sind: Geschichte der Aids-Bewegung in Deutschland, Medikalisierung intergeschlechtlicher Menschen in Geschichte und Gegenwart, Geschlechtstransitionen in der Deutschen Demokratischen Republik, Geschlechtergeschichte, Queer History, Psychiatrie- und Arzneimittelgeschichte.

Benno Gammerl ist Professor für Geschlechter- und Sexualitätengeschichte am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz. Vielfalt und Differenz stehen im Zentrum seiner Forschung. Er beschäftigt sich mit Oral History sowie mit postkolonialen, gefühlshistorischen und queer-feministischen Ansätzen. Zu den Projekten, an denen Gammerl aktuell mitwirkt, gehören »Intimacy on the Move. Mobilities, Intimacies, Histories, 1920s–1990s« und »Global Perspectives on Intersectional Histories«. Zuletzt erschien sein Sachbuch »Queer. Eine deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis heute«.

Martin Lücke ist Historiker und Geschichtsdidaktiker. Er hat zur Geschichte der männlichen Prostitution in Deutschland promoviert und ist seit 2010 Professor für Didaktik der Geschichte an der Freien Universität Berlin. Seit 2019 ist er wissenschaftlicher Leiter des Margherita-von-Brentano-Zentrums für Geschlechterforschung an der FU. In der DFG-Forschungsgruppe »Recht – Geschlecht – Kollektivität. Prozesse der Normierung, Kategorisierung und Solidarisierung« leitet er das Teilprojekt »Menschenrechte, queere Geschlechter und Sexualitäten seit den 1970er Jahren«.

Andrea Rottmann ist Geschlechter- und Sexualitäten-Historikerin. Aktuell untersucht sie als Postdoc an der FU Berlin die Auseinandersetzungen um LSBTIQ-Rechte als Menschenrechte seit den 1970er Jahren. 2023 erschien ihre Monografie *Queer Lives Across the Wall. Desire and Danger in Divided Berlin, 1945–1970* (University of Toronto Press). Sie hat zu queeren Räumen, zur Vermittlung von Geschlechter- und Sexualitätengeschichte im Museum, zur Geschichte der LSBTIQ-Bewegung und zur Geschichtspolitik in Deutschland und den USA geforscht und veröffentlicht. Gemeinsam mit Martin Lücke (FU Berlin) und Benno Gammerl (EUI Florenz) koordiniert sie das wissenschaftliche Netzwerk »Queere Zeitgeschichten im deutschsprachigen Europa«, das Historiker*innen aus der englisch- und deutschsprachigen queeren Geschichte vernetzt.

Maria Bühner forscht als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Leipzig zur Subjektivierung von weiblichen* Homosexualitäten in Ost-

deutschland (1945–1994) und hat ein großes Interesse an der Schnittstelle von Kulturwissenschaften und Technologien. Maria hat Kulturwissenschaften an der Universität Leipzig und der University of East London studiert. Sie arbeitete als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Hygiene-Museum Dresden in einem vom BMBF geförderten Forschungsprojekt über Objekte und Sexualität und als technische Redakteurin für Cybersicherheit bei Security Research Labs.

Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Geschichte der Sexualitäten, material culture studies und Technologien. Sie hat mehrere Artikel über Lesben in der DDR veröffentlicht und eine Expertise für den Senat Berlin verfasst. Außerdem ist sie Mitherausgeberin eines Bandes zur europäischen Geschlechtergeschichte (2018, Franz Steiner) und eines Tagungsbandes zu Sammlungspolitiken und Sexualitäten (2021, Böhlau).

Sébastien Tremblay ist wissenschaftlicher Mitarbeiter und Dozent für Neuere Europäische Geschichte und Postdoktorand am Interdisziplinären Zentrum für Europastudien der Europa-Universität Flensburg, wo er auch die Graduiertenschule für Nachwuchswissenschaftler*innen mitleitet. Vor seiner Tätigkeit in Flensburg war Sébastien IRC Postdoctoral Fellow am interdisziplinären DFG-Exzellenzcluster »SCRIPT – Contestations of the Liberal Script« in der Forschungseinheit »Borders« und Gastwissenschaftler am Centre for Queer History an der Goldsmiths University of London.

Er promovierte 2020 an der Graduate School of Global Intellectual History der Freien Universität Berlin. Seine erste Monografie über transregionale queere Erinnerung und visuelle Begriffsgeschichte *A Badge of Injury: The Pink Triangle as Global Symbol of Memory* wurde 2023 bei De Gruyter veröffentlicht und basiert auf seiner Dissertation.

Sébastien hat zahlreiche Artikel, Blogbeiträge und Buchkapitel auf Deutsch, Englisch und Französisch veröffentlicht. Unter anderem wurde sein Artikel »Visual Collective Memories of National Socialism: Transatlantic HIV/AIDS Activism and Discourses of Persecutions« 2022 in German History veröffentlicht. Derzeit arbeitet er an seinem zweiten Buchprojekt (Habilitation) über das Wandern als historische Praxis und die Verhandlung regionaler und europäischer Raumbildung in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert. Im Rahmen dieses Projekts wurde er von der Universität Tokio als Gastwissenschaftler eingeladen.

Christopher Ewing ist Assistenzprofessor am Fachbereich Geschichte, dessen Arbeit einen transnationalen Ansatz zur Geschichte von Rasse, Sexualität und Queerness im zeitgenössischen Deutschland verfolgt. Er hat 2018 an der City University of New York promoviert und war vor seinem Wechsel nach Purdue Assistenzprofessor für Geschichte an der Virginia Commonwealth University. Sein erstes Buch, *The Color of Desire: The Queer Politics of Race in the Federal Republic of Germany after 1970* (Cornell, 2023), zeigt, wie die Politik von race für die Entstehung von Queer-Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland nach der Schwulenbefreiung entscheidend war. So wie sich der Rassismus in weißen, queeren Szenen des gesamten politischen Spektrums verfestigte, tat dies auch der Antirassismus, als queere Aktivisten of Color gegen sich überschneidende Formen der Marginalisierung kämpften. Dieses Buch zeichnet die Verbindungen zwischen Aktivist*innen und Gruppen nach, die konkurrierende Visionen für eine queere, deutsche Politik entwickelten. Sein zweites Buchprojekt, *Hate: A Criminal History of Germany's Violent '90s* (Hass: Eine Kriminalgeschichte der gewalttätigen 90er Jahre in Deutschland), untersucht, wie Deutschland nach der Wiedervereinigung im Jahr 1990 mit rechter Gewalt umging. Indem er den transatlantischen Austausch zwischen Aktivist*innen, Strafverfolgungsbehörden und Politiker*innen in den USA und Deutschland verfolgt, erklärt dieses Projekt, warum »Hasskriminalität« zu einem so wichtigen, internationalen Rahmen für das Verständnis verschiedener Formen gezielter Gewalt am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts wurde.

Katja Patzel-Mattern (*1970) ist Professorin für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Ruprecht-Karls Universität Heidelberg. Nach ihrem Studium der Geschichte, Politikwissenschaften und Publizistik an den Universitäten Münster und Barcelona schloss Katja Patzel-Mattern 1998 ihre Promotion zur Erinnerungskultur an der Universität Münster ab. Sie lehrte an tertiären Bildungseinrichtungen und sammelte Berufserfahrung am TECHNOSEUM im Mannheim und beim Cusanuswerk in Bonn. 2007 habilitierte sie sich an der Universität Konstanz mit einer Arbeit zur industriellen Psychotechnik in der Weimarer Republik.

Ebenfalls 2007 wechselte Katja Patzel Mattern an die Universität Heidelberg, wo sie am Historischen Seminar zunächst als Lehrdozentin und Vertretungsprofessorin, seit 2009 als Professorin für Wirtschafts- und Sozialgeschichte lehrt.

In ihren Forschungsprojekten und Publikationen behandelt Katja Patzel-Mattern ein breites Spektrum wirtschafts- und sozialhistorischer Themen von der unternehmerischen Krisenkommunikation über Fragen geschichtswissenschaftlicher Theoriebildung bis hin zu weiblicher Erwerbsarbeit und Mutterschaft. Ihre aktuellen Projekte zur Geschichte der Arbeit und jüngst zur Vermittlung und Aneignung von Heimatvorstellungen im Kinderzimmer im Rahmen des neu bewilligten SFB »Heimaten« spiegeln ihr interdisziplinäres wie themenübergreifendes Forschungsinteresse wider.

Elena Marie Mayeres forscht als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsprojekt »Zwischen Unsichtbarkeit, Repression und lesbischer Emanzipation – Frauenliebende“ Frauen im deutschen Südwesten 1945 bis 1980er Jahre« im Teilprojekt »Die Grenzen des Privaten. Rechtliche und private Rahmenbedingungen«. Schwerpunkt ihrer Forschung ist die Geschichte queer-lesbischer Beziehungsweisen im Kontext der westdeutschen Nachkriegsgeschichte.

Sie hat Philosophie, Soziologie und Sozialwissenschaften in Jena, Potsdam und Berlin studiert. Ihre Forschungsinteressen liegen in Queerer Zeitgeschichte, Kritischer Theorie, Beziehungs- und Emotionsgeschichte sowie Stadt- und Raumforschung. Publiziert hat sie unter anderem zu queer-lesbischen Familien, queer-lesbischen Beziehungsweisen im deutschen Südwesten und der Geschichte der Wohnungsfrage in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus.

Zudem arbeitet sie als freie Mitarbeiterin in der historisch-politischen Bildungsarbeit zur Geschichte des Nationalsozialismus sowie zu rechten Kontinuitäten innerhalb der deutschen Natur- und Umweltschutzbewegung.

Lara Ledwa, geboren 1990 in Bielefeld, hat Kunstgeschichte und Gender Studies an der HU Berlin studiert und ihre Abschlussarbeit zum Archivmaterial des Lesbischen Aktionszentrums Westberlins geschrieben. Sie interessiert sich für lesbische Geschichten aus linker und queer-feministischer Perspektive und arbeitet seit 2020 im Spinnboden Lesbenarchiv. Dort ist sie hauptverantwortlich für die Veranstaltungs- und Öffentlichkeitsarbeit.

Dr. **Elisa Heinrich** ist Postdoc am Institut für Geschichtswissenschaften der Universität Innsbruck. Nach einer Gastprofessur für Queer History und Biografieforschung an der Universität Wien arbeitet sie derzeit an einem Projekt zu Wissensproduktion, Aktivismus und Selbstdarstellung von Menschen

mit Behinderungen im deutschsprachigen Europa von den 1970er bis in die 1990er Jahre.

Ihre Forschung bewegt sich an der Schnittstelle von Geschlechtergeschichte, Queer History und DisAbility History. Dabei interessiert sie sich besonders für die Geschichte sozialer Bewegungen, insbesondere feministische, LGBTQ*- und Behindertenrechtsbewegungen, für Erinnerungspolitik und Fragen von Subjektivierung.

Elisa Heinrich absolvierte ihr Doktorat an der Universität Wien mit Fellowships an den Universitäten Basel und Frankfurt/Main. Ihre Dissertation »Intim und respektabel. Homosexualität und Freundinnenschaft in der deutschen Frauenbewegung« konzeptualisiert Intimität als methodisches Tool, um die vielfältigen Beziehungen zwischen den Aktivist*innen zu analysieren. Die Arbeit wurde mehrfach ausgezeichnet, u.a. mit dem Michael Mitterauer Förderpreis für Gesellschafts-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, und erschien 2022 als Buch (v&r unipress). Außerdem ist sie Mitherausgeberin von Special Issues zum Thema Politische Freund*innenschaft (Ariadne 2022) und Homosexualitäten revisited (OeZG 2018). Zuletzt erschien der Aufsatz Equal Rights, equal Punishment? German Feminists discuss the impending Criminalisation of Female Homosexuality before World War I (zeitgeschichte 2024).

Martin Lengwiler (Dr. phil.) ist Professor für Neuere Allgemeine Geschichte an der Universität Basel. Er arbeitet zur Sozialstaats- und Wissenschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts und war Principal Investigator des EU-geförderten Forschungsprojekts »Disentangling European HIV/AIDS Policies: Activism, Citizenship and Health« (2016–2018).

Daniel Zürcher ist Historiker und wissenschaftlicher Bibliothekar. Er studierte an der Universität Basel Geschichte und Ägyptologie. Anschließend war er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Departement Geschichte der Universität Basel. Seit 2021 arbeitet er an der Universitätsbibliothek Basel. Er forscht zur Geschichte der sozialen Bewegungen in der Schweiz, insbesondere zur Schweizer Schwulenbewegung im Zeitalter von HIV/Aids.

Yener Bayramoğlu ist derzeit Lecturer an der York University. Zuvor war er Marie Skłodowska Curie Fellow an der Manchester Metropolitan University und Gastprofessor für Gender- und Queer Studies an der Alice Salomon Hochschule Berlin. Er studierte Medien- und Kommunikationswissenschaft

an der Marmara-Universität in Istanbul und promovierte zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Freien Universität Berlin. Seine Doktorarbeit, eine vergleichende historische Studie über die queere (Un-)Sichtbarkeit in der deutschen und türkischen Boulevardpresse, wurde mit einem Stipendium der Rosa-Luxemburg-Stiftung durchgeführt. Seine Postdoc-Forschung zu digitalen Medien und queerer Migration wurde durch ein Forschungsstipendium des Margherita von Brentano Zentrums für Geschlechterstudien in Berlin unterstützt.

